


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
VE RI TAS

Oestreichische militärische
Zeitschrift.

Jahrgänge 1811, 1812 und 1813.

Neue Auflage.

Zweiter Band.

Miszellen aus dem Gebiete der militärischen Wissenschaften.

Erster Theil.

Wien, 1835.
Gedruckt bei Anton Strauß's sel. Witwe.

I.

Ueber Gefechte.

Alle Gefechte müssen nach einem bestimmten Plan, zu einem bestimmten Zweck unternommen oder bestanden werden, das heißt: man muß bestimmt wissen, was man durch den Angriff, oder durch die Vertheidigung erreichen, und wie man es erreichen will.

Ob ein Gefecht einen Zweck hatte, das zeigen, wenn es gelingt, die Folgen; ob es planmäßig geführt worden, das zeigt die größere oder geringere Verwirrung während desselben, das zeigen die Rapporte darüber, die entweder klar und bestimmt, und unter sich übereinstimmend, die Resultate mit ihren Ursachen darlegen, oder widersprechend und verworren zwar die Folgen zeigen, aber über die Ursachen kein Licht verbreiten.

Zwar waltet in jedem Gefechte der Zufall; kein menschlicher Geist vermag Alles vorherzusehen, Alles vorher zu bestimmen. Der wichtige Unterschied liegt aber darin, daß, wenn ein talentvoller besonnener Kopf führt, der Zufall waltet, aber nicht blindlings herrscht. Ein schwacher Kopf wird von dem Zufall fortgerissen; ein guter weiß, ihn zu lenken, und ihm zu begegnen. Der erste hat, sobald das Gefecht beginnt, der Stein weggeworfen ist, keine Macht; der zweite erhält seine Macht mit fester Hand auch während der Verwirrung. Diese Betrachtungen zeigen sattsam, wie wichtig im Kriege die Führung ist. Die Besonnenheit, der Muth, das Talent eines einzelnen Bataillons-Chefs vermögen oft einem Gefechte die günstigste Wendung zu geben;

da hingegen Mangel an Einsicht und Unentschlossenheit eines einzigen solchen Chefs für ein ganzes Korps oder Armee die nachtheiligsten, oft selbst durch das größte Feldherrngenie nicht abzuwendenden Nachtheile herbeiführen können.

Es ist bereits gesagt worden, daß jedes Gefecht planmäßig zu einem gewissen Zwecke geführt werden müsse; aber es ist noch nicht genug, daß das Gefecht einen Zweck und einen Plan habe; der Zweck muß strategisch richtig, der Plan taktisch richtig seyn.

Es ist hier nicht der Ort, die Strategie abzuhandeln, und ihre Grundsätze auf verschiedene Fälle anzuwenden. Das Studium der besten militärischen Schriften und eignes Nachdenken werden den Offizier über das Wesen der Strategie belehren; die Kriegsgeschichte wird ihm Beispiele der Anwendung zeigen, die dann eine reife Urtheilskraft entweder als preiswürdig, mit den Lehren der Strategie übereinstimmend, oder diesen Lehren zuwider, als verwerflich erkennen wird. Nur über die taktischen Plane und Disposizionen zu einem Gefechte sollen hier einige allgemeine Grundsätze vorgetragen werden. Die Taktik sucht auf die schnellste Art zu siegen, und den Sieg mit dem geringsten Verluste zu erkaufen; die Strategie will den folgenreichsten Sieg. Die eine sieht nur auf das Schlachtfeld; die andere blickt über das Schlachtfeld hinaus. Aus diesem ergibt sich, daß das strategische Angriffsobjekt oft ganz von dem taktischen verschieden seyn müsse. Die Strategie z. B. kann fordern, den Feind in seiner linken Flanke zu umgehen und anzugreifen, weil durch das Gelingen dieses Angriffs der Feind in seine rechte Flanke geworfen, dadurch von seiner Kommunikazionslinie abgeschnitten würde, oder gar seine Basis verlöre; da hingegen ein gelingender Angriff in der rechten Flanke bloß einen wenig folgenreichen Rückzug auf der Kommunikazionslinie bewirkte. Nach taktischen Grundsätzen aber müßte der rechte Flügel angegriffen werden, indem dieser leichter zu

umgehen, und leichter anzugreifen ist, als der linke. In diesem Falle muß Überlegung und Urtheilskraft bestimmen. Darf man sich den Sieg auch bei dem schwierigen Angriff auf dem linken Flügel versprechen, so greife man diesen Flügel an; denn entscheidend wird eine Niederlage nur, wenn das Angriffsobjekt strategisch gewählt ist. Ist aber die Schwierigkeit des Angriffes zu groß, die Hoffnung des Sieges zu gering, so halte man sich, wenn man in einem solchen Falle schlechterdings angreifen muß, an das taktische Angriffsobjekt, und begnüge sich mit dem geringern Vortheil.

Hat man nun das Angriffsobjekt nach strategischen oder taktischen Grundsätzen gewählt, so fragt sich's: wie soll man angreifen? — Um auf das Gelingen eines Angriffs mit Recht zählen zu können, wird vor Allem erfordert, daß ich durch geschickte Anordnungen auf den eigentlichen Angriffspunkt mehr Truppen hinbringe, als der Feind mir entgegenstellen kann; dieß wird aber, beide Theile gleich stark angenommen, nur dann möglich, wenn ich dem Feinde einen Theil meiner Truppen entziehe, oder sie, von der Gegend begünstigt, so stelle, daß sich der Schwächere gegen die Mehrzahl mit Erfolg vertheidigen kann. Wenn ich aber meinen rechten Flügel verstärke, und meinen linken versage, so wird der Feind, unbesorgt für seinen rechten, seinen linken verstärken, und die Partie ist wieder von beiden Theilen gleich. Es ist also nicht genug, daß ich mehr Truppen gegen den Angriffspunkt versammle; ich muß auch den wahren Angriff maskiren, und meine schwächeren Theile aus dem Gefechte halten, oder durch vortheilhafte Stellungen sichern. Wir setzen, dieß wäre alles geschehen; durch klug angeordnete Bewegungen vor dem Gefechte wären meine Streitkräfte auf dem Angriffspunkte dem Feinde überlegen; wie soll ich nun diese Streitkräfte brauchen? — Es gibt nur zwei Mittel, den Feind durch offene Gewalt zur Verlassung seines Postens zu zwingen: das Feuer und die blanke Waffe. Beide Theile in gleicher

Ausdehnung gegenüber betrachtet, kann mein Feuer dem feindlichen nur dann überlegen werden, wenn er in geschlossener und ich in aufgelöster Linie fechte. Der Feind, der mehr Leute verliert, der seine Truppen nicht so oft ablösen kann, muß bei einem solchen Gefechte am Ende weichen. Ist aber bei gleicher Ausdehnung die Gefechtart, so wie die Geschicklichkeit beider Truppen gleich, so ist auch das Feuer beider Theile gleich, und die Überlegenheit der Zahl wirkt nur durch die mehreren Ablösungen; wodurch ich zwar am Ende den Feind zu ermüden und zum Weichen zu bringen hoffen darf, wodurch aber, den großen Verlust, den ich leide, abgerechnet, der Feind zu allen Gegenbewegungen Zeit gewinnt.

Wenn also der Feind zu Verlassung eines Postens durch das Feuer schnell und unausweichlich gezwungen werden soll, so muß mit dem Front- das Flankenfeuer verbunden werden; wozu Umgehung erforderlich ist. Ein überlegenes, schnell entscheidendes Feuer kann also bei gleicher Stärke des Geschützes und gleichen Terränvortheilen nur durch taktische Umgehung bewirkt werden.

Die zweite Angriffsart ist das gerade Anstürmen. Diese Art entscheidet am schnellsten; daher, wenn sie gelingt, mit dem wenigsten Verlust. — Wenn man beide Arten mit einander vergleicht; wenn man Vortheile und Nachtheile beider erwägt, so ergeben sich folgende Resultate:

Bei dem umfassenden Feuerangriff kann ich meine Überlegenheit am besten gebrauchen; ich gebe dem Zufall am wenigsten preis; ich bin des Erfolges beinahe versichert. Bei dem Anstürmen entscheide ich am wirksamsten und schnellsten; ich gebe aber auch dem Zufalle das weiteste Feld, und meine Überlegenheit kann ich nur zum Theil benützen. Wann also die eine, wann die andere Art zu gebrauchen sey, bestimmen die Umstände und die Gegend.

Wenn der Angriff auf einem Flügel in durchschnittener Gegend geschieht, wird ein umfassendes Feuer am anwend-

darſten ſeyn; iſt aber das Centrum zu durchbrechen, ſo wird Anſtürmen mit Maſſen unvermeidlich; oft ſind beide Arten vortheilhaft zu vereinen. Taktiſche Umgehung, der ſodann ein umfaſſender Feuerangriff, oder, wenn es die Gegend geſtattet, das Anſtürmen in die Flanke folgen kann, bleibt jedoch das Sicherſte, alſo, wo es immer anzuwenden möglich iſt, das Beſte.

Es wäre nun beſtimmt, wie der Angriffspunkt gewählt; es wäre ferner beſtimmt, wie angegriffen werden ſoll. Es wäre nun zu unterſuchen, wann angegriffen werden ſoll?

Lange glaubte man, daß jeder Angriff mit Tagesanbruch beginnen müſſe. Ohne klare Anſicht des zu erreichenden Zweckes, ohne Berechnung der hierzu erforderlichen Zeit, fing man die Gefechte mit Anfang der Sonne an, um ſie mit ihrem Niedergange zu enden. Allmälig ſieht man die Ungereimtheit dieſes Verfahrens ein. Man bedenkt den Zweck, überſchlägt die zu ſeiner Erreichung erforderliche Zeit, und bindet ſich an keine Stunde.

Der Zweck kann jedoch beſchränkt, oder ausgedehnt ſeyn; man kann nämlich ſich mit Erreichung eines beſtimmten Punktes begnügen, oder man kann nach Erreichung eines gewiſſen Punktes auf andere dann erſt beſtimmbare Punkte ſein Augenmerk richten; man kann zur Abſicht haben, einen Vortheil zu erlangen, oder ſeinen Vortheil zu verfolgen.

Wir wollen nun unterſuchen, wie bei beſchränktem Zwecke die Angriffsſtunde beſtimmt werden muß? — Ich will z. B. mich eines einzelnen Dorfes bemeiſtern, das der Feind beſetzt hält; ich ſtehe von dem Dorfe eine halbe Stunde entfernt; ich nehme an, daß der Feind eine Stunde bedarf, um ſo viel Truppen zu ſammeln, daß er mich, nachdem ich das Dorf genommen, wieder mit Erfolg in demſelben angreifen könne. Wir ſind im Herbſte, und um ſieben Uhr iſt es völlig Nacht; ich treffe alſo meine Anſtalten ſo, daß ich das Gefecht um ſechs Uhr beginne. Wenn ich nun annehme, daß ich mich des Dorfes in einer halben Stunde bemeiſtere, was,

wenn der Angriff nicht abgeschlagen wird, und die Anstalten gut getroffen sind, geschehen muß, so habe ich hinlängliche Zeit, mich mit meinem neuen Posten bekannt zu machen, und in demselben festzusetzen. Den Feind aber überfällt die Nacht, ehe er zur Wiedergewinnung des Dorfes die Truppen versammelt, und die nöthigen Anstalten getroffen haben kann; er wird daher, um die Unordnungen der Nachtgefechte zu vermeiden, den Angriff bis zum Morgen verschieben, wodurch ich Zeit gewinne, mich in dem Dorfe zu befestigen, die Ausgänge zu versperren, und Verstärkungen an mich zu ziehen. Der Feind wird also, wenn er am Morgen die ganz veränderte Lage bemerkt, entweder sein Unternehmen aufgeben, oder es bei so ungünstigen Umständen beginnen, daß ich die Behauptung des Postens hoffen darf. Wäre nun dieses Dorf früher, oder gar am frühen Morgen angegriffen worden, so wäre wahrscheinlich der ganze Tag in Gefechten um das Dorf vergangen, und nach einem sehr großen Verluste hinge die endliche Entscheidung von dem zufälligen Besitz desselben bei einbrechender Nacht ab.

Dieß Beispiel zeigt hinlänglich, welche Rücksichten bei einem beschränkten Zwecke die Angriffsstunde bestimmen. Wenn aber der Zweck ausgedehnter, wenn er sehr ausgedehnt ist, so treten andere Rücksichten ein. Man wollte z. B. eine gegenüberstehende Armee angreifen; man weiß, daß, wenn der Angriff gelingt, und sie geschlagen wird, das Terrän oder andere Umstände ihren Rückzug so ungünstig machen, daß man hoffen darf, während desselben sehr wesentliche Vortheile gegen sie zu gewinnen; um diese zu erlangen, wird aber Zeit erfordert. Hier wäre also erstlich zu bedenken, in welcher Zeit man hoffen darf, nachdem die Kolonnen angegriffen, den Feind zu schlagen; zweitens, wie weit man denselben mit Sicherheit und Vortheil verfolgen kann. Solche Überschläge sind aber sehr schwierig; es fordert sehr viel Überlegung, um auch nur zu einiger Ge-

wißheit zu gelangen; man muß daher, wenn man auch die Zeit noch so genau berechnet hat, immer beträchtlich zugeben, um für unberechnete Fälle gesichert zu seyn; man greift also in solchen Fällen gewöhnlich mit Tagesanbruch an, und hat so die möglichst längste Zeit zu Unternehmungen vor sich.

Diese Angriffe mit Tagesanbruch haben, außerdem, daß sie Zeit geben, den Sieg vollständig zu benützen, noch den großen Vortheil, daß die Kolonnen in der Nacht dem Feinde verborgen marschiren; daß er also unsere Absichten nur dann gewahr werden kann, wenn schon der Angriff beginnt. Dagegen haben sie auch wesentliche Nachtheile.

Wenn mit Tagesanbruch angegriffen wird, so ist der Soldat die ganze Nacht unter den Waffen: er steht, er marschirt, er hat keine Ruhe; er kommt ermüdet an den Feind. Nehmen wir nun einen Sommertag, wo das Gefecht um drei Uhr beginnen, um zehn Uhr Abends erst enden kann; denken wir uns einen Soldaten, der, nachdem er eine Nacht gewacht, ohne durch Speise gestärkt zu seyn, 18 Stunden die Seele und Körper anstrengendste Arbeit verrichten soll, und wir werden uns nicht wundern, wenn am Abend des Tages der Feind durch eine kleine frische Truppe diesen hinschmachtenden Körpern den Sieg entreißt. Man könnte einwenden, daß der Feind in derselben Lage ist; daß ich meine Truppen ablösen lassen kann. Der Feind ist aber nicht in derselben Lage; er hat die Nacht vorher geruht; er hat keine so großen Bewegungen zu machen. Da bei ihm nicht Alles in Bewegung ist, so kann seine Reserve abkochen, indem sich die erste Linie schlägt. Ganz anders ist es bei den Angreifenden; da ist Alles in Bewegung; da hat niemand gekocht, niemand geruht. Wenn ich also eine zu sehr ermüdete Truppe ablösen lasse, so geschieht es wieder durch eine ermüdete.

Man sieht hieraus, daß der Angegriffene in dieser Hinsicht und unter diesen Umständen einen großen Vortheil ge-

gen den Angreifer hat, wenn nicht etwa die Angegriffenen durch Mangel an Einsicht, aus dem ängstliches Hin- und Hermarschiren folgt, sich dieses Vortheils begeben.

Wenn man die Vortheile und Nachtheile des frühen Angriffs erwägt, so ergeben sich folgende Resultate:

Wenn ich dem Feinde, durch das Terrän begünstigt, die Stärke und Richtung meiner Kolonnen, die zum Angriff märschiren, auch bei Tage verbergen kann, so ist es jederzeit besser, daß die Truppe die Nacht über ruht, und am Morgen abkocht, ehe sie gegen den Feind geführt wird; wenn auch der Angriff erst um eilf oder zwölf Uhr beginnt. In den Sommertagen bleibt hinlängliche Zeit zu einem vollständigen Sieg; höchstens in den kurzen Dezembertagen könnte Mangel an Zeit zu einem Angriffe mit Tagesanbruch nöthigen. Ist aber die Gegend so frei, daß nur die Nacht die Bewegungen verbergen kann, so muß man freilich nur zur Nacht seine Zuflucht nehmen.

Bei dieser Untersuchung über die Zeit des Angriffes ist vorausgesetzt worden, daß man nahe am Feinde stände; daß man von ihm höchstens zwei Stunden entfernt sey. Hat man aber einen starken Marsch bis an den Feind, sucht man diesen unvermuthet anzugreifen, zu überfallen, dann muß freilich die Nacht über marschirt werden, um zu gehöriger Zeit die bestimmte Stelle zu erreichen. — Bisher war von Angriffen die Rede. Es wurde untersucht, auf welchem Punkte, auf welche Art, und um welche Zeit man angreifen soll. Jetzt soll von der Vertheidigung gehandelt werden.

Der Kommandant, der einen Posten, eine Stellung vertheidigen soll, muß sich vor Allem in die Lage des Feindes denken und beurtheilen, welche Wichtigkeit sein Posten für denselben haben könne; er wird dadurch die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit eines Angriffs erkennen. Er muß ferner seinen Posten, oder seine Stellung, von feindlicher Seite betrachten; er wird dadurch die taktischen Vortheile

und Nachtheile desselben einsehen, und hieraus die Maßregeln zur Vertheidigung abnehmen. Seine Truppen läßt er so lagern, daß sie sich bei einem Angriffe vorwärts gegen den Feind in ihre Posten bewegen, damit der nachtheilige Eindruck vermieden wird, den eine Bewegung rückwärts gleich im Anfange des Gefechts verursachte. Nachdem der Kommandant seine Stellung kennt; nachdem er ihre stärkern und schwächern Seiten weiß, macht er nach der Wichtigkeit der Posten und der Beschaffenheit der Gegend die Vertheilung der Truppen; er bestimmt jeder Truppe ihre Reserve, und hält auf einem angemessenen Centralpunkt noch eine allgemeine beträchtliche Reserve, die nach Umständen bei Abtreibung des Feindes den Ausschlag gibt, oder, wenn der Angriff gelungen, den Rückzug der übrigen Truppen deckt. Die Reserven müssen wenigstens die Hälfte der ganzen Truppe betragen; durch starke Reserven kann man das Gefecht lenken und erneuern; durch sie allein kann man nach hartnäckigem Widerstand auf einen ordentlichen Rückzug rechnen, wenn der Angriff gelingt, und den Feind ohne Gefahr und wirksam verfolgen, wenn er mißlingt. Einer Truppe, die angreift, sind Reserven nothwendig; einer Truppe, die angegriffen wird, sind selbe noch viel nothwendiger. Einen starken Widerstand wird eine entschlossene Truppe, die angreift, überwinden; aber wenn der Widerstand wächst, die Gefahr größer wird, wenn man sie schon überstanden glaubt, wird auch der entschlossenste Feind leicht schwanken und weichen.

Auf Kenntniß seiner Stellung, auf geschickter Vertheilung seiner Truppe, auf wohlgestellten und zahlreichen Reserven, beruht also eine folgenreiche Vertheidigung; dagegen der Erfolg eines Angriffs auf der geschickten Wahl des Angriffspunktes, auf wenigstens lokaler Überlegenheit, auf taktischer Umgehung, umfassendem Feuer, oder Anstürmen mit Massen beruht.

Hat man zwischen Angriff und Vertheidigung die Wahl,

so greife man jederzeit an. Der Angreifende lähmt gleichsam die Kraft des Feindes, und zwingt ihn, sich nach seinen Bewegungen zu richten. Dieser Vortheil ist unschätzbar. Zudem vermehrt die Bewegung vorwärts gegen den Feind den Muth des Soldaten. Selbst in der Vertheidigung suche man, zum Angriffe überzugehen, die leidende in thätige Kraft zu verwandeln. Auf strenge Vertheidigung darf sich nur eine sehr schwache Truppe in einer sehr festen Stellung beschränken.

Angriff und Vertheidigung sind ihrer Natur nach entgegengesetzt; also auch das bei denselben nothwendige Benehmen. Wenn man im Angriffe die größtmögliche Truppenzahl auf einem Punkte ins Gefecht zu bringen, und so schnell zu entscheiden sucht, so muß man dagegen in der Vertheidigung die Entscheidung zu verzögern, und das Gefecht zu verlängern trachten; indem bei verlängertem Gefecht der Ungestüm der Angreifenden nachläßt, und das ganze Unternehmen gewöhnlich entweder ganz mißlingt, oder von einer frischen Truppe neu begonnen werden muß. Deßhalb zieht man bei der Vertheidigung zwar auch seine größte Stärke auf den angegriffenen Punkt; allein man bringt anfangs nur so viel Truppen, als das Terrän unumgänglich fordert, ins Gefecht, verstärkt diese jedoch immer mehr, und greift endlich mit seinen Reserven den Angreifenden selbst an.

Wer die letzte frische Truppe ins Gefecht bringt, entscheidet meistens zu seinen Gunsten; daher eine geschickte Verwendung, eine weise Schonung und Sparung der Truppen in allen Gelegenheiten, vorzüglich aber in der Vertheidigung zu empfehlen ist. Von Truppen, die in einem starken Gefechte begriffen sind, ist man nicht mehr Meister. Mit diesen künstliche Bewegungen ausführen zu wollen, zeigt von gänzlicher Unkenntniß des Kriegs. Da nun aber gerade der Vertheidiger gegen die immer mehr sich entwickelnden Absichten des Angreifenden, oft mitten im Gefechte, sich gegen Überflügelung zu sichern, seine Stellung zu verändern ge-

zwungen ist, wozu nicht selten künstliche Bewegungen gehören, so folgt schon daraus, wie nothwendig es für den Vertheidiger ist, starke Reserven für unvorzusehende Fälle bereit zu halten.

Es ist hier nicht der Ort, zu lehren, wie man in der Vertheidigung das Terrän benützen, wie man sich gegen Umgehungen sichern muß. Nur das Allgemeingültige bei allen Gefechten überhaupt, so wie das bei allen Angriffs- und Vertheidigungsgefechten insbesondere Anwendbare, sollte dieser Aufsatz enthalten. Wer mit richtigen Maximen eigene Beurtheilung verbindet, dem wird die Anwendung in besondern Fällen nicht schwer. Dem, der eine Sache im Ganzen falsch ansicht, wird alle im Einzelnen bewiesene Kunst nichts fruchten. Daher vor allem richtige Grundsätze. Die Folgerungen ergeben sich von selbst. —

R.

II.

Ueber Angriff und Vertheidigung eines Gebirgspasses.

Länder, welche von Gebirgen umschlossen sind, erhalten ihre Verbindung mit den Grenzländern entweder durch Wege, welche über die Gebirge führen, oder durch solche, welche in den Thälern fortlaufen. Ersteres geschieht, wenn die Grenzgebirge zusammenhängen, letzteres, wenn sie durch Thäler getrennt sind. Je weniger die Gebirge, die ein Land einschließen, hoch und steil sind: je mehr ein Land angebaut, und je größer sein Verkehr mit den Grenzländern ist, desto mehr Verbindungswege werden auch entweder über die Gebirge, oder in den Thälern über die Grenze führen. Befinden sich nun auf einer Grenze viel dergleichen fahrbare, oder leicht fahrbar zu machende Wege, so hat das Land, wenn diese auch noch so beschwerliche Defileen bilden, doch keine Grenzpässe, kann daher nicht vortheilhaft an den Grenzen von Wenigern gegen Mehrere vertheidigt werden. Eigentliche Gebirgspässe trifft man daher nur in Ländern, die von hohen und steilen Gebirgen umschlossen sind, wo man auf wenige, meist weit aus einander liegende, fahrbare Wege beschränkt ist, und wo man außer diesen nur mit Saumthieren, höchstens mit Gebirgskarren, oft aber kaum zu Fuße, fortkommen kann.

Man sieht leicht, daß ein Gebirgspaß in dem Maße leichter zu vertheidigen seyn wird, als er enger ist, und man weniger außer dem Wege fortzukommen vermag. Könnte man nun außer dem Wege gar nicht, auch nicht einmal zu

Fuß, fortkommen, so wäre der Gebirgspaß, der dann nur in der Fronte durch offene Gewalt genommen werden könnte, für die Vertheidigung als vollkommen zu betrachten. Aber ein solcher Paß wird sich bei genauerer Untersuchung höchst wahrscheinlich niemals finden, und daher nur ein idealer Maßstab zur Bestimmung und Vergleichung des Werthes wirklicher Pässe bleiben.

Die Erfahrung lehrt, daß die Abfälle hoher Gebirge meist steil und ungangbar, ihre Höhen aber, auf denen sich oft große Flächen befinden, meist überall gangbar sind, und mehr Ausbreitung als die Thäler und Abfälle gestatten. Aus diesem folgt, daß man die besten Gebirgspässe nicht auf den Höhen der Gebirge, sondern an den Abfällen derselben finden wird, und daß die Grenze eines von hohen Gebirgen umschlossenen Landes weit leichter zu vertheidigen ist, wenn diese durch Thäler getrennt sind, und durch diese Thäler Wege führen, als wenn sie zusammenhängen, und einen Hauptrücken bilden. Läuft daher die Grenze eines zu vertheidigenden Landes auf dem Hauptrücken eines hohen Gebirges, so muß man sich der auf der feindlichen Seite gelegenen Gebirgspässe zu bemeistern suchen, und dann in diesen, nicht aber auf dem Hauptrücken selbst, seine Grenze vertheidigen. Diese Regel leidet jedoch in den Gebirgen der höchsten Art, deren Spitzen aus Gletschern und unersteiglichen Felsmassen bestehen, eine Ausnahme, weil in solchem Gebirge die Verbindungen der Berge tiefe Sättel bilden, so, daß die über sie führenden Wege gleichsam in Thälern fortlaufen; wodurch, da die sie einschließenden, oft um mehrere hundert Klafter überragenden Berggipfel unersteiglich sind, sehr feste und haltbare Pässe entstehen. In weiterer Bedeutung heißen die von schwer zu ersteigenden Gebirgen eingeschlossenen Wege, Gebirgspässe; in engerer werden die Punkte dieser Wege so genannt, welche die Vertheidigung einer kleinen Zahl gegen eine Übermacht vorzüglich begünstigen.

Wir wollen nunmehr die Vertheidigung eines durch Grenzpässe gedeckten Landes, so wie eines einzelnen Passes, betrachten.

Es ist eine allgemeine Regel, daß man nie in der Vertheidigung verbleiben soll, wenn man hinlängliche Kräfte zum Angriffe hat. Ist man daher dem Feinde gewachsen, so wird man, wenn nicht besondere Umstände auf einige Zeit ein anderes Verfahren nothwendig machen, jederzeit besser thun, aus seinen Pässen herauszubrechen, und durch eine in Feindes Land genommene Stellung sein eigenes zu decken, als sich hinter seinen Pässen zu verbergen, und sich bloß auf Vertheidigung zu beschränken. Ist man hingegen beträchtlich schwächer als der Feind, und daher zur bloßen Vertheidigung gezwungen, dann fragt sichs, wie man seine Reserven aufstellen, überhaupt welche Maßregeln man ergreifen soll, um dem Feinde das Eindringen zu verwehren, und wo er eingedrungen seyn sollte, ihn wieder zurückzuschlagen.

Hierbei treten wieder zwei Fälle ein. Es können nämlich die Gebirgspässe durch gut angelegte und wohl kasemattirte Forts gesperrt, oder das Thal bloß durch eine Verschanzung gedeckt seyn, die verlassen werden muß, sobald der Feind die Gebirge übersteigt. Ob eine solche Verschanzung nun aufgemauert, oder bloß von Erde erbaut ist, macht in der Vertheidigung keinen wesentlichen Unterschied. Sind alle in ein Land führende Gebirgspässe durch Forts gesperrt, so sieht man leicht, daß der Feind sich eines dieser Forts bemächtigen muß, wenn er sich des Landes bemeistern, nicht bloß einen Plünderungszug über die Gebirge machen will. Nun aber sind solche Forts einer Seits leicht so fest zu machen, daß sie nur durch eine ordentliche Belagerung zu nehmen sind; andern Theils kann man ihnen auch oft eine solche Lage geben, daß sie gar nicht ordentlich belagert werden können. In diesem Falle bliebe dem Feinde kein anderes Mittel,

als sie auszuhungern; da aber die Besatzungen solcher Forts oft nur 300, höchstens 1000 Mann stark zu seyn brauchen, so können für diese kleine Truppe in den Kasematten leicht Lebensmittel für mehrere Monate aufbewahrt werden. Sind daher die in ein Gebirgsland führenden fahrbaren Wege mit Forts gesperrt, so bleibt man Herr des Landes, so lange man Herr dieser Forts bleibt; denn wenn auch der Feind zwischen den Forts über die Gebirge dringen sollte, so kann dieß doch nur mit Infanterie, und mit dieser nur in geringer Zahl geschehen, da er keine Magazine nachführen kann, und in den zerstreuten, auf hohen Gebirgen befindlichen Wohnungen für eine große Truppenzahl keinen Unterhalt findet. Wollte der Feind aber zur Nachführung seiner Magazine sich einen eigenen Weg bahnen, so wäre dieß, vorzüglich im felsigten Grunde, so beschwerlich, daß wahrscheinlich darüber die kurze, zu Operazionen im hohen Gebirge günstige Zeit verstreichen würde. Forts, die die Pässe sperren, sind also das erste und vorzüglichste Mittel zur Vertheidigung eines Gebirgslandes. Da aber zur Sparung der großen Kosten, oft auch aus andern Rücksichten, dieses Mittel meistens vernachlässiget wird, so wird im Verfolg dieser Untersuchung nicht weiter von Forts gesprochen, sondern angenommen, daß die Pässe bloß durch Feldverschanzungen gedeckt sind.

Es ist schon gesagt worden, daß die Gebirge, welche zwischen zwei Pässen liegen, nie ganz unersteiglich sind, und daß es daher keine vollkommenen Pässe gebe. Da nun die Verschanzungen in den Thälern verlassen werden müßten, wenn der Feind durch Übersteigung der Gebirge ihnen in Rücken kommt, so folgt, daß die Besetzung der Gebirge zur Behauptung der Pässe unumgänglich nothwendig ist. Wie viel Mannschaft man nun zur Vertheidigung der Pässe, wie viel zu jener der Gebirge bestimmen soll, hängt zunächst von der Breite der Pässe, der Güte der Verschanzungen,

und der größern oder geringern Gangbarkeit der Gebirge ab. Stets aber muß die Besatzung so stark seyn, daß sie auch, wenn sie bei einem hitzigen Gefechte großen Verlust leidet, nie durch zu große Schwäche gezwungen wird, ihren Posten zu verlassen, sondern sich so lange zu behaupten vermag, bis ihr Verstärkung zukommen kann.

Da nur wenige Pässe erstürmt, die meisten aber durch Vertreibung der im Gebirge postirten Truppen gewonnen werden, so kommt vorzüglich auf das Benehmen dieser Truppen Alles an; welches daher auch näher betrachtet werden soll. Jede zwischen zwei Pässen im Gebirge postirte Truppe ist bestimmt, die Flanke beider Pässe, zwischen denen sie steht, zu decken. Sie muß also ungefähr in der Mitte zwischen beiden eine solche Stellung nehmen, aus der sie, nach Umständen durch eine Bewegung rechts, links oder vorwärts, ihren Zweck mit Leichtigkeit erreichen kann. Während die Haupttruppe auf diesem Posten steht, stets bereit, sich nach allen Seiten, je nachdem es die Umstände erfordern, zu wenden, müssen kleinere Abtheilungen die aus dem Thale kommenden Fuß- oder Saumwege besetzen, und die Verbindung mit den rechts und links gelegenen Pässen erhalten. Zwischen diesen zunächst am Feinde stehenden Abtheilungen und der Haupttruppe werden kleine Reserven postirt, die nach Umständen die vorwärtigen Abtheilungen aufnehmen oder unterstützen. Da im hohen Gebirge Meldungen und Befehle nur langsam von einem Posten zum andern kommen, so müssen Zeichen verabredet, und Allarmstangen errichtet werden, um allgemeine Bewegungen anzudeuten. Es läßt sich nicht wohl ein genaues Verhältniß der Stärke zwischen den ersten Abtheilungen, den Reserven und der Haupttruppe angeben, da die verschiedenen Umstände mannigfaltige Abänderungen fordern; wo es aber immer möglich ist, wird man gut thun, die Hälfte seiner gesammten Mannschaft auf dem Hauptposten zu behalten, ein Viertel zu Reserven, und nur ein

Viertel zu den ersten Abtheilungen zu verwenden. Ohne eine beträchtlich starke Hauptreserve, die an keinen Posten gebunden ist, sondern sich mit Leichtigkeit überall hin, wo es die Umstände erheischen, bewegen kann, ist an keine nachdrückliche langwährende Vertheidigung zu denken. Es ist aber nicht genug, daß man seine Truppen so geschickt vertheile, daß die wichtigsten Punkte besetzt, und Reserven zu ihrer Unterstützung bereit sind; man muß auch die Zugänge, auf denen sich der Feind nähern kann, so viel möglich unbrauchbar machen, und durch künstliche Mittel aller Art sich noch mehr gegen die feindlichen Angriffe sichern. Verhaue, Pallisadirungen, Blockhäuser und Erdwerke, an schicklichen Orten angebracht, können nach Umständen und Beschaffenheit des Gebirges hierzu dienen.

Je weniger Pässe ein Land hat, und je steiler und ungangbarer das Gebirge zwischen zwei Pässen ist, desto leichter ist auch dasselbe zu vertheidigen. Wenn indessen die Pässe weit von einander abstehen, so muß nothwendig das zwischenliegende Gebirge eine große Ausdehnung haben, und wieder von kleinen Thälern und Schluchten durchschnitten seyn. Wollte nun eine, das Gebirge zu vertheidigen bestimmte Truppe durch eine zusammenhängende Linie, sie bestehe nun aus Verhauen, Pallisadirungen oder Erdwerken, die rechts und links gelegenen Pässe verbinden, und sich gegen feindliche Angriffe decken, so würde die zu vertheidigende Linie eine so große Ausdehnung bekommen, daß nur eine sehr beträchtliche Truppenzahl sie gehörig besetzen könnte. Nun ist man aber selten in dem Fall, eine solche Truppenzahl hierzu verwenden zu können, und wenn man es auch könnte, so ist es doch selten möglich, auf einem hohen, schwer zu ersteigenden, oft mit Schnee bedeckten Gebirge eine große Truppenzahl leben zu machen. Ist aber die Stärke der Truppe viel zu gering für die zu besetzende Linie, so müssen nothwendig große Strecken unbesetzt bleiben, oder die ganze Be-

setzung so schwach ausfallen, daß gar keine ernstliche Vertheidigung möglich wird. Zusammenhängende Linien haben aber noch einen andern Nachtheil. Der Feind, der mit großer Beschwerde aus den Thälern das hohe Gebirge heraufsteigt, braucht nicht zu sorgen, während seines Marsches, oder gleich, wenn er das Gebirg erstiegen hat, noch ermüdet und erschöpft, angegriffen und zurückgeworfen zu werden. Ungehindert kann er das Gebirge ersteigen, und, wenn er es erstiegen hat, sich sammeln und ausruhen, indem die Linien, die die Vertheidiger zu ihrem Schutz anlegten, ihn ebenfalls gegen jeden Angriff schützen; da die letztern es nicht wagen können, aus denselben hervorzugehen, und sich der mühsam aufgeführten Schutzwehren zu berauben. Hat nun aber der Feind den Berg erstiegen, ausgeruht, und die Orte, wo er die Linie durchbrechen will, gewählt, so kann er dann mit der sichern Hoffnung zum Angriff schreiten, daß er seine Absicht an einem oder andern Orte erreichen, und, nachdem er die Linie durchbrochen, die Vertheidiger verhindern werde, sich wieder zu sammeln, und ihm den Besitz des Gebirges ferner streitig zu machen. Zusammenhängende Verschanzungen sind daher keine angemessene Deckung für eine Truppe im Gebirge, wenn sie auch nicht so schwer zu verfertigen wären, als dieß wirklich der Fall ist. Wenn man Zeit hat, Verschanzungen anzulegen, so werden geschlossene, auf gut gewählten Punkten angelegte Werke die Vertheidigung eines Gebirges weit mehr erleichtern, als lange, nicht hinreichend zu besetzende Verhaue und Pallis irungen.

Da der Feind auf hohe Gebirge keine Geschütze bringen kann, so muß er solche geschlossene Werke ntweder erstürmen, oder aushungern. Man muß also das Erstere durch Graben, Pallisaden und Verhaue, das Letztere aber dadurch erschweren, daß man die Besatzung solcher geschlossenen Werke wo möglich auf 48 Stunden mit Wasser und Lebensmitteln versieht. — Auch bei noch so sorgfältiger Wahl ist es im hohen Gebirge oft schwer, ein geschlossenes Werk so anzulegen,

daß es von keinem nahe gelegenen Punkt überhöht werde. Ist dieß nicht zu vermeiden, so müssen Traversen die an den Linien stehende Mannschaft decken, ein im innern Raum angelegtes Blockhaus aber der Reservemannschaft zum sichern Aufenthalt dienen. Oft kann ein tüchtiges Blockhaus alle weitern Verschanzungen entbehrlich machen, wenn anders der Feind es nicht in Brand zu stecken vermag.

Hat man nun das Gebirge zwischen zwei Päſſen in den Strecken, wo es nöthig ist, durch größere und kleinere geschlossene Werke, die nicht über 600 Schritte von einander abstehen, verschanzt, und diese Werke gegen Erstürmung und Aushungerung hinlänglich gesichert, so sieht man leicht, daß der Feind bei keinem Angriff einen günstigen Erfolg hoffen könne. Versucht er die Erstürmung eines oder des andern Werkes, so hat er hierbei nicht nur den Widerstand der Besatzung, sondern auch den Angriff der Reserven zu gewärtigen, die in dem Augenblick, als er sich um das geschlossene Werk zerstreut, ihn anfallen, und leicht zurückschlagen können. Wollte er zwischen zwei Werken durchbrechen, so würde das Feuer von beiden seine Truppe leicht in Unordnung bringen, wo es sodann den Reserven nicht schwer fiele, ihn mit dem günstigsten Erfolg anzugreifen. Sollte er aber auch wirklich die Reserven zurückschlagen, und dadurch die geschlossenen Werke blockiren, so können, da diese sich wenigstens 48 Stunden zu halten vermögen, noch frische Truppen von entfernten Orten Zeit gewinnen, herbeizueilen, den Feind anzugreifen, zurückzuwerfen, und so die geschlossenen Werke zu deblockiren, und wieder mit frischen Besatzungen und Lebensmitteln zu versehen.

In so weit also Verschanzungen auf hohen Gebirgen nothwendig sind, wird man jederzeit gut thun, geschlossene Werke ganzen Linien vorzuziehen. Zur Sperrung enger Päſſe hingegen können letztere, vorzüglich, wenn man bloß vertheidigungsweise gehen will, mit Vortheil gebraucht werden.

Wenn man auch die Grenzpässe eines Landes und das zwischenliegende Gebirge auf das Beste besetzt und verschanzt hat, so kann es dennoch geschehen, daß der Feind, durch besondere Umstände begünstigt, sich des einen oder des andern Passes bemächtiget. Wenn nun alle Truppen auf den Gebirgen und in den Pässen zerstreut wären, so würde der Feind nach Bezwingung eines Postens nicht nur gar keinen Widerstand mehr treffen, sondern auch, bei einiger Thätigkeit, die in den andern Pässen stehenden Truppen abschneiden, und sie verhindern, sich an irgend einem Punkte wieder zu sammeln. Um nun diesem vorzubeugen, und mit dem Verlust eines einzelnen Postens nicht zugleich das ganze Land, mit allen Truppen, die es vertheidigten, zu verlieren, müssen im Innern des Landes, wo die Pässe in die Ebene, oder in sanftes Gebirge, oder in breitere Thäler auslaufen, auf Punkten, die von mehreren Pässen ungefähr gleich weit abstehen, starke Reserven aufgestellt werden, welche sich schnell, ganz oder zum Theil, nach einem vom Feinde bedrohten, oder schon durchbrochenen Paß verfügen, und, wenn sie ihn durch einen raschen Angriff nicht mehr zurückzuwerfen vermögen, ihn doch in den Defileen so lange aufhalten, bis die Truppen sowohl des durchbrochenen Passes, als der andern Pässe Zeit gewinnen, sich zurückzuziehen und zu sammeln. Hat man durch solche Anstalten die Wiedervereinigung seiner Truppe möglich gemacht, so kann man auch nach dem Verlust der Pässe dem Feind noch durch ein allgemeines Treffen den Besitz des Landes streitig machen.

Es wäre sehr voreilig, wenn die Kommandanten zweier Pässe sich gleich zurückziehen wollten, wenn ein Posten in dem zwischen ihnen liegenden Gebirge verloren geht, und der Feind in demselben vordringt; da es hierzu immer noch Zeit ist, wenn der Feind sich in die Thäler herabsenkt, wovon sie durch gut ausgestellte Aviso-Posten leicht benachrichtigt werden können. Da sie auf dem bessern Wege marschiren, der Feind aber meistens auf Fußwegen langsam und beschwerlich herab-

steigen muß, so können sie noch leicht ihm zuvorkommen, wenn sie auch den weitern Weg zu marschiren haben. Hierbei kommt Alles auf die Einsicht und Überlegung des Kommandanten an, der wohl bedenken muß, daß durch zu frühzeitige Verlassung seines Passes alle Unternehmungen vereitelt werden können, die vielleicht die Reserven indeß gegen den im Gebirge vorgedrungenen Feind ausführen. Kommandanten der vom Angriffspunkt entlegenen Pässe dürfen dieselben nie ohne ausdrücklichen Befehl verlassen.

Nachdem nunmehr sowohl über die Vertheidigung eines einzelnen Gebirgspasses, als eines mit Gebirgspässen versehenen Landes das Wichtigste gesagt worden, soll der Angriff eines solchen Landes, so wie eines einzelnen Passes, erörtert werden.

Wenn man ein durch Gebirgspässe gedecktes Land angreifen will, so muß man nicht seine Kräfte gegen alle Pässe zerstreuen, sondern, indem man diese durch kleine Abtheilungen beobachtet, mit seiner Haupttruppe eine solche Stellung nehmen, die mehrere Pässe bedroht. Da die Überwältigung eines Passes die Verlassung der andern zur Folge hat, so wäre es überflüssig, durch ernstlichen Angriff mehrerer Pässe mit größerem Verlust den Vortheil zu erkaufen, den schon der Besitz eines Passes gewährt. Damit jedoch der Feind nicht seine Kräfte auf dem zum Angriff bestimmten Paß vereine, so muß man seine wahren Absichten so geschickt verbergen, daß der Gegner in Ungewißheit bleibt, ja wo möglich zu ganz irrigen Vermuthungen verleitet wird. Die Art, wie dieß zu bewirken, ist so mannigfaltig, und richtet sich so sehr nach den besondern Umständen, daß sich durchaus nichts darüber festsetzen läßt. Die eigene Erfindungskraft und Beurtheilung muß Jeden lehren, wie er den Feind täuschen soll. Wenn man inzwischen mit seiner Truppe, wie schon gesagt worden, eine Stellung nimmt, die mehrere Pässe bedroht, so wird man schon dadurch den Feind in Ungewißheit

erhalten, und ihn hindern, zur Verstärkung eines Passes die andern zu schwächen.

Um zu bestimmen, welchen Paß man angreifen soll, muß man nicht bloß die größern oder geringern Schwierigkeiten des Angriffs, sondern auch die Lage derselben und die Vortheile erwägen, die mit dem Besitz des einen oder des andern Passes verbunden sind. Liegt ein Paß in der Verlängerung unserer Operazionslinie, führt er mitten in das feindliche Land, und hat seine Überwältigung die Zerstreuung des Gegners zur unmittelbaren Folge, so wird man, wenn anders ein Erfolg zu hoffen ist, lieber einen solchen Paß angreifen, als einen schwächern, der auf den Flügeln, weit von unserer Operazionslinie, entlegen ist, nur mit einem Theil unserer Kraft angegriffen werden kann, und keinen schnellen und entscheidenden Erfolg gewährt. Hat man eine so breite Basis, und auf dieser so gut angelegte Magazine, daß man mit Leichtigkeit mit seiner Haupttruppe von einer Operazionslinie auf die andere überzugehen vermag, so wird dieß entscheidende Unternehmungen sehr begünstigen, indem man nun nicht bloß einen entferntern Paß angreifen und nehmen, sondern auch gleich mit seiner Hauptmacht durch denselben vordringen, und die weitern Operazionen beginnen kann.

Hat man nun einen Paß zum Angriff gewählt, und durch geschickte Demonstrationen und Scheinangriffe des Feindes Aufmerksamkeit auf andere Pässe gelenkt, so fragt sich's nur, wie der ausgewählte angegriffen werden soll? Da die Behauptung jedes Passes von der Behauptung der Gebirge, die ihn einschließen, abhängt, so kann man entweder das Gebirge, oder den Paß selbst, angreifen. Bemächtigt man sich des Passes, so kommt man dadurch in den Besitz einer in Feindes Land führenden Straße, und kann die in dem Gebirge postirte feindliche Mannschaft durch gutgewählte Stellungen entweder abschneiden, oder zum Rückzug zwingen.

Bemächtigt man sich des Gebirgs, so kommt man den Pässen

in Rücken, wodurch der Feind sie zu verlassen gezwungen wird. Man kann also auf zweierlei Art zu seinem Zwecke gelangen. Es kommt nun zu betrachten, welche Art den Vorzug verdiene.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß ein Angriff im Gebirge, abgesehen von dem Widerstand der Vertheidiger, schon durch die Terränhindernisse weit langsamer zum Ziele führen muß, als ein Angriff im Thale, zu dem die Truppen auf einem guten Wege anrücken können. Zudem bieten sich im Gebirge dem Vertheidiger tausend Gegenstände dar, durch deren geschickte Benützung er den Angreifenden, wenn er ihm auch weichen muß, lange aufzuhalten vermag. Ganz anders verhält es sich, wenn man den Paß selbst angreift, wo man nicht nur schnell an den Angriffspunkt kommt, sondern der Angriff selbst auch schnell entschieden, und, wenn er gelingt, weiter kein bedeutender Widerstand von den Vertheidigern zu besorgen ist. Wäre ein Paß daher so schlecht verschanzt, oder so schwach besetzt, daß man hoffen dürfte, ihn mit Sturm zu nehmen, so ist es, vorzüglich wenn an Zeitgewinn gelegen ist, besser, diesen schnell entscheidenden Weg zu versuchen, als durch langwierige Operazionen im Gebirge beschwerlich zum Ziel zu gelangen. Aber gemeiniglich sind die Pässe so stark verschanzt, und so gut besetzt, daß man, um sie zu öffnen, im Gebirge operiren muß. Es versteht sich von selbst, daß man von der Beschaffenheit des Gebirges, der Stärke und Stellung des Feindes unterrichtet seyn müsse, bevor man zu solchen Unternehmungen schreitet; vorzüglich aber ist die genaueste Kenntniß des Gebirges von größter Wichtigkeit. Diese kann man sich jedoch unmöglich selbst in dem Grade verschaffen, als es zu solchen Unternehmungen erfordert wird, wo es sich um die Kenntniß aller Fußwege und aller gangbaren Stellen außer demselben handelt; daher es nothwendig ist, Jäger, Hirten, Schleichhändler, und sonst der Gegend kundige Leute zu gewinnen, um von ihnen die erforderlichen Nachrichten einzuziehen, und sie zu Wegwei-

fern zu gebrauchen. Hierbei muß man jedoch mit Vorsicht zu Werke gehen, und nicht leicht den Nachrichten eines Einzelnen trauen, sondern die Aussagen Mehrerer vergleichen, und so ihre Wahrheit prüfen. Hat man auf diese Art die Beschaffenheit des Gebirges erkundet, und eine den Vertheidigern überlegene Truppenzahl zum Angriff bestimmt, so benützt man alle auf das Gebirge führende, vom Feinde nicht ganz unbrauchbar gemachten Wege, um seine Truppe in mehreren Abtheilungen schneller auf dasselbe zu bringen. Jede dieser Abtheilungen muß eine Avantgarde vor sich haben, welche die beschwerlichsten Stellen besetzt, das Gebirge, so weit es möglich ist, durchsucht, und die übrige Truppe vor plötzlichen Angriffen und Hinterhalten sichert. Auf der Höhe vereinigen sich die verschiedenen Abtheilungen, und schreiten dann zum Angriff.

Dieses hier angezeigte Verfahren gilt für den Fall, wenn mehrere Wege auf das Gebirge führen, und dieses auch außer den Fußwegen ersteigbar ist. Bei einem solchen Gebirge, wo die Vertheidigung der Zugänge unmöglich ist, wird der Vertheidiger seine Truppen auf einem Zentralpunkt des Gebirges versammelt haben, und von da sich gegen die Angreifenden selbst Angriffsweise bewegen, wenn er nicht geschlossene Werke hat, hinter denen er sie mit Vortheil erwarten kann. Wenn aber der Abfall eines Gebirges aus Felswänden besteht, an denen nur einzelne Fußwege sich hinauf winden, dann werden die Vertheidiger gewiß durch Besetzung und Verrammlung dieser Fußwege die Versuche der Angreifenden zu vereiteln trachten. In diesem Fall bleiben Letztern, um zu ihrem Zweck zu gelangen, nur zwei Mittel: entweder müssen sie einen den Vertheidigern unbekannten Weg auf das Gebirge finden, oder einen der besetzten Fußwege überwältigen. Ersteres wird, wenn man Mühe nicht scheut, und geschickte Leute wählt, unter Führung gebirgkundiger Inwohner meist leichter zu bewerkstelligen seyn als Letzteres, zumal wenn das Gebirge so steil ist, daß man au-

ßer den Fußwegen gar nicht fortzukommen, folglich sich nicht auszubreiten, und von seiner Stärke nicht Gebrauch zu machen vermag. Unter diesen Umständen wäre ein Überfall, der bei Nacht oder Nebel nur durch eine geringe, jedoch von einer nahen Truppe unterstützte Mannschaft ausgeführt werden müßte, das einzige Mittel, sich den Weg zu öffnen. Macht aber die Wachsamkeit des Feindes einen Überfall, und die Beschaffenheit des Gebirges die Auffindung eines neuen Weges unmöglich, so bleibt nichts übrig, als seine Kräfte gegen einen andern Paß zu wenden.

Um das weitere Verfahren der Angreifenden zu zeigen, kehren wir jedoch zu dem vorigen Fall zurück, und nehmen an, daß die verschiedenen Abtheilungen auf mehreren Wegen auf das Gebirge gekommen sind, und sich vereinigt haben. Diese Vereinigung wird jedoch der Feind, wenn er anders vermag, gewiß zu verhindern, und die einzelnen Abtheilungen zu schlagen und zu zerstreuen suchen. Wenn aber die einzelnen Abtheilungen mit Vorsicht zu Werke gehen, und nur dann sich mit dem überlegenen Feind in ein Gefecht einlassen, wenn sie das Terrain begünstigt; so werden sie doch zum Ziel gelangen; indem der Feind, indeß er sich auf eine Abtheilung wirft, durch die andern, die in seiner Flanke vorrücken, gar bald zum Rückzug gezwungen werden wird. Haben die verschiedenen Abtheilungen sich vereinigt, so muß ihre Absicht dahin gehen, den auf dem Gebirge stehenden Feind anzugreifen, und zu schlagen. Hat der Feind gar keine Verschanzungen, so werden die Angreifenden durch ihre Überlegenheit, bei geschickter Leitung, die Vortheile doch endlich überwinden, die das Gebirge den Vertheidigern, die auf seiner Höhe stehen, bietet. Stehen die Vertheidiger hinter einer langen verschanzten Linie, so wird es den Angreifenden nicht schwer werden, diese auf eine oder die andere Art zu durchbrechen. Schwerer aber wird der Angriff, wenn die Vertheidiger in geschlossenen, von Reserven unterstützten Werken stehen. In diesem

Falle müssen die Angreifenden vor Allem versuchen, ob sie nicht mit Umgehung der geschlossenen Werke den Pässen in Rücken kommen können. Ist dieses nicht möglich, und kann man auch nicht ohne zu große Gefahr zwischen zwei Werken durchgehen, so sieht man, ob nicht nahe Felsenspitzen oder Berggipfel ein oder anderes Werk überhöhen. Ist dieses, so bemächtigt man sich solcher Punkte, und besetzt sie mit seinen besten Schützen, die dann auf die Mannschaft in den Werken feuern. Haben die geschlossenen Werke weder Traversen, noch Blockhäuser, folglich die Mannschaft im innern Raum keine Sicherheit, so darf man hoffen, sie durch dieses Mittel zur Verlassung des Werkes zu zwingen. Im entgegengesetzten Fall aber, wenn nämlich die Werke, wo es nöthig ist, mit Querwällen und Blockhäusern versehen sind, bleibt nichts anders übrig, als durch Erstürmung eines oder des andern Werkes sich den Weg zur weitern Vorrückung zu öffnen. Haben die Angreifenden auf eine oder die andere Art die Vertheidiger zur Räumung des zwischen zwei Pässen liegenden Gebirges gezwungen, dann rückt eine Abtheilung derselben gegen den Paß herab, den man sich öffnen will, indeß der größere Theil gegen die etwa anrückenden feindlichen Reserven eine Stellung nimmt, die diese Bewegung deckt. Wollte man sich beide vom Gebirge rechts und links gelegene Pässe zugleich öffnen, so müßte sich gegen jeden eine Abtheilung herabsenken; welches jedoch nur dann geschehen kann, wenn die noch übrige Truppe stark genug bleibt, möglichen Anfällen zu begegnen. Sobald die Vertheidiger auf dem Gebirge überwältigt sind, und Abtheilungen der Angreifenden sich in den Rücken des Passes ziehen, müssen auch Truppen im Thale den Feind mit einem Angriff bedrohen, oder auch nach Umständen einen solchen wirklich, oder nur zum Schein, unternehmen, um seine Aufmerksamkeit zu theilen, und ihn leichter zur Räumung des Passes zu vermögen. Verläßt der Feind den Paß, so müssen ihn diese Truppen sogleich besetzen;

worauf sodann schnell, jedoch mit gehöriger Vorsicht, die weitere Vorrückung geschieht.

Da jeder Paß auf beiden Seiten von Gebirgen eingeschlossen ist, so kann man entweder das rechts oder links gelegene Gebirge, oder beide zugleich, angreifen. Ist man stark genug, so gewinnt man bei dem Angriff beider Gebirge den Vortheil, die Aufmerksamkeit des Feindes zu theilen, und vielleicht, was auf einer Seite nicht gelingt, auf der andern auszuführen. Ist man aber nicht stark genug, so greift man die Seite an, wo man am leichtesten durchzudringen hofft, und beschäftigt den auf der andern Seite stehenden Feind bloß durch Demonstrazionen.

Die zur Gewinnung eines Passes abzielenden Gebirgsunternehmungen sind selten das Werk einiger Stunden; gewöhnlich erfordern sie mehrere Tage zu ihrer Ausführung. Es ist daher von der größten Wichtigkeit, daß man durch Soldaten und Landvolk die in dem Gebirge stehenden Truppen mit Munizion und Lebensmitteln reichlich versieht, und auf alle mögliche Art ihre Beschwerden erleichtert.

Ein anderer wichtiger Punkt ist die Vorsicht, die man während eines solchen Unternehmens gegen den in dem Paß stehenden Feind anwenden muß. Dieser könnte nämlich, wenn er nur einiger Maßen stark ist, leicht einen Ausfall unternehmen, um durch Zurücktreibung der ihm gegenüberstehenden Truppen die im Gebirge Angreifenden abzuschneiden. Einem solchen Ausfall müssen letztere durch eine vortheilhafte Stellung, die ihnen von ihrer Überlegenheit Gebrauch zu machen gestattet, vorbeugen, oder auch, wenn sie sich nicht stark genug glaubten, durch Anlegung eines oder mehrerer geschlossenen Werke jeden feindlichen Versuch vereiteln. —

Wenn der Feind, entweder gezwungen oder freiwillig, die Vertheidigung des Gebirges aufgibt, und in der Ebene gelagert, dem Gegner das Debouchiren zu verwehren beschließt, so stehen ihm hierzu zwei Wege offen. Er kann

nämlich, nahe an dem Ausgang postirt, durch sein Geschütz das erste Vorrücken zu verhindern suchen, oder eine Stellung weiter rückwärts nehmen, und die Truppen des Gegners dann angreifen, wenn ein Theil bereits aus dem Defilee debouchirt hat. Beide Arten, wovon letztere im Allgemeinen den Vorzug verdient, werden jedoch ihren Zweck nur unvollkommen erreichen, wenn dieser mit Behutsamkeit so vorrückt, daß seine Flanken, gegen das Gebirge zurückgebogen, an dieses, welches besetzt seyn muß, gestützt bleiben. Bei dieser Vorrückung müssen sich die Flügel stets nach der Mitte richten, durch die das allmählige Zurückdrängen des Feindes bewirkt werden muß. Von Geschütz und Kavallerie darf man, vorzüglich anfangs, nur das höchst Nöthige aus dem Defilee ziehen, weil diese bei einem etwa nothwendigen Rückzug leicht Unordnungen veranlassen. Werden bei dieser Vorrückung die Flanken dem Feinde stets entzogen, so hat ein Rückzug, wenn er nothwendig werden sollte, nichts Gefährliches. Könnte aber eine der Flanken vom Feinde umgangen werden, so würde höchst wahrscheinlich die gänzliche Aufreibung der aus dem Defilee bereits debouchirten Truppen erfolgen. Erst wenn man durch allmälige Vorrückung eine dem Feind überlegene Streitkraft aus dem Defilee entwickelt hat, können die Flanken von dem Gebirge entfernt, und die ausgebogene Linie in eine gerade verwandelt werden.

Bei allem bisher über die Vorrückung Gesagten ist der Fall angenommen worden, daß die feindliche, das Defilee zu sperren bestimmte Stellung keine solche Stärke habe, daß sie alle Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs entfernt; denn träte dieser Fall ein, so wäre die ganze Vorrückung durch ein Defilee, aus dem man nicht heraus kann, höchst fehlerhaft. Inzwischen wird dieser Fall nur selten eintreten, da sich die Gebirge meistens allmählig in die Ebene verlieren, und die Terränvortheile meistens für den sind, der aus höhern in niedriger gelegene Gegenden herabsteigt. R.

III.

Taktik, Strategie, Kriegswissenschaft, Kriegskunst.

Die schwankenden Begriffe, die man mit diesen Worten verbindet, zu bestimmen, ihre wesentliche Verschiedenheit, bei ihrem häufigen und oft unumgänglich nothwendigen Zusammenseyn, zu zeigen, ist der Zweck dieser Untersuchung.

Zum Kriege wird eine nach Umständen und Verhältnissen bald größere, bald kleinere Zahl Bewaffneter erfordert, welche man, ohne Rücksicht auf die Stärke, ein Heer nennen kann. Wenn die nordamerikanischen Wilden, oder Afrika's Negerkönige, mit einigen hundert Mann gegen einander ins Feld rücken; so sind dieß doch wohl auch Heere, die meist noch etwas Wichtigeres als die europäischen verfechten, indem sehr oft von ihrem Siege oder ihrer Niederlage das Seyn oder Nichtseyn ihres ganzen Volkes abhängt.

Ich nenne die Vereinigung aller oder eines großen Theils der Bewaffneten eines Volkes ein Heer, — das Volk sey nun groß oder klein, — das Heer schwach oder stark.

Jede Schar Bewaffneter, — man nenne sie, wie man nur immer wolle, — muß, wenn sie zum Kriege geschickt seyn soll, moralische, physische und intellektuelle Eigenschaften besitzen.

Die erste einem Heere nothwendige moralische Eigenschaft besteht darin, daß jeder Einzelne fest entschlossen sey, alle seine Kräfte anzustrengen, sein Blut und Leben hinzugeben, um den Krieg für sein Volk vortheilhaft zu beenden. Die zweite besteht darin, daß jeder Einzelne stets bereit sey, sei-

nen Willen und seine Überzeugung dem Willen seiner Obern unbedingt zu unterwerfen. Die Quellen, aus denen die erste dieser Eigenschaften fließt, sind Religion, Vaterlandsliebe, Pflicht- und Ehrgefühl. Die Quellen, aus denen die zweite entspringt, sind Vertrauen, Überzeugung von der Nothwendigkeit, Strenge der Gesetze.

Obschon diese moralischen Eigenschaften eigentlich die Hauptsache sind, und bei gänzlichem Mangel derselben, vorzüglich der letztern, gar kein Heer bestehen kann, so sind sie doch ohne die physischen und intellektuellen nicht zureichend. Die physischen einem Heer erforderlichen Eigenschaften bestehen in folgenden:

1. Muß die zum Kriegsdienst, — auf was immer für eine Art gilt hier gleich, — bestimmte Mannschaft von einem Alter und einer Leibesbeschaffenheit seyn, daß sie die Beschwerden des Krieges zu ertragen vermag.
2. Muß das Heer so bewaffnet seyn, daß es dem Feinde in jedem Terrän den größtmöglichsten Schaden zufügen kann, dagegen es einen so geringen als möglich erleidet.
3. Muß jeder einzelne Mann seine Waffen vollkommen zu brauchen wissen.
4. Muß die Zusammenstellung der Leute in Glieder und Reihen, und die Abtheilung derselben, der eigenen, und der Bewaffnung des Feindes angemessen seyn.
5. Muß die Truppe sich in alle mögliche Richtungen mit Leichtigkeit bewegen, überhaupt aus einer Stellung eine andere gegebene in möglichst kurzer Zeit zu nehmen wissen.

Diese physischen Eigenschaften, welche die möglichst größte Kraftäußerung der einzelnen Heerestheile bewirken, bedürfen jedoch der intellektuellen Eigenschaften, um die vorhandene Kraft zu einem bestimmten Ziele zu lenken.

Die einem Heer nothwendigen intellektuellen Eigenschaften sind:

1. Muß jeder einzelne Mann, jede einzelne Truppe, das Terrän zu ihrer Deckung zu benützen, und nach Verschiedenheit desselben sich zu stellen und ihre Waffen zu gebrauchen wissen.

2. Müssen die Anführer der verschiedenen Truppenarten wissen, wie sie auf verschiedenem Terrän und unter verschiedenen Umständen sich wechselseitig am besten zu unterstützen vermögen.

3. Muß jeder Befehlshaber jede ihm aufgetragene Kriegsunternehmung, sie beziehe sich nun auf Vertheidigung oder Angriff, auszuführen verstehen, und überhaupt sich bei allen Kriegsvorfällen zu benehmen wissen.

Ein Heer, das die obbeschriebenen moralischen, physischen und intellektuellen Eigenschaften besitzt, wird ein vollkommen taugliches Werkzeug zur Ausführung aller möglichen Kriegsunternehmungen seyn. Aber hierbei wird auch immer die Frage seyn, was man unternehmen müsse?

Derjenige, der bei einem Heere bestimmt, was man zu Erreichung des Kriegszweckes unternehmen müsse, ist der Feldherr.

Ein Feldherr, der die Seele des Heeres ist, der das Werkzeug in stets tauglichem Stande erhalten, und selbiges auf das beste gebrauchen soll, muß moralische und intellektuelle Eigenschaften besitzen. Da er von physischen Eigenschaften nur so viel bedarf, als zur freien Anwendung der ersteren erforderlich ist, so wird nicht weiter hiervon gesprochen.

Die moralischen, einem Feldherrn nothwendigen Eigenschaften sind:

1. Ein festes ruhiges Gemüth, das kein Unfall erschüttert, kein Glücksfall verblendet.
2. Eine strenge Gerechtigkeit, mit weiser Strenge gepaart.
3. Eine Liebe zu seinem Heer, aus der die rege Sorge für dasselbe fließt.

4. Eine rastlose Thätigkeit, die ihn stets unverwandt nach dem Ziele blicken, nach dem Ziele streben läßt.

Die intellektuellen, einem Feldherrn nothwendigen Eigenschaften sind:

1. Eine richtige Beurtheilung der Kräfte des Feindes und seiner eigenen.
2. Eine genaue Kenntniß und richtige Beurtheilung des Kriegsschauplatzes.
3. Die Entwerfung eines auf die Stärke und Stellung des Feindes und auf die Beschaffenheit des Landes gegründeten Operazionsplans.
4. Das Talent, den entworfenen Operazionsplan den Umständen gemäß abzuändern, ohne das Ziel darüber aus den Augen zu verlieren.
5. Das Vermögen, die Punkte aufzufinden, auf welchen in der Vertheidigung und im Angriff der entscheidende Erfolg beruht.
6. Die Kunst, für die Verpflegung und Erhaltung seiner Truppen zu sorgen.
7. Die Kenntniß, Beurtheilung und Benutzung der moralischen und intellektuellen Fähigkeiten seines sowohl als des feindlichen Heeres.

Die angeführten, einem Heere und einem Feldherrn, ersterem, um ein taugliches Werkzeug zu seyn, letzterem, um dieses Werkzeug gehörig zu gebrauchen, nothwendigen Eigenschaften können zum Theil gelehrt werden; zum Theil sind sie Gabe der Natur; zum Theil werden sie durch Erziehung und Verfassung in das Herz der Menschen geprägt. Liebe zum Vaterland, Ehrgefühl, Starkmuth lassen sich nicht lehren, aber wohl einprägen. Physische Kräfte lassen sich nicht geben; aber man kann sie zu gebrauchen lehren. Was sich am besten lehren läßt, das sind die intellektuellen Eigenschaften. Man kann nämlich durch Untersuchung und Vordenken dem, der Andern nachdenken muß, die endlichen

Zwecke des Krieges, und die Mittel, durch die solche am schnellsten zu erreichen sind, kennen lehren.

Alle menschlichen Kenntnisse lassen sich entweder bloß wissen, oder auch begreifen. Ersteres ist die Sache des Gedächtnisses, letzteres des Verstandes. Daß Peking die Hauptstadt von China ist, läßt sich bloß wissen; daß Alexander nach Asien ging, und den Darius bezwang, läßt sich entweder bloß wissen, oder auch begreifen, das heißt: den natürlichen Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen einsehen. Das bloße Wissen ist unfruchtbar. Daß Peking die Hauptstadt in China ist, bleibt, allein und für sich, eine todte Kenntniß; das Begreifen von Alexanders Zuge aber führt von Schlüssen auf Schlüsse, und erzeugt Ideen, die in den verschiedenartigsten Fällen zum Maßstab dienen. Jede Lehre muß daher vorzüglich auf das Begreifen, auf das Erkennen gerichtet seyn; sie muß das Verstandesvermögen entwickeln. Da sie aber zu dem von der Natur erhaltenen Talent nichts hinzulegen kann, so sieht man, daß wenn die Lehre die Fähigkeiten des Kopfes übersteigt, sie nicht mehr begriffen, sondern nur mit dem Gedächtniß behalten werden kann; folglich ein todtes, und oft schädliches Wissen seyn wird, indem die Beschränktheit den einzelnen ihr bekannten Fall so gern als allgemein gültig, auf jeden scheinbar ähnlichen, ohne Unterscheidung der Umstände, zum großen Nachtheil überträgt.

Alles, was in dem Gebiet des Krieges gelehrt werden kann, heißt Kriegswissenschaft.

In dem Gebiet des Krieges läßt sich lehren:

1. Wie man ein zum Kriege taugliches Werkzeug (Armee) bilden soll.
2. Wie man dieses Werkzeug auf verschiedenem Terrän zur Ausführung der Kriegsunternehmungen gebrauchen soll.
3. Was man zu Erreichung des Kriegszweckes unternehmen soll.

In diese drei wesentliche, verschiedene Theile, die aber

in der Ausführung meist immer verbunden sind, und verbunden seyn müssen, zerfällt die gesammte Kriegswissenschaft. Man könnte leicht für jeden dieser Theile besondere Namen erfinden; ich will mich jedoch an die bestehenden halten, und nenne daher

Die Lehre, wie man ein zum Kriege taugliches Werkzeug bilden soll, die reine Taktik; die Lehre, wie man dieses Werkzeug auf verschiedenem Terrän zur Ausführung der Kriegsunternehmungen gebrauchen soll, die angewandte Taktik; die Lehre dessen, was man zur Erreichung des Kriegszweckes unternehmen soll, die Feldherrnwissenschaft (Strategie).

Bülow hat alles, was außer dem Gesichtskreis des Feindes vorgeht, der Strategie, was innerhalb desselben geschieht, der Taktik zugetheilt. Georg Venturini nennt die gesammte Kriegswissenschaft Taktik, und theilt sie in die reine Taktik, in die angewandte Taktik, die er Kriegskunst nennt, und in die Strategie. Seine reine Taktik beschäftigt sich bloß mit den Truppen ohne Rücksicht auf das Terrän; seine angewandte, oder Kriegskunst, geht auf die Verschiedenheiten, welche die vielfachen Gegenstände des Terräns in den Grundregeln der ersten Wissenschaft hervorbringen; seine Strategie beschäftigt sich allein mit den Umänderungen, welche in den beiden ersten Wissenschaften hervorgebracht werden, wenn man sie in Bezug auf die Sicherheit des ganzen Landes und der glücklichen Ausführung des Kriegszweckes überhaupt anwenden will.

August Venturini theilt die gesammte Kriegswissenschaft

1. In die Waffenlehre, oder die Lehre von Hervorbringung, Einrichtung und Erhaltung aller Waffenarten.
2. In die Taktik, oder Lehre von der Kenntniß aller Kriegsvorfälle und der Anordnung der Waffen dabei.
3. In die Strategie, oder Lehre von der Ausführung

aller Kriegsvorfälle zur Vertheidigung oder Eroberung eines Landes.

Man sieht, daß alle diese Erklärungen unzureichend sind; daß sie bald zu viel, bald zu wenig sagen; daß sie bloß von einzelnen Fällen, von Begriffen, und nicht von Ideen, abgezogen sind, folglich mangelhaft seyn müssen.

Nach Bülow bleibt der Kolonnenmarsch eines Heeres zum Angriff so lange strategisch, bis der Feind die Kolonne gewahr wird; worauf er, ohne sich im geringsten zu verändern, taktisch wird.

Hätte dieser talentvolle Schriftsteller, der meist bloß Blitze in die Nacht schleudert, sich die Mühe genommen, seine Gedanken zu prüfen, so würde er gefunden haben, daß bei jedem Kolonnenmarsch im Kriege die Absicht, warum marschirt wird, welche die Richtung des Marsches bestimmt, strategisch ist; daß die Formirung der Kolonnen, der Absicht und dem Terrän gemäß, der angewandten Taktik angehört, und daß die Marschordnung, das Geschlossenbleiben, die Haltung der Distanzen, rein taktisch ist, der Marsch möge nun im Angesicht oder nicht im Angesicht des Feindes geschehen. So ist bei jedem Gefecht die Absicht, warum gefochten wird, strategisch; die Anordnung der Truppen, der Absicht und dem Terrän gemäß, angewandt taktisch, die Bewegung der Truppen zur Erzielung dieser Anordnung aber rein taktisch.

Man könnte hierauf vielleicht einwenden und sagen, daß viele Gefechte entweder ohne alle Absicht, oder nach einer falschen strategischen unternommen werden. Hierauf läßt sich erwiedern, daß derlei Gefechte im ersten Fall unsinnig, im zweiten zweckwidrig sind; daß aber Unsinn und Unverstand der Regel keinen Abbruch thun. Die mangelhaften Erklärungen aller benannten Schriftsteller entsprangen hauptsächlich aus dem nicht genug erwogenen Unterschied des Was und Wie, der Absicht, und der Art, wie solche zu erreichen. Die Absicht, warum man etwas unternahm, was man unternehmen

soll, — ist strategisch; wie man etwas unternehmen, — die Art, wie man etwas ausführen soll, — ist taktisch.

Aus dem Gesagten erhellet, daß die Strategie rein intellektuell ist; daß in der angewandten Taktik das Intellektuelle sich mit dem Physischen verbindet, und daß die reine Taktik sich bloß mit dem Physischen, der Maschine, beschäftigt.

Wenn ein Feldherr mit seinem Heer ein Lager nimmt, welches verschiedene Punkte der feindlichen Grenze bedroht, so ist nicht dieses Lager, sondern die Absicht, warum man es genommen, dieses Bedrohen, strategisch. Wie in diesem von der Strategie bestimmten Lager Infanterie, Kavallerie und Geschütz dem Terrän gemäß aufzustellen sind, gehört in die angewandte, — das Schlagen des Lagers selbst aber, die Ordnung, nach der solches zu geschehen hat, in die reine Taktik. Hieraus ergibt sich, daß die Lagerungswissenschaft in die reine, in die angewandte Taktik und in die Strategie gehöre, je nachdem ich sie in einer oder der andern Hinsicht betrachte. Das Gleiche gilt von allen Bewegungen und Gefechten.

Kunst ist von Wissenschaft genau zu unterscheiden; erstere ist die Ausübung der letztern. Jede Wissenschaft entspricht einer Kunst, jede Kunst einer Wissenschaft. Die Kriegswissenschaft entspricht der Kriegskunst; die Feldherrnwissenschaft der Feldherrnkunst. Wissenschaft läßt sich erlernen; Kunst muß das Talent durch Übung erwerben. Der höchste Grad einer mehr durch die Natur gegebenen, als durch die Übung erworbenen Kunstfertigkeit heißt Genie. Es gibt Genies für alle Zweige der Kunst, Maler-, Dichter-, Feldherrn-Genies. Das höchste Genie braucht jedoch immer einige Übung, einige Zeit, sich zu entwickeln. Raphael mußte den Pinsel führen, die Farben behandeln, Julius Cäsar die Waffen gebrauchen, den Krieg kennen lernen. Die Kunst fordert Genie und Übung; die Wissenschaft Talent und Fleiß. Das Genie kann ohne Wissenschaft die Kunst üben; — die Wissenschaft ohne Genie

kann nie in der Kunst etwas Großes leisten. Die Kunst war zuerst; aus ihr wurde die Wissenschaft abgezogen. Es gab eher Maler, Dichter und Feldherren, ehe man den ästhetischen und technischen Theil der Malerei und Poesie, ehe man den physischen und intellektuellen Theil des Krieges lehrte. Inzwischen zeigt die Wissenschaft dem Genie das Ziel und den Weg; es lehrt ihm, die falschen Pfade vermeiden, die Hindernisse beseitigen. Sie ist die Boussole, die das Genie auf dem weiten Meer der Phantasie zum Ziele leitet. Die Kriegswissenschaft kann keinen Feldherrn der ersten Größe bilden; sie lehrt zwar, was und wie es unternommen werden soll; aber sie kann nicht lehren, das Rechte zu rechter Zeit üben, das Beste im entscheidenden Augenblick mit Blitzesschnelle ergreifen.

Inzwischen wird die Kriegswissenschaft das Feldherrn-Genie zur schnellen Reife bringen, dem militärischen Talent aber, das ohne sie bloß auf den engen Kreis der Erfahrung beschränkt wäre, eine solche Entwickelung geben, daß es sich dem Genie anreiht.

Wenn die Kriegswissenschaft sich nicht anmaßt, Feldherrnkunst zu seyn; wenn sie sich mit dem ihr bestimmten Theil bescheidet; so verdient sie gewiß alle Achtung und Unterstützung; so wird sie gewiß wesentlich nützen. Aber freilich bläht sich so gerne das unverdaute Wissen auf zur Kunst, und dann muß oft die Wissenschaft entgelten, was die Unvernunft des Einzelnen, der sich ihr widmet, verschuldet.

Wir haben gesagt, daß alles, was sich im Gebiet des Krieges lehren lasse, Kriegswissenschaft heiße. Wir haben ferner gezeigt, daß die Kriegswissenschaft ihrer Natur nach in drei Theile zerfalle, wovon wir den ersten die reine, den zweiten die angewandte Taktik, den dritten endlich die Feldherrnwissenschaft (Strategie) genannt haben. Wir wollen einen jeden dieser Theile wieder betrachten, die Unterabtheilungen, in die er zerfällt, angeben, und so ein vollständiges Schema zu einem Lehrbuch der Kriegswissenschaften entwerfen.

Die reine Taktik soll lehren, ein zum Kriege taugliches Werkzeug zu bilden. Um diese Aufgabe lösen zu können, muß die reine Taktik mit einer Erklärung des Krieges anfangen; woraus sich die einem Heere nothwendigen Eigenschaften ergeben. Von diesen Eigenschaften betrachtet sie erst kurz die moralischen; sie zeigt, wie man in Ermanglung der höhern Triebfedern durch die niedrigern auf das Gemüth zu wirken suchen müsse, und handelt endlich von der Disciplin, von Strafen und Belohnungen, als den unter allen Umständen wirkenden allgemeinsten Motiven. Hierauf wird die Auswahl zum Kriegsdienst betrachtet, die nothwendige physische Eigenschaft des zu Wählenden angegeben, und die Verbindlichkeit zum Kriegsdienst, die Dienstdauer, die Konskripzion und die allgemeine Bewaffnung untersucht; welche Untersuchungen durch historische Beispiele deutlicher und anziehender gemacht werden können. Ist nun die Auswahl zum Kriegsdienst geschehen, so fragt sichs, wie sind die Gewählten zu bewaffnen? Hier müßten die verschiedenen Waffen der Alten angegeben, die Wirkungen derselben gezeigt, und an den Faden der Geschichte zur Erfindung des Pulvers geschritten werden. Dabei wäre zu erörtern, ob das Feuergewehr auch wirklich die Waffe ist, die der Idee einer vollkommenen am nächsten kommt, und daher den allgemeinen und fast ausschließlichen Gebrauch verdient.

Die Verschiedenheit der nothwendigen Waffen, der von undenklichen Zeiten bestehende Gebrauch der Thiere im Kriege, führen auf die dermalen bestehenden Haupt-Truppenarten, nämlich, der Infanterie, Kavallerie und Artillerie.

Nachdem die bestmöglichste Bewaffnung und Ausrüstung gezeigt worden, käme man auf die Stellung, zuerst des einzelnen Mannes zu Pferd und zu Fuß, dann mehrerer Männer; hierauf auf die Abtheilungen; auf die Tiefe und Länge derselben, welche nach der Natur der Waffen und der Streit-

art, nicht aber nach alten lange bestehenden Gebräuchen, bestimmt werden müßten.

Nach der Stellung und Abtheilung folgt die Bewegung sowohl des einzelnen Mannes zu Pferd und zu Fuß, als mehrerer Männer oder größerer Abtheilungen, in allen Richtungen, mit jeder möglichen Geschwindigkeit. Hierauf kommt man auf das Brechen der Abtheilungen, auf das Aufmarschiren derselben. Hierbei müßte, was wirklich nothwendig ist, erwogen, und nach sichern Grundsätzen erwiesen, und das bloß Herkömmliche nicht beachtet werden.

Wenn die Stellung und Bewegung der Truppen bestimmt ist, dann kommt man auf die Art, wie die verschiedenen Waffen, vorzüglich das Feuergewehr, von einer geschlossenen Truppe zu gebrauchen seyen. Hierbei könnten die bestehenden Feuerarten geprüft, und das Anwendbare von dem Unanwendbaren geschieden werden. Der Gebrauch der blanken Waffen einer geschlossenen Truppe führt nothwendig auf das Bajonnet, und auf den Choque (Anfall) der Infanterie und Kavallerie, mit welchen Betrachtungen die Lehre der reinen Taktik sich schlösse, und man zur angewandten überginge, welche lehren soll, wie ein zum Kriege taugliches Heer auf verschiedenem Terrän zur Ausführung der verschiedenen Kriegsunternehmungen zu gebrauchen sey.

Die angewandte Taktik muß mit Betrachtung der Erdoberfläche anfangen, in so weit selbige nämlich aus Ebenen, Bergen und Thälern besteht, von Flüssen durchschnitten, mit Wäldern, Sümpfen, Seen, Städten und Dörfern bedeckt ist. Aus der Beschaffenheit der Erdoberfläche folgt die Nothwendigkeit, ein Heer aus verschiedenen Truppenarten zusammenzusetzen; wobei das Verhältniß dieser Zusammensetzung im Allgemeinen erörtert werden müßte. Außer der Infanterie, Kavallerie und Artillerie müßten nun auch leichte Infanterie und Kavallerie, Pontonniers und Pionniers, in Betrachtung gezogen werden. Hierauf käme man auf die Aufstellung

der Truppen. Hier müßte von offensiven und defensiven Stellungen, und von den nothwendigen Eigenschaften derselben gehandelt werden. Zugleich würden die Wirkungen der verschiedenen Waffen auf verschiedenem Terrän als Erfahrungssätze vorgetragen. Von den schon von Natur guten Stellungen kommt man auf die Art, wie durch Kunst das Fehlende zu ersetzen sey, oder auf die Befestigungskunst. Hier wären nun der Bau der einzelnen Schanzen, ihre Anlage, die verschiedenen Schanzarten und Arten von Schanzen, so wie der Bau größerer Verschanzungen zu erörtern.

Nachdem man weiß, wie eine Truppe vortheilhaft aufgestellt werden muß, folgt die nothwendige Sicherung einer Stellung vor Überfällen und plötzlichen Unternehmungen des Feindes. Hier wäre nun der Ort, den Vorposten- und Patrullen-Dienst abzuhandeln.

Nach der Stellung folgt natürlich die Bewegung. Hierbei käme zu beachten: wie man sich aus einer Stellung in alle Richtungen bewegt; wie man nach Beschaffenheit des Zwecks und des Terräns die Kolonnen formirt; wie man endlich marschirt; warum Avant-, Arrieregarden und Seitentruppen nothwendig sind, und wie diese nach der Marschrichtung, dem Zweck und der Terränbeschaffenheit verschieden seyn müssen. Nachdem die gesammte Marschlehre abgehandelt ist, kommt man auf das Benehmen der Truppen im Gefechte, oder die Gefechtslehre. Hier muß Infanterie gegen Infanterie, Kavallerie und Artillerie auf verschiedenem Terrän im Gefecht betrachtet, und das Verfahren in jedem Fall gezeigt werden. Hier ist der Ort, das Tirailleur-System zu entwickeln, von Massen und Quarrees zu handeln, die Stellung und Verwendung des Geschützes zu untersuchen. Ferner muß betrachtet werden, wie die Truppen geordnet seyn müssen, um sich am besten wechselseitig unterstützen zu können; es muß dabei über die mehreren Treffen und Reserven gehandelt,

kurz nichts, was auf die Stellung und das Benehmen der Truppen in Gefechten Bezug hat, vergessen werden.

Nachdem die Gefechtslehre im Allgemeinen vorgetragen worden, kommen die besondern Angriffs- und Vertheidigungsgefechte zu erwägen, als: Vertheidigung und Angriff einer Stellung; Vertheidigung und Angriff von Dörfern, Städten, Wäldern, Pässen, Schanzen und Verschanzungen. Ferner die Vertheidigung und Passirung von Defileen und Flüssen, wobei nun das Pontonnierswesen vorzutragen, und die Lehre von den Brückenköpfen abzuhandeln wäre. Dieser Abschnitt könnte mit Untersuchungen über die Wirksamkeit des kleinen Gewehrs und des Geschützes in Gefechten, und einer Vergleichung derselben mit den Geschossen der Alten schließen.

Die allgemeine Gefechtslehre, und die Lehre von besondern Gefechten zeigt die Nothwendigkeit, auf dem eigentlichen Angriffspunkte stärker als der Feind zu seyn. Wie nun dieses bei ganzen Heeren mittelst der Stellung der Truppen zu bewirken, oder die Lehre von den Schlachtordnungen, müßte die angewandte Taktik beschließen.

In der Lehre von den Schlachtordnungen wären die Oblique, die Echelons, der Marsch en echiquier, das Ablösen der Treffen vorzutragen, und vergleichende Blicke auf die Schlachtordnungen der Alten, so wie auf die der Orientalen, vorzüglich der Türken, zu werfen.

Nachdem die reine Taktik, oder die Lehre, wie man ein zum Kriege taugliches Werkzeug bilden, und die angewandte, oder die Lehre, wie man ein zum Kriege taugliches Werkzeug zur Ausführung der verschiedenen Kriegsunternehmungen auf verschiedenem Terrän gebrauchen soll, vorgetragen worden, kommt man auf die Feldherrnwissenschaft, oder die Lehre dessen, was man zur Erreichung des Kriegszweckes unternehmen soll. Das erste, worauf ein Feldherr Rücksicht zu nehmen hat, ist die Stärke des Feindes, und die Beschaffenheit des Landes, in dem Krieg geführt werden soll.

Wenn der Taktiker Berge, Thäler, Dörfer, Städte, Flüsse, Seen, Sümpfe, Straßen, u. s. w. beachtet, so sieht der Stratege zuerst auf die Ausdehnung, Richtung und Beschaffenheit der beiderseitigen Grenzen; hierauf betrachtet er den Zug der Gebirge, Straßen und Flüsse; er sieht ferner, ob des Feindes und seine eigene Grenze außer natürlichen auch mit künstlichen Schutzmitteln versehen sey, und entwirft, auf diese militärische Länderkenntniß, und auf die Kenntniß der physischen und moralischen Stärke des Feindes und seiner eigenen, den Operazionsplan. Die Betrachtung der Grenze und der Hauptstraßen führt auf die Lehre von der Basis und den Operazionslinien, von denen hier die ersten Kenntnisse beigebracht werden müssen.

Die Vergleichung der Stärke des Feindes mit der eigenen bestimmt hauptsächlich, ob man defensiv oder offensiv vorgehen müsse. Die Kenntniß des Landes zeigt, wie man sich in einem oder andern Fall zu benehmen habe. Da man eher denken muß, sich selbst zu sichern, ehe man die Sicherheit des Andern zu fährden unternimmt, so ist es natürlich, daß man zuerst von dem Vertheidigungskriege handelt. Hierbei kommt zu untersuchen, wie man einen Vertheidigungskrieg führen könne und müsse; wie ein Land beschaffen seyn muß, um es mit Vortheil zu vertheidigen; wie die Festungen zur Landesvertheidigung wirken, und auf welchen Punkten man sie anlegen müssen.

Hier ist nun der Ort von dem Bau der Festungen zu sprechen, und einen klaren Begriff von den einzelnen Werken, ihrer Zusammenwirkung, und dem neüesten Fortifikazionssystem zu geben. Nachdem man gezeigt, wie ein Land durch Natur und Kunst beschaffen seyn müsse, um leicht vertheidigt zu werden, muß man nun zeigen, wie man sich in demselben vertheidigen könne. Hier kommt man nun abermal auf die Stellungen; aber sie werden jetzt nicht, wie in der Taktik, in der Hinsicht betrachtet, ob der Feind selbe schwer

angreifen, ob man seine Waffen und seine Stärke in derselben vortheilhaft gebrauchen könne; sondern es wird erwogen, ob eine Stellung das Land deckt; ob sie nicht vom Feinde umgangen, wir nicht in selber von unserer Rückzugslinie abgeschnitten werden können. Aber mit einer Stellung wird man nicht ein Land gegen alle Unternehmungen des Feindes decken; man wird gezwungen seyn, aus einer in eine andere überzugehen; man wird gezwungen seyn, Gefechte zu geben oder anzunehmen, zu detaschiren, u. s. w. Wann und unter welchen Umständen dieß zu thun sey, muß gelehrt, und gezeigt werden, wann Detaschirungen nützlich sind. Ferner muß untersucht werden, wohin man sich nach verlornen Gefechten zu ziehen habe; wobei die exzentrischen Rückzüge, und was man darunter versteht, betrachtet werden müssen. Endlich müssen einzelne Fälle der Vertheidigung, als die hoher Gebirgsländer, eines großen Flusses, erwogen, und gezeigt werden, wie man aus der Defensive in die Offensive bei jeder günstigen Gelegenheit, es sey nun in einem einzelnen Fall, oder im Allgemeinen, überzugehen suchen müsse.

Nunmehr kommt man auf den offensiven Krieg. Die Lehre von der Basis und den Operazionslinien, die schon bei der Länderkenntniß und Betrachtung der Grenze erklärt werden muß, erhält nun ihre völlige Entwicklung. Es muß untersucht werden, ob man einer Basis, ob man der Magazine bedürfe, und was von dem Bülowschen Objektivwinkel zu halten sey. Weiters wird untersucht, wie eine strategisch offensive Stellung beschaffen seyn müsse; und was an den Märschen strategisch sey; wann und unter welchen Umständen man eine Schlacht liefern, was man nach einer gewonnenen Schlacht unternehmen müsse. Die Verschiedenheit des strategischen und taktischen Angriffspunktes muß hier genau auseinander gesetzt werden. Dann wird ferner betrachtet: ob Detaschirungen im offensiven Krieg, und wann sie vortheilhaft seyen; ob und wann man Festungen belagern müsse oder

nicht. Hier wird nun das Verfahren bei Belagerung einer Festung, und das ihr Entsprechende der Vertheidigung, so ausführlich, als es zur völligen Verständniß nothwendig ist, nebst dem dabei in Anwendung kommenden Theil der Artilleriewissenschaft gelehrt. Die Betrachtungen über die Vorrückung eines Heeres führen auf die Frage, wie weit man sich ohne Gefahr von seiner Basis entfernen könne? wann es nothwendig sey, sich eine neue zu gründen? Endlich kommt man auf die besondern Fälle, wann nämlich ein hohes Gebirgsland anzugreifen, ein großer Fluß zu übersetzen ist. Die ganze Lehre kann mit Betrachtungen über Winterfeldzüge, Winterquartiere und Winterpostirungen schließen.

Ich habe nun einen kurzen Abriß der gesammten Kriegswissenschaft entworfen. Ich habe viele Mittelglieder übergangen, und mich nur an die Hauptideen gehalten. Es war nicht mein Zweck, ein Lehrbuch der Kriegswissenschaft zu entwerfen, sondern nur die Skizze zu einem Entwurf aufzustellen. Wenn diese Abhandlung Taktik von Strategie, und Kriegswissenschaft von der Kriegskunst genau unterscheiden lehrt, so hat sie ihren Zweck vollkommen erreicht. Wie genau übrigens die angewandte Taktik bei aller ihrer wesentlichen Verschiedenheit mit der Strategie verbunden ist, erhellt aus dem Gesagten. Es ist die Verbindung der Seele mit dem Körper. Man kann sich wohl einen Feldherrn denken, der in jedem Fall was zu machen ist, weiß, ohne zu wissen, wie man es bewirkt; aber es ist nur ein Gedankending, ein leerer Schatten, der nie in der Wirklichkeit sich zeigt. Daß es aber viele Taktiker gibt, die wohl wissen, wie etwas zu machen, aber nicht was zu machen sey, lehrt die Erfahrung. Wohl dem Heere, wo der Feldherr das Rechte weiß, was zu thun sey, und wie es recht zu thun sey, und wo jeder Gehilfe des Feldherrn nicht nur seine Befehle zu vollziehen, sondern im entscheidenden Fall auch seine Befehle zu entbehren versteht: wo nämlich der Stratege Taktiker — der Taktiker Stratege ist. R.

IV.

Von Umgehungen.

Da in der neuen Kriegskunst von dem Umgehen (Tourniren) so häufig und mit entschiedenem Vortheil Gebrauch gemacht wird, so kann eine nähere Untersuchung und Betrachtung dieses Gegenstandes für jeden Militär nicht anders als von dem größten Interesse seyn.

Wie überhaupt die ganze Kriegskunst in das Strategische und Taktische, in Plan und Ausführung zerfällt; so theilen sich auch die Umgehungen in strategische und taktische, von welchen letztern allein in diesem Aufsatz die Rede seyn soll.

Umgangen ist eine Truppe, wenn der Feind in der Verlängerung ihrer Fronte steht. Bedeutend ist eine Umgehung, wenn der Feind stark genug ist, etwas Ernstliches gegen die Flanke zu unternehmen. Da nicht gestützte Flügel die schwächsten Punkte jeder Stellung sind, so ergibt sich aus obigen Erklärungen, welche unglückliche Folgen eine Umgehung haben könne, und wie sehr man sich dagegen zu sichern suchen müsse. Bevor wir jedoch die Mittel, Letzteres zu bewirken, angeben, wollen wir untersuchen, unter welchen Umständen eine Umgehung möglich sey.

Angenommen: zwei gleich starke Truppen ständen einander auf einer freien Ebene so gegenüber, daß die erste Front gegen Süden, die zweite gegen Norden macht; bewegt sich nun die eine gegen Osten, so kann sich die andere gegen Westen bewegen; wodurch beide Truppen wieder in eine parallele Stellung kommen. Unter diesen Umständen können wohl beide Theile im Kreise herumgehen, aber nie

der eine den andern umgehen, und seine Flanke gewinnen. Nehmen wir jetzt aber an, daß von den zwei in einer freien Ebene einander gegenüberstehenden Truppen die eine noch einmal so stark als die andere sey, so sieht man leicht, daß der Stärkere die Hälfte seiner Truppen in die Flanke des Schwächern schicken könne. Der Schwächere, der noch immer vor sich einen gleich starken Feind hat, kann gegen diese Flankenbewegung sich nur durch einen Haken schützen, den der Stärkere wieder umgeben, und so den Schwächern zur Bildung eines neuen Hakens, und endlich zur Schließung eines Quarrees, worin er von allen Seiten umringt ist, zwingen kann. Aus diesem erhellet, daß auf einem Terrän, in dem man die Bewegungen des Gegners entdecken, und sich nach Gefallen auf alle Seiten bewegen kann, Umgehung nur durch Überlegenheit möglich sey. Wenn aber das Terrän so beschaffen ist, daß es die Bewegungen des einen Theiles beschränkt, während es die des andern begünstigt, dann zeigt sich ein anderer Erfolg.

Wir wollen annehmen, von zwei gleich starken Truppen, a und b, stehe a in einer defensiven Stellung, deren Front nur wenig Zugänge hat, die andere b ihr gegenüber, und habe die Absicht, sie aus ihrer Stellung zu vertreiben. In diesem Falle wird b seinen Zweck am sichersten erreichen, wenn es sich in eine der Flanken von a aufstellt, und dessen Rückzug bedroht. Je mehr sich aber b der Rückzugslinie von a nähert, je mehr entfernt es sich von seiner eigenen, und kommt also in Gefahr, indem es abschneiden will, selbst abgeschnitten zu werden, wenn das Terrän dem Gegner die hierzu erforderlichen Bewegungen gestattet. Dieses ist aber bei der gegenwärtigen Annahme nicht der Fall; a kann sich nicht vorwärts gegen die Rückzugslinie des Feindes bewegen, ohne aus seiner vortheilhaften Stellung in die nachtheiligste Lage zu kommen; folglich hat b alle Freiheit sich mit dem größten Theil seiner Truppen gegen einen oder den andern

Flügel von a zu wenden. Entdeckt a die hierzu erforderlichen Bewegungen, so wird es noch immer Zeit haben, sich auf seiner Flanke zu formiren, und so dem Gegner wieder Front zu bieten. Aber b hat auch unter diesen Umständen schon viel gewonnen, indem es nicht nur a gezwungen hat, seine gewählte Stellung mit einer aus Noth genommenen zu vertauschen, sondern auch bei günstiger Wendung des Gefechtes, da es der Rückzugslinie von a so nahe steht, diese Truppe ganz von derselben wegsprengen und auflösen kann, ohne bei üblem Erfolg ein Gleiches für sich befürchten zu müssen.

Diese letztere Behauptung kann keinem Zweifel unterliegen, wenn man sich die Bewegungen beider Theile klar vorstellt. Gesetzt: die Rückzugslinie von a geht nach Norden, die von b nach Süden, so sieht man leicht, daß, wenn b sich nach Westen bewegt, und a sich ihm gegenüber aufstellt, beide Theile parallel mit ihren Rückzugslinien stehen. Da nun bei günstigem Erfolg b sich weiter gegen Norden, a jedoch der Annahme gemäß nicht gegen Süden bewegen kann, so unterliegt a bei üblem Erfolg der größten Gefahr für seinen Rückzug, ohne daß b sich in gleichem Fall befindet.

Wenn schon unter den vorausgesetzten Umständen die Umgehung von b die Truppe a, auch wenn sie dieselbe entdeckt, in eine sehr ungünstige Lage bringt; so ist das Übel noch viel größer, wenn das Terrän a verhindert, die Umgehungsbewegungen von b zeitig genug zu entdecken. In diesem Falle ist das Gefecht schon entschieden, wenn es beginnt, und a, wenn b seine Vortheile zu benutzen weiß, ohne Rettung verloren. Diese Betrachtungen zeigen, daß bei gleicher Stärke eine Umgehung möglich sey, wenn das Terrän dieselbe begünstigt; sie zeigen ferner, daß eine solche Umgehung den Umgangenen, auch wenn er sie bei Zeiten entdeckt, in eine üble Lage versetzt; woraus denn folgt, daß man gegen einen gleich starken Feind keine bloß defensive Stellung nehmen müsse.

Nachdem wir also gezeigt, unter welchen Umständen eine Umgehung möglich sey, so wollen wir nunmehr untersuchen, worauf man bei dem Entwurf einer Umgehung Rücksicht zu nehmen, und wie man solche auszuführen habe. Wie in allen Kriegsunternehmungen, ist auch hier die Kenntniß des Terräns das Erste und Wichtigste, mit der die der Stärke und Stellung des Feindes verbunden seyn muß.

Durch diese Kenntniß, welche sich jeder Kommandant in dem erforderlichen Grade durch Kundschafter, Karten und Rekognoszirungen verschaffen kann, wird man in Stand gesetzt, zu beurtheilen, ob eine Umgehung möglich sey, gegen welchen Flügel, und auf welche Art sie ausgeführt werden müsse. Es braucht wohl keiner Erinnerung, daß keine taktische Umgehung Statt findet, wenn Naturhindernisse, z. B. große Flüsse, Moräste, Seen, sich den Flügeln entweder gar nicht, oder nur mit größter Gefahr und Zeitverlust zu nähern gestatten; so wie weder eine taktische, noch strategische Umgehung gegen einen überlegenen Feind, der seine Kräfte zu brauchen versteht, möglich ist. Meistens ist aber der eine oder der andere Flügel, oft auch beide, entweder gar nicht, oder an Gegenstände gestützt, die keinen hinlänglichen Widerstand oder Aufenthalt machen können, wie z. B. an kleine Dörfer, unbeträchtliche Teiche, Schluchten, die mehrere Übergänge gestatten; in welchem letztern Falle die Umgehung um so wichtigere Folgen hat, als der Feind in falscher Sicherheit die Gegenanstalten vernachlässigt.

Hat man zwischen zwei Flügeln zur Umgehung die Wahl, so betrachtet man

1. welcher von beiden unserer Rückzugslinie näher liegt;
2. auf welchem von beiden man der feindlichen Rückzugslinie näher steht;
3. in welcher Flanke der Feind eine vortheilhaftere Stellung nehmen kann;
4. welchem Flügel man sich leichter gedeckt zu nähern vermag.

Nur selten wird ein Flügel zugleich unserer und des Feindes Rückzugslinie näher, für dessen Aufstellung ungünstig, und zugleich von Gegenständen, durch die man sich ihm gedeckt nähern kann, umgeben seyn. Man wird immer zwischen den verschiedenen Vortheilen wählen müssen, von denen bald der eine bald der andere, nach Verschiedenheit der Umstände, mehr Gewicht hat. Hier zeigt sich nun wieder im klarsten Lichte, daß am Ende Alles auf eigene Beurtheilung ankomme, und daß der Unterricht, den die Kriegswissenschaft gibt, dem, der von Natur mit Talenten für den Krieg begabt ist, zur schnellern Entwicklung derselben verhelfen, und ihn vor Fehlern bewahren, keineswegs aber einen geschickten Kriegsbefehlshaber aus dem bilden kann, dem die Natur Entschlossenheit und schnelle und richtige Beurtheilung versagt hat. Obschon es unmöglich ist, alle die Umstände anzuführen, welche bald dem einen bald dem andern der Gründe, die sich für die Umgehung des einen oder des andern Flügels darbieten, größeres Gewicht geben; so wollen wir doch des wichtigsten, der in der beiderseitigen Stärke besteht, erwähnen.

Eine Grundregel für alle Umgehungen ist: daß man zuvörderst dafür sorge, nicht selbst umgangen zu werden, während man umgehet. Sind daher beide Theile gleich stark, so wird der Umgehende besser thun, wenn er sich gegen den Flügel wendet, der seiner Rückzugslinie näher ist; wenn auch der andere Flügel ihn der feindlichen Rückzugslinie näher brächte, und so bei günstigem Erfolg entscheidendere Vortheile verspräche. Wäre man aber beträchtlich stärker als der Feind, dann würde man besser thun, den letztern zu umgehen; indem man schon durch seine Überlegenheit vor der Gefahr, selbst umgangen zu werden, gesichert ist.

Wie viel bei solchen Unternehmungen auf die Kenntniß der Gegenanstalten des Feindes und seines Karakters ankommt, wird man leicht einsehen. Oft gelingen Umgehungen gegen einen Flügel, der keine Vortheile dazu bietet, weil

4 *

der Feind seine Aufmerksamkeit allein auf den andern, wo er umgangen zu werden glaubt, gerichtet hat; oft kann man gegen einen unthätigen, einen sorglosen Feind etwas mit größtem Vortheil ausführen, was man gegen einen thätigen und wachsamen Gegner nicht ohne die größte Gefahr unternehmen könnte. Man sieht also, daß oft, was unter den einen Umständen unklug ist, unter andern ein wohlüberdachter Plan seyn könne. Oft werden die Unternehmungen großer Feldherren nur darum als höchst gewagt und gefährlich, und ihr Gelingen als ein bloßer Glücksfall betrachtet, weil man nicht alle Gründe kennt oder genau erwägt, die sie zu ihrem Verfahren bestimmten: eine Anmaßung, die so sehr gerügt zu werden verdient, als der entgegengesetzte Fehler, im Vertrauen auf einen berühmten Namen Alles ohne eigene Prüfung auf Treue und Glauben für wahr und gut anzunehmen.

Wenn das Terrän beide Flügel zu umgehen gestattet, und man doch nicht stark genug ist, beide zu umgehen, so muß man, wie schon gesagt, vor Allem erwägen, gegen welchen Flügel sich zu wenden es vortheilhafter sey. Hat man nun dieses erwogen, und sich darüber bestimmt, dann muß der Kommandant seine Aufmerksamkeit dahin richten, den Feind über seine wahre Absicht irre zu führen. Kann der Feind auf beiden Flügeln umgangen werden, so sucht man seine Aufmerksamkeit auf den Flügel, den man nicht umgehen will, zu lenken. Kann nur ein Flügel umgangen werden, so muß man solche Anstalten treffen, die den Feind mit einem Frontangriff bedrohen, und alle Rekognoszirungen und vorläufige Bewegungen, die ihm unsere Absicht verrathen könnten, sorgfältig verbergen.

Nachdem man dieses bewirkt, und sowohl das Terrän auf den feindlichen Flügeln, als das zwischen diesen Flügeln und uns gelegene, mit allen seinen Wegen kennen gelernt hat, werden die Truppen, welche umgehen sollen, bestimmt.

Hierbei treten dreierlei Fälle ein. Man kann nämlich: entweder die Umgehung mit seiner ganzen Truppe vollführen, oder den größern Theil in die Flanke des Feindes senden, den kleinern aber der feindlichen Fronte gegenüber lassen, oder umgekehrt den größern Theil der feindlichen Fronte gegenüber lassen, mit dem kleinern aber in die Flanke marschiren. Der erste Fall kann nur dann Statt finden, wenn man von einer Operazionslinie auf die andere übergehen, im Nothfall seinen Rückzug mit Sicherheit auf einem andern Weg nehmen kann. Der zweite Fall tritt dann ein, wenn der Feind aus seiner Stellung entweder nicht hervorgehen kann, oder wir selbst ihm gegenüber eine so feste Stellung oder so feste Posten haben, daß wir gewiß seyn können, ihn, wenn er uns angreift, mit einer kleinen Truppenzahl so lange aufzuhalten, bis unsere in seine Flanke marschirten Truppen entweder zurückkehren, oder durch ihre fortgesetzten Angriffe ihn zwingen, sein Unternehmen aufzugeben. Der dritte Fall tritt ein, wenn der Feind mit Leichtigkeit aus seiner Stellung zum Angriff vorrücken kann, und das Terrän so beschaffen ist, daß wir dann den größten Theil unserer Truppen zur Vertheidigung nöthig haben. So wie in diesem letztern Falle der Hauptangriff auf die Fronte geschehen, und durch den Angriff auf die Flanke unterstützt werden muß, so muß dagegen in dem zweiten der Hauptangriff auf die Flanke unternommen, durch falsche Angriffe und Demonstrazionen in der Fronte aber erleichtert werden.

Wenn man nach obigen Rücksichten die Truppen zur Umgehung bestimmt hat, dann muß man genau erwägen, wie viel Zeit sie brauchen, um an den Ort ihrer Bestimmung zu gelangen, und sie so aufbrechen lassen, daß sie etwas vor der zum Angriffe bestimmten Stunde eintreffen. Verbergen Terrängegenstände unsere Bewegungen dem Feind, oder ist man diesem um viel überlegen, dann kann die Umgehung am hellen Tage geschehen. Ist dieses nicht, so muß man sich der

Nacht oder eines dicken Nebels zur unbemerkten Annäherung bedienen. Sobald die Truppen sich in der Flanke des Feindes formirt, und dieser sie entdeckt hat, dann muß auch der Angriff unverzüglich, und das so rasch als möglich geschehen, um dem Feind keine Zeit zu lassen, seine Stellung zu verändern. Der Erfolg von dergleichen Angriffen wird immer um so größer seyn, je mehr sie für den Feind überraschend sind; daher man so viel möglich trachten muß, Umgehung mit Überfall zu verbinden. Daß übrigens bei einem Flankenangriff, wie immer, der Kommandant schon in voraus auf die Sicherung seines Rückzugs bei üblem Erfolg denken, und die deßhalb nöthigen Anstalten treffen müsse, bedarf wohl kaum einer Erinnerung.

Es war bisher immer nur von solchen Umgehungen die Rede, welche dem Gefecht vorhergehen. Wir wollen nun auch jene betrachten, welche während eines Gefechtes ausgeführt werden.

Wenn zwei gleich starke und gleich gestellte Heere in einer parallelen Stellung im Gefecht begriffen sind, so müssen nothwendiger Weise entweder die Flügel des einen denen des andern gerade gegenüber stehen, oder jedes um eben so viel überflügelt werden, als es selbst auf dem entgegen stehenden Punkt den Gegner überflügelt. Man sieht hieraus, daß unter diesen Umständen entweder gar keine, oder eine ganz vortheillose Umgehung Statt findet, und daß von zwei parallel und auf gleiche Art aufgestellten Truppen die eine nur dann auf vortheilhafte Art die andere überflügeln kann, wenn sie ihr an Stärke überlegen ist. Stehen aber zwei gleich starke, im Gefecht begriffene Heere nicht parallel; hat das eine durch eine Oblique einen seiner Flügel versagt, und auf den andern, der angreift, seine meisten Truppen gezogen; dann sieht man leicht, daß Umgehung, und zwar vortheilhafte entscheidende Umgehung möglich sey. Überlegenheit, oder bei gleicher Stärke die Kunst, einen seiner Flügel, dem Gegner

unbemerkt, oder schneller als er Gegenanstalten treffen kann, bedeutend zu verstärken, machen also Umgehungen während des Gefechtes möglich. Das Terrän kann solche Umgehungen begünstigen oder erschweren; aber immer bleibt natürliche oder durch Kunst erzeugte Überlegenheit an Truppen das Wesentlichste.

Bei der Ausführung solcher Umgehungen kann man sich auf zweierlei Art benehmen. Man kann entweder zuerst den Feind überflügeln, und dann die Truppen, mit denen man ihn überflügelt, in seine Flanke schwenken lassen; oder während des Gefechtes einen Theil seiner Reserve in die Flanke des Feindes abschicken. Nur die Terränbeschaffenheit und die Umstände bestimmen, welches von beiden vortheilhafter sey. Im letztern Falle müssen jedoch die Bewegungen nicht weitschichtig seyn, und die abgeschickte Truppe sich nie zu sehr von den Flügeln entfernen.

Wenn man auch nicht im Stande ist, während eines Gefechtes eine bedeutende Truppe in die Flanke des Feindes zu schicken, so muß man, wo es die Gegend anders gestattet, denselben wenigstens durch Tirailleurs zu umgehen suchen. Bei der Furcht, die die Mannschaft im Allgemeinen vor Umgehungen hat, bewirken oft einige Schüsse in Flanke und Rücken, was alle Anstrengungen in der Fronte nicht zu bewirken vermögen; und es ist eine nicht seltene Erscheinung, Bataillons, welche Stunden lang sich gegen jeden Frontangriff behaupteten, ihren Posten verlassen zu sehen, bloß weil einige Tirailleurs in Flanke und Rücken sich zeigen. Da die moralische und physische Wirkung von Umgehungen so groß ist, so muß man mit jedem Frontangriff, wo es nur immer möglich, auch eine Umgehung verbinden.

Eine Art Instinkt leitet schon die Truppen, wenn sie sich selbst überlassen sind, sich gegen die Flanken des Feindes zu ziehen, und es lassen sich in der Kriegsgeschichte nicht wenige Fälle nachweisen, wo durch solche unbefohlene, man

möchte sagen, unbewußte Umgehungen, denen man nachher auch oft in Relazionen einen vorgefaßten Plan unterlegt, die wichtigsten und glücklichsten Kriegsereignisse herbeigeführt wurden. Übrigens werden Umgehungen während eines Gefechtes noch durch Rauch und Getöse, und mannigfaltige Truppenbewegungen begünstigt.

Aus dem bisher Gesagten erhellet, unter welchen Umständen Umgehungen möglich seyen, und wie sie ausgeführt werden müssen. Wir wollen nunmehr die Mittel, sich gegen Umgehungen zu sichern, erwägen.

Das Erste, was sich hierzu anbietet, sind wohlgestützte Flanken. Dieses Mittel ist, wo es sich immer anwenden läßt, auch das beste; inzwischen fordert die Wahl der Stützpunkte große Vorsicht und Überlegung. Nur selten findet man Stützpunkte, die, wie große Flüsse, Seen, ganz ungangbare Moräste, unbedingte Sicherheit gewähren. Gemeiniglich sieht man sich gezwungen, seine Flügel an Punkte zu lehnen, die keine völlige Sicherheit geben, als Dörfer, Schluchten, kleinere Flüsse. In diesem Falle kommt Alles darauf an, daß zwischen der Stärke der Truppen und der Stärke des Stützpunktes ein richtiges Verhältniß bestehe. Das Verhältniß zwischen der Stärke einer Truppe und der seiner Stützpunkte ist aber dann richtig, wenn die Truppe weniger Zeit benöthigt, sich entweder auf der bedrohten Flanke zu formiren, oder den Feind, der umgehen will, selbst zu umgehen, als dieser nöthig hat, die Stützpunkte entweder zu überwältigen, oder zu passiren. Hieraus folgt, daß in dem Maße, als eine Truppe zahlreicher ist, und daher zu ihren Bewegungen mehr Zeit braucht, die Stützpunkte fester seyn müssen. So kann z. B. ein kleines besetztes Dorf ein guter Stützpunkt für einige Bataillons seyn; da hingegen die Flanke von 40 oder 50 Bataillons nur durch einen bedeutenden Ort, oder durch Besetzung mehrerer Dörfer, die nöthige Sicherheit erhalten kann. Um übrigens die

zur Vollführung der allenfalls nöthigen Bewegungen erforderliche Zeit, so wie die zu berechnen, die ein Stützpunkt den Feind aufzuhalten vermag, muß man mathematische Grundsätze, die Terränbeschaffenheit und die Erfahrung zu Rathe ziehen, welche, richtig angewandt und beurtheilt, die Zeit bestimmen.

Da man nur selten seine Flügel an unübersteigliche Naturhindernisse stützen, sondern zu Stützpunkten meistens Gegenstände wählen muß, welche zwar die Umgehung aufhalten und erschweren, aber doch nicht gänzlich verhindern, so wird vor Allem erfordert, daß man in voraus auf die Bewegungen denke, wodurch man, unter Begünstigung der Stützpunkte, die Absicht des umgehenden Feindes vereiteln will. Diese Bewegungen können entweder auf einen Angriff und Gegenumgehung, oder auf eine Formirung in der Flanke, wodurch man wieder mit dem Feinde parallel zu stehen kommt, abzielen. Erlauben die Terränbeschaffenheit und das Verhältniß beiderseitiger Stärke den umgehenden Feind anzugreifen, und selbst zu umgehen, so ist dieses das Beste und Sicherste. Der Feind, der in dem Augenblicke, wo er umgeht, selbst angegriffen und mit Umgehung bedroht wird, sieht auf einmal den Faden aller seiner genommenen Maßregeln durchschnitten; er muß Befehle abändern, neue ertheilen, mit einem Worte, der veränderten Lage gemäß, seine Plane verändern. Welche Talente werden nicht zu schneller und richtiger Veränderung getroffener Maßregeln erfordert? Und wenn sie der feindliche Kommandant auch besitzt, werden seine Unterbefehlshaber sogleich der veränderten Lage gemäß handeln? auch dann, wenn sie hierzu noch keine Befehle haben? — Man kann gewiß darauf rechnen, daß eine schnelle und entschlossene Bewegung, welche die Maßregeln des Gegners zerrüttet, bei demselben Fehler erzeugt, die, geschickt benutzt, für ihn verderblich sind. Daher wird jeder Kommandant, dem die Terränbeschaffenheit und seine Stärke einen Angriff

erlauben, am besten durch diesen die Umgehung des Feindes vereiteln. Aber nicht immer ist die Terränbeschaffenheit einer Angriffsbewegung günstig; sehr oft sieht man sich auch durch die Überlegenheit des Gegners auf die Vertheidigung beschränkt. In diesem Fall kann ein Kommandant, der mit Umgehung bedroht wird, die Absicht des Feindes nur durch eine Aufstellung in der Flanke vereiteln. Obschon durch jede Formirung auf einem Flügel der bei der Umgehung vorzüglich beabsichtigte Flankenangriff in einen Frontangriff verwandelt wird, so wäre doch wenig dabei gewonnen, wenn bei der neuen Aufstellung alle Vortheile des Terräns für den Angreifenden, alle Nachtheile für den Vertheidiger sind. Daher muß jeder Kommandant, besonders der auf bloße Vertheidigung beschränkte, wenn seine Flügel sich nicht an unübersteigliche Naturhindernisse stützen, auf die Beschaffenheit des Terräns in beiden Flanken vorzügliche Rücksicht nehmen, und sich nur in einer solchen Gegend aufstellen, die ihm auch dann noch günstig ist, wenn er sich auf einer der Flanken zu formiren gezwungen wird. Sollte man in einer Gegend keine solche Stellung finden, und sich doch in derselben aufstellen müssen, dann bliebe nichts übrig, als sich durch Streifpatrullen in Zeiten von den Flankenbewegungen des Feindes zu unterrichten, und wenn man erfährt, daß er ausführen will, was er ausführen kann, durch einen ordentlichen Rückzug den üblen Folgen zu entgehen.

Das bisher Gesagte zeigt, daß nur unübersteigliche Naturhindernisse gegen Umgehung vollkommen sichern, und daß andere Stützpunkte nur eine bedingte Sicherheit geben. Es zeigt ferner, daß ein Stützpunkt, um gut zu seyn, den Feind so lange aufhalten müsse, daß die zur Vereitlung der Umgehung nothwendigen Bewegungen ausgeführt werden können. Es zeigt ferner, daß die beste Art, die Umgehungen des Feindes zu vereiteln, in einem geschlossenen Angriff bestehe, und daß, wenn die Umstände keinen Angriff gestatten, die Terränbeschaffenheit wenigstens die Aufstellung in der

Flanke begünstigen müsse. Übrigens sieht man leicht ein, daß bei ganz unverhältnißmäßiger Stärke den Schwächern, dessen Flanken nicht vollkommen gesichert sind, am Ende nichts als ein Rückzug vor gänzlicher Einschließung bewahren kann.

Wenn bisher hauptsächlich nur von derjenigen Sicherheit die Rede war, welche durch Stützpunkte gegen die Umgehungen, die dem Gefechte vorgehen, erlangt wird, so soll nunmehr untersucht werden, auf welche Art man sich gegen Umgehungen während des Gefechtes und bei ungestützten Flügeln sichern müsse.

Nicht immer findet man in einer sonst auch guten Stellung für beide Flügel Stützpunkte, und oft gestattet die Zeit nicht, sich durch gute Reduten, wenn die natürlichen fehlen, künstliche zu machen. Endlich muß man seine Stützpunkte in der Vorrückung, oder beim Rückzug verlassen. In allen diesen Fällen müssen die Flanken entweder durch veränderte Truppenstellung, durch Versagung der Flügel, oder durch Echelons gesichert werden.

Daß man mit den im Gefecht begriffenen Truppen keine künstlichen Bewegungen vornehmen könne, weiß jeder, der eine Truppe im Gefecht sah. Die Veränderung der Truppenstellung zur Sicherheit der Flanke bezieht sich daher hauptsächlich auf das zweite Treffen und die Reserve. Die gewöhnlichsten Arten, wie man durch diese eine mit Umgehung bedrohte Flanke sichert, sind die Verlängerung der Fronte, und die Formirung eines Hakens.

Wenn man durch Verlängerung der Fronte einen guten Stützpunkt erhält, oder durch seine Überlegenheit den Feind selbst zu überflügeln hoffen darf, dann ist es vortheilhaft, seine Front zu verlängern. Wenn aber die Verlängerung der Front die Umgehung nur um etwas verspätet, dann ist sie nicht nur nutzlos, sondern auch schädlich, indem die Umgehung und der darauf folgende Flankenangriff um so gefährlicher werden, je länger die Linie ist; daher man in diesem Falle die

Formirung eines Hakens der Verlängerung der Front vorziehen muß.

Obschon durch Formirung eines Hakens dem Flankenangriff eines überlegenen Feindes meist sicherer als durch Verlängerung der Front vorgebeugt wird, so hat die Stellung im Haken doch den sehr wesentlichen Nachtheil, daß durch sie nothwendig ein ausspringender Winkel entsteht, welcher dem Feinde keinen Widerstand leisten kann, und ihm zugleich die Möglichkeit gibt, statt einer, zwei Flanken zugleich anzugreifen. Hieraus folgt, daß man bei Formirung eines Hakens vorzüglich auf Sicherung des ausspringenden Winkels Bedacht nehmen müsse. Ein ausspringender Winkel ist am besten gesichert, wenn die Terränbeschaffenheit dem Feinde weder erlaubt, sich ihm zu nähern, noch in wirksamer Schußweite in der Verlängerung seiner Schenkel Batterien aufzuführen. Bietet die Gegend keinen solchen Punkt an, so muß man durch kluge Benutzung der Naturgegenstände seinen ausspringenden Winkel sichern und verbergen. Solche Gegenstände sind: gut zu vertheidigende Dörfer, Gehölze und Wälder von nicht zu großem, mit der Stärke der Truppe im Verhältniß stehenden Umfang, Berge und Anhöhen ꝛc. Ein solches Dorf, Gehölz oder Anhöhe muß dann stark mit Truppen und Kanonen besetzt, und dadurch der ausspringende Winkel nicht nur vor einem Angriffe, sondern auch vor dem Feuer des Geschützes gedeckt werden. Findet man in einer Gegend für seinen ausspringenden Winkel weder einen schon an sich unnahbaren Punkt, noch einen solchen, der durch starke Besetzung die nöthige Sicherheit gewährt, dann ist die Formirung eines Hakens von den nachtheiligsten Folgen, und kann, wenn der Feind seinen Vortheil zu benutzen versteht, zur völligen Niederlage des so aufgestellten Korps führen. Oft kann man mit Verlängerung der Front die Formirung des Hakens vortheilhaft vereinen, vorzüglich wenn man durch Verlängerung der Front einen Punkt zur Deckung

des ausspringenden Winkels erhält. Übrigens wird man in den meisten Fällen am besten thun, wenn man statt Haken und Frontverlängerung die mit Umgehung bedrohte Flanke durch einen Angriff sichert, welchen man mit einem Theil des zweiten Treffens und der Reserve unternimmt. Wer im Kriege sich streng auf die Vertheidigung beschränkt, ist über kurz oder lang immer verloren. Inzwischen muß ein Kommandant seine ganze Lage wohl erwägen, und sich dann den Umständen gemäß zur Frontverlängerung, zur Formirung des Hakens, oder zum Angriff bestimmen.

Wir kommen nun auf die zweite Art der Flankensicherung, nämlich die Versagung der Flügel. Die Flügel können versagt werden, entweder durch Zurückbiegung, oder durch Formirung einer Oblique. Bei der Zurückbiegung bleibt immer ein Theil der Truppe mit der feindlichen Stellung parallel; bei der Oblique macht die ganze Linie mit der feindlichen einen Winkel. Bei der Zurückbiegung können beide Flügel, bei der Oblique nur einer versagt werden. Wird nur ein Flügel zurückgebogen, so bekommt die Stellung die Gestalt eines Hakens; werden beide zurückgebogen, so gleicht sie einem abgestumpften Winkel. Wir wollen nun untersuchen, ob durch die Zurückbiegung, oder durch die Formirung der Oblique, die Flügel mehr gesichert werden, und unter welchen Umständen man sich des einen und des andern bedienen muß.

Wenn man sich zwei gleich starke Heere so parallel aufgestellt denkt, daß kein Flügel den andern überragt, und nun annimmt, daß das eine seine Flügel kreisförmig zurück, das andere, um die parallele Stellung zu erhalten, sie kreisförmig vorbiege; so werden beide Heere auf zwei konzentrischen Bogen stehen, folglich dasjenige, was auf dem kleinern Kreise steht, einen größern Theil desselben einnehmen, als das, was sich auf dem größern befindet; woraus sich klar ergibt, daß nun nicht mehr die Flügel beider Heere senkrecht auf einander stehen, sondern dasjenige, was die Flügel zurückgebogen

hat, das andere wirklich überflügelt. Aus dieser Bemerkung, deren Richtigkeit eine einfache Zeichnung anschaulich macht, erhellet klar, daß die Zurückbiegung der Flügel ein sehr gutes Mittel zu ihrer Sicherung sey, und daß man dadurch selbst einem beträchtlich überlegenen Feind die Umgehung verwehren könne, indem man ihn nämlich zwingt, sich auf einem größern Kreise auszubreiten. Indessen hat die Zurückbiegung der Flügel auch ihre bedeutenden Nachtheile.

Ein kluger Feind, der eine mit zurückgebogenen Flügeln aufgestellte Truppe angreifen soll, wird nicht nur, bei besonders günstigem Terrän und großer Überlegenheit, auf Umgehung und Flankenangriff denken, sondern den Vortheil, den ihm die Stellung des Gegners zu einem konzentrischen Angriff der Mitte darbietet, benutzen. Gelingt es ihm, diese zum Weichen zu bringen, oder gar zwischen den Flügeln und der Mitte durchzubrechen, dann darf er hoffen, den Gegner in volle Verwirrung zu bringen.

Ein Kommandant, der den Feind in einer Stellung mit zurückgebogenen Flügeln erwartet, muß daher vorzüglich auf Sicherung seiner Mitte und der zunächst an dieselbe stoßenden Theile der Flügel denken, welches er durch die Wahl und Benutzung des Terräns, und durch starke Reserven bewirken kann. Dabei muß er auch sorgen, daß seine zurückgebogenen Flügel nicht von dem feindlichen Geschütz der Länge nach bestrichen werden. Übrigens ergibt sich von selbst, daß die Gefahr für die Mitte um so geringer ist, je weniger die Flügel zurückgebogen sind.

So wie in der Vertheidigung, so gewährt auch im Angriffe die Zurückbiegung oder vielmehr Zurückhaltung der Flügel große Vortheile, indem man dadurch nicht nur vor Umgehung gesichert, sondern auch in den Stand gesetzt wird, sich auf dem eigentlichen Angriffspunkt zu verstärken. Will man z. B. allein mit dem rechten Flügel einen Parallelangriff unternehmen, so hält man den linken aus dem Gefecht,

und verstärkt durch Truppen von diesem den rechten; will man aber mit seiner Mitte die feindliche Linie durchbrechen, dann hält man beide Flügel zurück, und zieht von diesen so viel Truppen als möglich zur Verstärkung der Mitte. Die letztere Angriffsart wirkt, wenn sie gelingt, immer entscheidend, wird aber nie ohne bedeutenden Verlust gelingen, weil man sich dabei einem konzentrischen Feuer ausgesetzt. Oft geschieht es, daß durch die Umgehungsversuche des Feindes ein Flügel sich allmählig von selbst aus der Linie zurückbiegt. In diesem Falle hat ein Kommandant zu sorgen, daß dabei keine Brechung und Unordnung erfolge, und daß durch die Reserven sobald möglich die Ursache gehoben werde, welche den Flügel zur Zurückbiegung zwingt.

Nachdem wir die erste Art der Flügelversagung betrachtet, so kommen wir nun auf die zweite Art derselben, nämlich die Oblique.

Wenn die Stellung mit zurückgebogenen Flügeln sowohl in der Vertheidigung, als im Angriff gebraucht werden kann, so ist dagegen die Oblique ganz auf den Angriff berechnet. Bei Zurückbiegung der Flügel ist oft die Sicherung der Flanken der einzige Zweck; dagegen formirt man nie eine Oblique bloß um einen Flügel zu versagen; sondern man versagt einen Flügel, um den andern so zu verstärken, daß man auf dem Angriffspunkt dem Feind beträchtlich überlegen wird. Bei der Zurückbiegung der Flügel beruht ferner ihre Sicherheit nicht sowohl in der weiten Entfernung, in der sie vom Feinde stehen, als darauf, daß der Feind, um sie zu umgehen, sich in einer weiten Peripherie ausdehnen, folglich sich schwächen, oder trennen muß. Bei der Oblique beruht die Sicherheit des versagten Flügels vorzüglich in der Entfernung vom Feinde; indem bei einer gut formirten Oblique meistens der Fall eintritt, daß der Feind die versagte Flanke wirklich überflügelt; aber unter Umständen, die ihm von dieser Überflügelung keinen Nutzen zu ziehen gestatten, welche für ihn

dann schädlich ist, indem sie einen großen Theil seiner Truppen außer Thätigkeit setzt. Endlich ist die Absicht der Stellung mit zurückgebogenen Flügeln allezeit auf Vertheidigung oder Frontangriff, die der Oblique allezeit auf Flankenangriff gerichtet. Von der Richtigkeit des hier Angeführten wird sich jeder leicht überzeugen, der das Wesen der Oblique kennt. Es ergibt sich aus demselben klar, daß die Sicherung vor Umgehung, welche oft die Hauptursache der Versagung eines Flügels durch Zurückbiegung ist, bei Formirung der Oblique nur eine Folge der Absicht sey, einen Flankenangriff mit dem andern zu unternehmen, und ihn deßhalb beträchtlich zu verstärken; woraus man denn leicht abnehmen kann, unter welchen Umständen die Versagung der Flügel durch Zurückbiegung, unter welchen die durch Oblique anzuwenden sey.

Da es außer dem Kreise gegenwärtiger Untersuchung liegt, das Wesen der Oblique zu erörtern, und zu beweisen, daß sie taktisch schlechterdings nur zum Angriff, strategisch aber mit größtem Vortheil zur Länderdeckung benutzt werden kann, so wollen wir zu den Echelons, als der dritten Art, sich vor Umgehung zu sichern, übergehen.

Die Stellung en echelon ist, wie schon der Name sagt, eine staffelartige Stellung, in der immer der Flügel der vorwärts stehenden Truppe durch die rückwärts stehende gedeckt wird. Es ist also, wie man sieht, eine Art von Flügelversagung. Diese Stellungsart gewährt durch ihre Beweglichkeit die mannigfaltigsten Vortheile, und sichert nicht nur die eigene Flanke, sondern dient auch, die feindliche zu überflügeln. Der Feind, der eine vorwärts stehende Abtheilung in die Flanke nehmen will, sieht sich bei der stufenartigen Stellung immer durch die rückwärts stehende selbst in Flanke genommen, und will er die Flanke der letzten Abtheilung angreifen, so muß er sich hiezu, wie bei der zurückgebogenen Stellung, in einer weiten Peripherie ausdehnen. Zudem kann man aus den Echelons sehr leicht eine Linie formiren,

und so sich dem umgehenden Feind parallel entgegenstellen. Findet man in der Verlängerung der Front keine Stützpunkte für die Flügel, aber wohl rückwärts derselben feste, zur Stütze geeignete Punkte, so kann man durch stufenartig aufgestellte Abtheilungen, deren letzte ihre Flanke an den festen Punkt stützt, seine Flügel vollkommen sichern. Die echelonartige Stellung dient ferner zur Zurückhaltung der Flügel, wenn man mit seiner Mitte die feindliche Linie durchbrechen will; sie dient ferner, da man durch sie leicht die Front verlängern kann, zur Überflüglung und Umgehung des Feindes. Will man eine Oblique formiren, so dient wieder die echelonartige Vorrückung, aus der man sich leicht parallel oder schräg formiren kann, den Feind so lang in der Ungewißheit zu erhalten, bis die Oblique wirklich formirt wird, wo ihm sodann keine Zeit zu den nöthigen Gegenbewegungen bleibt. Diese Vortheile der echelonartigen Stellung sind so groß, daß man sie unbedingt als eines der besten Mittel, seine Flanken zu sichern, betrachten kann.

Wir haben nunmehr untersucht, unter welchen Umständen Umgehung möglich sey, und wie sie ausgeführt werden müsse. Wir haben ferner gezeigt, wie Stützpunkte, Veränderung der Stellung, Versagung der Flügel und Echelons gegen Umgehungen sichern; daß aber die beste Sicherheit in einem entschlossenen Angriff beruhe. Wir glauben, daß jeder, der das Vorgetragene durchdenkt, in demselben, wenn er umgehen, oder sich gegen Umgehung sichern will, einen Leitfaden finden werde, und hoffen, daß durch klare Kenntniß des Übels und seiner Gegenmittel sich die Furcht vor Umgehungen vermindern wird, durch welche bis jetzt sehr oft ganz unbedeutende die nachtheiligsten Folgen hatten, und die schon oft mehr als die Umgehungen selbst das Verderben ganzer Korps und Armeen bewirkte.

R.

V.

Ueber Waldgefechte.

Da sich im Kriege wenig bedeutende Gefechte ereignen, in denen nicht ein Wald oder Gehölz angegriffen und vertheidigt werden muß, so ist es für jeden Militär von der größten Wichtigkeit, sich mit den Grundsätzen bekannt zu machen, nach denen das Eine oder das Andere zu geschehen hat. Diese Grundsätze dann nach den Umständen gehörig zu modifiziren, muß Nachdenken und Beurtheilung lehren, — Kräfte, die sich zwar nicht geben, wohl aber durch lehrreiche Übung auf einen Grad entwickeln lassen, der für alle einem Offizier oder Stabsoffizier vorkommende Fälle zureicht.

Die erste Regel bei Vertheidigung eines Waldes ist, daß man, wo immer möglich, den Rand desselben besetze. Die Richtigkeit dieser Regel wird allgemein anerkannt; aber nur selten wird sie richtig geübt. Überzeugt von der Wichtigkeit des Waldrandes, umgürten viele Befehlshaber diesen gleichsam mit einer lebendigen Mauer, denken nur auf das gegen den anrückenden Feind vermehrte Feuer, nicht aber auf den Widerstand, den sie leisten sollen, wenn dieser den Rand gewinnt, und verlieren so, da sie keine hinlänglichen Reserven haben, mit der Waldkante zugleich den ganzen Wald, indem ihre zerstreute Truppe sich nicht mehr zu sammeln, oft nicht einmal ihren Rückzug zu bewirken vermag. Um daher im Stande zu seyn, sowohl dem Feind bei seinem Anrücken ein nachdrückliches Feuer entgegen zu setzen, als auch ihn mit Wirkung anzugreifen, wenn er den Waldrand gewonnen hat, müssen anfangs

nur wenige Tirailleurs die erste Baumreihe besetzen, hinter diesen aber 50 bis 60 Schritte mehrere Tirailleurs-Züge bereit stehen, um sich schnell nach jenen Punkten zu begeben, gegen die der Feind anrückt. Auf 100 bis 150 Schritte von diesen Zügen müssen Truppenabtheilungen stehen, die sich nicht auflösen, sondern den Feind mit dem Bajonette anzugreifen bestimmt sind, wenn er die Waldkante gewonnen haben sollte. Hinter diesen müssen wieder auf 200 bis 300 Schritte auf schicklichen Punkten an den Rückzugswegen Hauptreserven aufgestellt seyn, die nach Erforderniß den einen oder den andern Posten unterstützen. Nur durch eine solche, gehörig modifizirte, bei allen Umständen nothwendige Anordnung kann jeder Posten durch die neben und rückwärts stehenden leicht verstärkt, mit Nachdruck vertheidigt, und, wird ein Rückzug nothwendig, mit Sicherheit verlassen werden.

Die Art, wie der Waldrand besetzt werden soll, um eine nachdrückliche Vertheidigung vorzubereiten, leidet durch die Beschaffenheit des Waldes mancherlei Abänderung. Die vorzüglichsten derselben sollen in Kürze erörtert, auch die Fälle angegeben werden, in denen es nothwendig und nützlich ist, durch Verhaue und Verschanzungen den Angriff der Waldkante zu erschweren, und wie dieß am leichtesten und zweckmäßigsten bewirkt werden kann.

Besteht der Waldrand aus hochstämmigem Holz, so decken die Bäume die Tirailleurs gegen das feindliche Feuer; wenn er aber aus Anflug oder Buschwerk besteht, so können diese sich zwar verbergen, aber nicht hinlänglich sichern; somit geht der große Vortheil verloren, dem Feind beträchtlich zu schaden, ohne selbst eben so viel zu leiden. Wenn daher das Gehölz an der Kante keine Deckung darbietet, so muß ein längs derselben geführter Aufwurf den Tirailleurs die Mittel gewähren, gedeckt gegen den anrückenden Feind zu feuern. Ein solcher Aufwurf muß glacisartig angelegt

werden, damit der Feind hinter demselben keine Deckung finde.

Hat der Wald eine große Ausdehnung, so erfordert ein solcher Aufwurf viel Arbeit und Zeit. Um Beides zu ersparen, und weniger Mannschaft zur Besetzung zu bedürfen, kann man solche Aufwürfe allein an den ausspringenden Winkeln anlegen, und sie durch Verhaue verbinden. Solche aus Buschwerk und jungem Holz bestehende Verhaue machen aber wenig Aufenthalt; sie müssen durch ein wirksames Kleingewehr- und Kartätschenfeuer vertheidigt werden, um von einigem Nutzen zu seyn.

Wollte man aber große Bäume zu dem Verhau herbeischleppen, so würde man sich einer sehr schwierigen, mit dem Nutzen in keinem Verhältniß stehenden Arbeit unterziehen. Es kommt daher auf Umstände und Terränbeschaffenheit an, ob man besser bloß durch einen leichten Aufwurf seinen Tirailleurs gegen Kleingewehr- und Kartätschenfeuer eine Deckung verschafft, oder aber an den wichtigsten Punkten schon stärkere Verschanzungen anlegt, und diese durch Verhaue verbindet. Letzteres ist vorzüglich dann nützlich, wenn man einen Gebirgswald zu besetzen hat, dessen enge Thäler sich leicht durch Verhaue sperren, die sie beherrschenden Anhöhen aber eben so leicht vertheidigen lassen.

Verhaue von hochstämmigen Bäumen, vorzüglich von Laubholz, wenn sie in beträchtlicher Breite gehörig angelegt, und durch Geschütz genugsam bestrichen sind, bilden allerdings ein vom Feind nur mit dem größten Verlust zu übersteigendes Hinderniß. Ihre Verfertigung aber ist beschwerlich und langsam; daher sie meistens nur bei verschanzten Stellungen vorkommen. Sie müssen vorzüglich durch Geschütz vertheidigt werden; da der Feind gegen das kleine Gewehr durch den Verhau selbst größten Theils gedeckt ist. Um ihn jedoch zu verhindern, in denselben zu kommen, werden Verschanzungen etwas vor dem Verhau angelegt

und mit Mannschaft und leichtem Geschütz besetzt, die den Rand des Waldes bestreichen. Solche Verschanzungen zur Bestreichung des Waldrandes müssen für das Geschütz auch dann angelegt werden, wenn dieser nicht verhauen ist. Hat der Feind den Verhau erreicht, so muß das rückwärts desselben aufgeführte Geschütz ihn an seiner Durchbrechung hindern, die Reserven aber ihn mit dem Bajonette angreifen, wenn er doch durchbrechen sollte.

Verhaue in Gebirgswäldern, die die Thäler sperren, und sich an den Abhängen der Berge herumziehen, sind von den Höhen, deren Zugang sie erschweren, leicht zu vertheidigen, und nützen daher, selbst bei geringerer Breite, meistens mehr als Verhaue in der Ebene.

Es ist daher nicht genug, sich bloß auf obgezeigte Art auf die Vertheidigung des Waldes zu beschränken; man muß auch, wenn man anders nicht zu schwach an Truppen ist, den Feind, der zum Angriff heranrückt, selbst angreifen. Solche Angriffe müssen auf den Straßen, oder von den ausspringenden Winkeln, in dem Augenblick geschehen, wenn der Feind schon auf 20 bis 30 Schritte sich dem Waldrand genaht hat; sie müssen von gehörig unterstützten, doch nicht zu starken Truppen äußerst rasch, und gegen die Flanken des Feindes unternommen werden. Ein solcher im rechten Zeitpunkt unternommener Ausfall wird den Feind, wenn er nicht wohl darauf bereitet ist, meistens zum Fliehen bringen. Die Fliehenden darf jedoch nur Kavallerie verfolgen; daher es gut ist, der Infanterie im Walde kleine Reiterabtheilungen beizugeben, die auch zu Ausfällen auf den Straßen vortheilhaft zu verwenden sind.

Aus allem bisher Gesagten folgt, daß die erste Besetzung des Waldrandes nur schwach seyn, dagegen durch bereitstehende Tirailleur-Züge, wo es nöthig, schnell verstärkt werden müsse; daß hinter denselben Reserve-Abtheilungen bereit

seyn müssen, den Feind mit dem Bajonette anzufallen, wenn er in den Wald vordränge, und daß auf den wichtigsten Punkten Hauptreserven zur Unterstützung der vorwärtigen Posten und zur Sicherung des Rückzuges aufgestellt seyn sollen. Übrigens dienen ein vor dem Waldrand sich kreuzendes Artilleriefeuer, so wie rasche, im rechten Augenblick, vorzüglich durch Kavallerie unternommene Ausfälle, den Feind, noch ehe er die Waldkante erreicht, zurückzutreiben. Verhaue, wenn sie vom Geschütz wirksam bestrichen werden können, erleichtern die Vertheidigung. Bietet der Waldrand den Tirailleurs keine Deckung, so müssen Aufwürfe ihnen diese gewähren. Bei allen diesen Arbeiten müssen Zeit und Zweck wohl erwogen, stets der Anfang bei dem Wichtigsten gemacht, und so nach und nach zu dem minder Wichtigen übergegangen werden, damit man, wenn der Feind früher erscheint, als das Ganze geendigt ist, doch von dem Fertigen Vortheil zu ziehen vermag.

Nachdem über die Vertheidigung eines Waldes das Wichtigste gesagt worden, so wollen wir nunmehr die Art, wie ein Wald anzugreifen sey, erwägen.

Der Angriff eines Waldes ist vorzüglich darum schwierig, weil man zuerst dem gedeckt stehenden Feind sich ungedeckt nähern, bei dem weitern Vordringen aber, noch ehe man Zeit gewinnt, sich gehörig zu ordnen, die Anfälle der feindlichen Reserven zurücktreiben muß. Diese Schwierigkeiten müssen durch gute Anordnungen so viel möglich vermindert, und dabei die Vortheile bestens benützt werden, die überhaupt jedem Angreifenden sich bieten. Es ist aber einer der größten Vortheile des Angreifenden, daß er zwischen einer Menge von Angriffspunkten die Wahl hat, und daß er gegen den gewählten den größten Theil seiner Stärke vereinigen kann: dagegen der Vertheidiger, in beständiger Ungewißheit, überall bereit seyn muß, einen möglichen Angriff abzutreiben. Hieraus ergibt sich die wichtige Regel, daß man dem Feind den wahren Angriffspunkt

so viel wie möglich zu verbergen suchen müsse. Es bleibt nur noch die Frage, wie dieß zu bewirken sey, und welche Rücksichten den Angriffspunkt bestimmen? Wir wollen zuerst die letztere dieser Fragen beantworten. Es gibt an und für sich schwächere Punkte als ausspringende Winkel; Stellen, denen man sich bis auf eine kleine Entfernung gedeckt nähern kann, oder die durch die Terränbeschaffenheit schwerer zu unterstützen sind. Es gibt aber noch Punkte, die, an und für sich stark, doch darum schwach genannt werden können, weil ihr Verlust mit den gefährlichsten Folgen für den Rückzug, oder die weitere Vertheidigung verbunden ist.

Wenn man nun die schwachen Punkte der feindlichen Stellung kennt, die man durch Besichtigung des Terräns und Betrachtung der feindlichen Rückzugslinie kennen lernt; wenn man diese mit seinen Absichten und Mitteln vergleicht, so wird man bald den Punkt auffinden, der unter den gegebenen Umständen angegriffen werden muß.

Oft gelingt ein Angriff auf einem der stärksten Punkte gerade darum, weil es einer der stärksten ist, für den der Feind am wenigsten besorgte; wobei viel auf die Kenntniß seines Gegners ankommt.

Wenn man alles dieses überdenkt, so wird man sich überzeugen, daß die so wichtige Wahl des Angriffspunktes nicht durch einseitige Ansicht, sondern durch umfassende Überlegung bestimmt werden müsse, und daß sich hierüber durchaus nichts festsetzen lasse.

Wenn aber auch die Kriegswissenschaft die Entscheidung dem Talent überlassen muß, so erleichtert sie doch, indem sie mit den Bestimmungsgründen bekannt macht, eine schnelle und richtige Wahl.

Hat man den Angriffspunkt gewählt, so muß alles Streben dahin gehen, die Aufmerksamkeit des Feindes von diesem auf andere Punkte zu lenken, und so seine Stärke auf Posten zu ziehen, gegen die man keine ernstliche Ab-

sicht hat. Dieses wird durch Demonstrazionen und Scheinangriffe bewirkt.

Wenn man den Zweck durch Demonstrazionen, durch bloßes Androhen einer Unternehmung erreichen kann, so muß man jeden Scheinangriff vermeiden, und erst zu letzterem schreiten, wenn der Feind sich durch erstere nicht täuschen läßt. Damit aber ein Scheinangriff seine Absicht erreiche, so muß er gegen einen Punkt, für den der Feind zu sorgen Ursache hat, rasch und ernst unternommen werden, und sich überhaupt von einem wirklichen nur darin unterscheiden, daß ihn weniger Truppen bei ernstlichem Widerstand ohne hartnäckige Beharrlichkeit ausführen. Wenn der Scheinangriff gelingt, so muß er gleich in einen wirklichen übergehen, und das Errungene durch schnell nachrückende Reserven behauptet, und weiter ausgedehnt werden. Wird die Truppe, die ihn unternimmt, auch zurückgetrieben, so ist er schon als gelungen anzusehen, wenn der Feind dadurch den wahren Angriffspunkt zu schwächen veranlaßt, oder wenigstens ihn zu verstärken verhindert wird. Gewänne der Feind Zeit, nach Zurückschlagung des Scheinangriffs den wahren Angriffspunkt zu verstärken, so wäre die ganze Absicht verfehlt; daher muß auf den Scheinangriff der wahre unmittelbar folgen, und beide Angriffspunkte dürfen weder zu nahe, noch zu weit von einander entfernt seyn; indem im ersten Fall der Feind seine Truppen zu schnell von einem zum andern Punkte bringen, im letztern aber die Unternehmung gegen den einen zu wenig Einfluß auf den andern haben würde. Eine richtige Berechnung von Zeit und Raum bestimmt für jeden gegebenen Fall, wann dem Scheinangriff der wahre folgen, und wie groß die Entfernung beider Angriffspunkte seyn müsse.

Jeder, es sey nun ein Schein- oder wahrer Angriff, muß von einer Truppe, die in offener Ordnung anrückt, und von geschlossenen Abtheilungen unterstützt wird, unternommen werden. Diese Truppe nähert sich dem Angriffspunkt

so viel möglich gedeckt, rückt aber, so bald sie die Deckung verliert, sehr rasch, ja die letzten 100 bis 200 Schritte laufend vor. Verläßt der Feind die Kante des Waldes, so dringt sie ungesäumt nach, und fängt nunmehr zu feuern an; was sie bei dem Angriff des Waldrandes sorgfältig vermeidet; die Reserven, die schnell nachrücken, bleiben auch im Walde beisammen, und machen mit kleinern Abtheilungen geschlossene Angriffe, wenn die feindliche Linie nicht dem Feuer der Tirailleurs weichen sollte. Den Reserven rückt eine Hauptreserve dann nach, wenn der Angriff gelungen ist, und die Truppe im Walde vorrückt.

Würde durch das feindliche Feuer, oder durch Ausfälle, die in offener Ordnung anrückende Truppe zum Weichen gebracht, so müssen die Reserven, ohne anzuhalten, fortrücken, die Weichenden aufnehmen, und mit ihnen vereint den Feind zur Verlassung des Waldrandes zwingen; wobei die Hauptreserven, die in diesem Falle gleich vorrücken, sie unterstützen. Da jeder zweite Angriff durch die Zeit, die der Feind sich zu verstärken gewinnt, schwerer als der erste ist, so muß alles Mögliche angewendet werden, um sich der Waldkante gleich beim ersten Angriff zu bemeistern.

Um die Truppen aufzunehmen, wenn das Unternehmen mißlingen sollte, müssen immer einige Abtheilungen Infanterie, und wo die Gegend dazu geeignet, auch Kavallerie bereit seyn; letztere ist vorzüglich, wenn feindliche Kavallerie die Fliehenden verfolgen sollte, von größtem Nutzen. Auch zu den Angriffen müssen kleine Kavallerietrupps der Infanterie folgen, um Ausfälle feindlicher Reiter abzuwehren und zu vereiteln. Während man sich zum Angriff bereitet, spielt das an schicklichen Punkten aufgeführte Geschütz gegen den Waldrand, oder die feindliche Artillerie, je nachdem das Eine oder das Andere oder Beides die besondern Umstände erfordern oder möglich machen.

Ist ein Verhau anzugreifen, so müssen die Tirailleurs

zuerst die an seinem Rand befindlichen Batterien, die Reserven aber sodann jene wegzunehmen suchen, die im Verhau, oder rückwärts desselben, angelegt sind. Einen starken, gut mit Geschütz vertheidigten Verhau muß man wo möglich anzugreifen vermeiden. Durch ein wohlunterhaltenes Kartätschen- und Haubitzenfeuer wird oft seine Räumung bewirkt, die unfehlbar geschieht, wenn die Umstände ihn in Brand zu stecken erlauben. —

Bisher war immer vom Angriff und der Vertheidigung des Waldrandes die Rede; nunmehr soll von Gefechten mitten in großen Wäldern gesprochen, und in Kürze gezeigt werden, wie man sich dabei im Angriff und in der Vertheidigung zu benehmen hat.

Wenn man gezwungen ist, mitten in einem großen Wald eine defensive Stellung zu nehmen, so ist ein durch Fleschen und Reduten vertheidigter Verhau von solcher Wichtigkeit, daß ohne diesen es äußerst schwer ist, sich zu behaupten. Die Ursachen hievon leuchten zu sehr ein, um einer weitern Entwicklung zu bedürfen. Wie ein solcher Verhau vertheidigt werden soll, ist bereits gesagt worden; wie man sich aber zu vertheidigen hat, wenn Zeit und Mittel zu seiner Anlage fehlen, soll nunmehr erörtert werden.

Ohne Terränkenntniß läßt sich kein zweckmäßig geleitetes Gefecht denken. In einem Walde sich auszukennen, macht aber die unendliche Menge ähnlicher Gegenstände sehr schwer. Und doch ist es in den Waldgefechten von äußerster Wichtigkeit, mit den Richtungen bekannt zu seyn, nach denen man sich bei den verschiedenen Umständen bewegen muß. Jägerhäuser, Köhlerhütten, freie Plätze, Kreuzwege, besonders gestaltete Bäume, 2c. 2c. bieten Merkmale, sich zurecht zu finden, an. Durch ausgesteckte Zeichen müssen diese noch vermehrt, und der Offizier veranlaßt werden, den Wald im Allgemeinen, den Bezirk aber, in dem er steht, auf das genaueste kennen zu lernen. Da die rauhern bemoosten

Rinden, und bei abgehauenen Bäumen die enger an einander laufenden Jahrringe, die Nordseite angeben, so muß der Offizier die Mannschaft mit diesen Merkmalen bekannt machen, damit sie die zwei Hauptrichtungen vom Feinde „ab und gegen den Feind," auch wenn sie einzeln und zerstreut ist, mit Leichtigkeit zu finden wisse.

Hat der Kommandant sich eine genaue Kenntniß der durch den Wald führenden Wege erworben, so stellt er seine Hauptreserven dergestalt aus, daß sie in ungefähr gleicher Entfernung von dem Rückzugspunkt an Straßen und Kreuzwegen zu stehen kommen. Die Stärke seiner Truppe, und die Breite des zu besetzenden Waldes, bestimmen die Zahl, die Stärke und die Entfernung dieser Hauptreserven; wobei man jedoch ihre Zahl stets so viel möglich zu beschränken trachtet. Alle diese Hauptreserven haben entweder verschiedene Rückzugspunkte, oder einen gemeinschaftlichen. In jedem Fall bleibt die Vertheidigung der dahin führenden Wege, und die Verbindung mit dem Nebenposten ihr vorzüglichstes Augenmerk.

Sind die Hauptreserven richtig aufgestellt, so werden von diesen mehrere Abtheilungen vor- und seitwärts, wo Wege sind, auf denselben postirt, die wieder mehrere kleinere Abtheilungen vor sich haben. Vor diesen endlich stehen auf 50 bis 60 Schritte die Tirailleurs, gleich Anfangs so stark, als man sie, ohne die Reserveabtheilungen zu sehr zu schwächen, machen kann; indem man hier nicht, wie an dem Waldrand, die zu ihrer Verstärkung nöthige Zeit hat. Gegen diese eben beschriebene Aufstellung wird der Feind seinen Angriff so einrichten, daß er seine Stärke auf den Punkten, wo er durchbrechen will, beisammen behält, indeß Tirailleurs, von kleinen Abtheilungen unterstützt, die Verbindung erhalten. Um ein langwieriges, Zeit und Menschen kostendes Tirailleur-Feuer zu verhindern, wird er mit geschlossenen, wohl unterstützten Abtheilungen die feindlichen Tirailleurs

durchbrechen, die Reserve-Abtheilungen zum Weichen bringen, die noch stehenden Feinde durch einen Flankenangriff zurücktreiben, um dann ungehindert neuerdings mit überlegener Kraft einen Punkt der Front anfallen, und durchbrechen zu können. Das Benehmen der Vertheidiger wird schon durch diese Angriffsart bestimmt. Ungewiß, auf welchem Punkt der Gegner angreifen wird, ist der Vertheidiger, wenn er sich bloß leidend verhält, und seine Truppe zu sehr zerstückelt, unfehlbar verloren. Nur dadurch, wenn er den angreifenden Feind selbst angreift, wird er sich in seiner Stellung behaupten. Wenn daher der Feind mit einer Kolonne die Tirailleurs-Linie durchbricht, so müssen die zunächst stehenden Abtheilungen und Reserven, nachdem sie sich vereinigt, nicht bloß der Spitze der feindlichen Kolonne Widerstand leisten, sondern in die Zwischenräume der Kolonnen brechen, und die Flanken anfallen, wodurch sie ihrem Vordringen am leichtesten Einhalt thun. Zugleich müssen jene Posten, die zu weit von dem angegriffenen Punkt abstehen, um zu seiner Unterstützung zeitig genug herbeizukommen, die ihnen entgegen stehenden Feinde angreifen, und so durch eine Diversion seine Vertheidigung erleichtern. Wenn diese Verfahrungsart gegen einen nicht zu überlegenen Gegner geschickt und entschlossen geübt wird, so wird man im steten Vor- und Zurückgehen am Ende sich wieder auf derselben Stelle finden, die man Anfangs behaupten wollte.

Sind Gebirgswälder zu vertheidigen, so hängt Alles von der Behauptung der Bergrücken ab, auf denen wiederum die Bergkanten, das heißt, die Vereinigungen der Gebirgszweige, die wichtigsten, für die Aufstellung der Hauptreserven vorzüglich geeigneten Punkte sind.

Die Beschaffenheit dieser Gebirgsrücken und der zwischen ihnen liegenden Thäler, so wie der Lauf der Straßen und Wege, machen hiebei mannigfaltige, nur auf dem Terrän selbst zu bestimmende Abänderungen. Bei dem Angriff solcher

Wälder sucht man, von den Thälern aus, die Flanke der auf den Bergrücken stehenden Feinde zu umgehen, und sie so zum Rückzug zu zwingen; wobei man jedoch auf dem Gebirge eine dem Feind vollkommen gewachsene Truppe haben muß, die zur Erleichterung der Flankenbewegungen auf der Höhe Scheinangriffe macht. Nie darf man im Thal zu weit vordringen, nie den Gebirgsrücken zu schwach besetzen, oder gar verlassen; indem man sonst bei einem Angriff der Vertheidiger unausbleiblich in die größte Unordnung gebracht, und einen Theil seiner Truppe verlieren würde. Ein Angriff auf dem Gebirgsrücken gegen die Hauptstärke des Gegners wird zwar schneller, aber auch nur mit größerm Verlust, zum Ziele führen; daher die Umstände die Angriffsart bestimmen. Übrigens sind waldbedeckte Gegenden nur für denjenigen günstig, der eine im einzelnen Gefecht geübte, aus ausgesuchten und gewandten Leuten zusammengesetzte Truppe hat. Eine nur geschlossen zu fechten gewohnte Truppe muß Wald-Affären, es sey nun in der Vertheidigung oder im Angriff, so viel möglich vermeiden; indem solche Gefechte, auch gegen einen schwächern Feind, entweder unglücklich ausfallen, oder mit einem unverhältnißmäßigen Verlust verbunden seyn würden.

R.

VI.

Gedanken über Militärverfassung und stehende Heere.

Ein fruchtbarer Boden unter einem glücklichen Himmel, weise Gesetze, durch die der gesellige Verein auf Recht und Gerechtigkeit gegründet wird, die den Erwerb begünstigen, und Wohlstand verbreiten, sind allerdings Güter und Gaben, deren ein Volk sich freuen darf; aber was helfen Güter und Gaben, was weise Gesetze, was alles Erworbene, wenn dem Ganzen Sicherheit fehlt, wenn aller Besitz unstät ist, und nicht auf die Enkel übergeht, was die Väter gesammelt. Dieses erkennend, suchten alle Völker der Erde alter und neuer Zeit, mit ihrer Friedensverfassung eine Kriegsverfassung zu verbinden, die ihre Nazionalität, das höchste Gut jedes Volkes, gegen fremden Andrang zu schützen vermöchte. Das Vaterland zu vertheidigen ist eine allgemein anerkannte, Allen obliegende Pflicht; aber viele Staaten haben diese Pflicht einem Theil, manche allen ihren Bürgern erlassen.

Die Völker, bei denen jeder Waffenfähige auch die Waffen führte, theilen sich wieder in solche, bei denen die Ergreifung der Waffen und der Kampf für das Vaterland als Pflicht betrachtet wurde; und in solche, die unter den Waffen aufgewachsen, und stets in Waffen, einen unbewehrten Mann kaum für einen Mann hielten, und einen Zustand, wo den allgemeinen Feind nicht Alle bekämpfen sollten, gar nicht zu denken vermochten. Unter die Erstern gehören vor-

züglich die frühern Griechen und Römer, unter die Letztern die germanischen Völker, die das abendländische Reich zerstörten, und die neuern Staaten Europas gründeten, so wie die Tatarn und Mogolen, die von der gelben See, vom Kap Komorin, bis an die Quellen der Oder ihre Herrschaft verbreiteten.

Die Staaten, bei denen die Vertheidigung des Ganzen nur einem Theil des Volkes oblag, theilen sich in solche, bei denen die Kasten-Eintheilung allein gewisse Geschlechter auf ewige Zeiten zur Führung der Waffen bestimmte, wie die alten Ägyptier und die Indier; oder in solche, bei denen ein Theil des Volkes die Vertheidigung des Vaterlandes sich als ein Vorrecht zueignete, wie alle feudalistische Staaten des Mittelalters; oder in solche, die die allgemeine Vertheidigung einem Theil des Volkes als Last auferlegten, wie die meisten neueren europäischen Staaten. Staaten endlich, welche dem ganzen Volk die Verbindlichkeit der Vaterlandsvertheidigung erließen, und durch eigene oder fremde, auf immer oder auf eine gewisse Zeit gemiethete Truppen die äußere Sicherheit zu erhalten suchten, waren in der alten Welt Tyrus und Karthago, in neuer Zeit Holland und Venedig. Niemand wird läugnen, daß die Verfassungen, bei denen die Führung der Waffen Allen obliegt, die naturgemäßesten sind. Aber was hilft es, daß Alle gezwungen sind, die Waffen zu ergreifen, wenn sie dieselben nur aus Zwang ergreifen; wenn sie dieselben nicht zu führen verstehen; wenn sie die Beschwerden des Krieges nicht zu ertragen vermögen? — Mag Xerxes aus allen Winkeln von Asien seine Millionen zusammentreiben! Diesen zusammengetriebenen Millionen fehlt der Wille zu fechten, der Entschluß zu sterben oder zu siegen. Durch Sprache, Religion und Sitten getrennt, nur durch Knechtschaft vereint, sehen sie gleichgültig Cyrus Thron sich heben oder senken, stets bereit, dem sich zu ergeben, der von ihnen das Wenigere fordert. Der Waffen ungewohnt und fast unbewaffnet, rücken sie den Griechen entgegen, nur auf ihre

Menge vertrauend, voll zagender Hoffnung, keinen Widerstand zu finden, nicht kämpfen zu müssen. — Wie anders im Heere der Griechen! Voll Liebe zum gemeinsamen Vaterland, war da Keiner, der nicht den Tod der Knechtschaft vorzog. Jeder war von Kindheit an in Waffen geübt, durch die Gymnastik zum Kriege geschickt. Von ihrem eigenen Muth überzeugt, und darnach die Kraft des kleinen Heeres ermessend, rückten sie dem Feinde entgegen. So wurden die Tage bei Marathon, Salamis und Platäa der Griechen ewiger Ruhm. Es ist also nicht genug, daß Alles die Waffen ergreife, Alles zu fechten verbunden sey; die Hauptsache ist, daß Alle, die die Waffen ergreifen, entschlossen und begierig sind, dieselben mit Aufopferung des Lebens zur Vertheidigung des Vaterlands zu gebrauchen, und daß sie sie zu brauchen verstehen.

Das Erste kann hauptsächlich durch eine Verfassung bewirkt werden, in der die Freiheit jedes Einzelnen nicht durch Willkür, sondern nur durch die Freiheit Aller beschränkt wird. Die neuesten Zeiten haben uns sattsam gelehrt, daß dieser glückliche Zustand sich an keine Staatsform binde; daß er in Monarchien zu finden sey, während er oft in Republiken fehlt. Despotismus allein, der Despot sey nun ein Einzelner oder das Volk, ist mit wahrer bürgerlicher Freiheit unverträglich, und ohne wahre bürgerliche Freiheit gibt es keine Anhänglichkeit an Staat und Verfassung, und ohne Anhänglichkeit an Staat und Verfassung ist keine freie wahre Aufopferung für dieselben denkbar. Ein gute Staatsverfassung also ist die Bedingniß der Möglichkeit einer vollkommene Sicherheit gewährenden Militärverfassung. Aber mit der Möglichkeit der Sache ist noch die Sache selbst nicht gegeben: der beste Wille das Vaterland zu vertheidigen, wird unzulänglich, wenn man nicht die Waffen zu brauchen, nicht den Krieg zu führen versteht.

Bei den Griechen und Römern war die Übung und

Vorbereitung zum Kriege nicht bloß in die Erziehung der Knaben verflochten, sondern machte deren wesentlichsten Bestandtheil. Schwert und Schild zu führen, die Lanze zu werfen, mit Pfeil und Schleuder das Ziel zu erreichen, war die Belustigung römischer und griechischer Jugend. Sie übte sich im Wettlauf, maß ihre Kräfte im Ringen, schleuderte den Diskus.

Das muthige Viergespann lenkend, durchflog der griechische Jüngling die Rennbahn, dreimal das Ziel umkreisend, und das bei Olympia versammelte Griechenland zollte dem kühnen Wagenführer, dem starken Ringer, dem schnellen Läufer, nicht minder als dem erhabenen Äschylus, dem spottenden Aristophanes, seinen Beifall. In dieser lebensvollen Zeit verlangte man noch, daß der Mensch ganz Mensch sey. Staatsmänner waren Krieger, und Krieger Staatsmänner. Der nämliche Cäsar, der Gallien bezwang, regierte Rom, war berühmt unter den Rednern, und glänzt unter den Geschichtschreibern.

Der Schöpfer des Prometheus kämpfte bei Marathon und Salamis unter den Rühmlichen rühmlich. Mit seinem Leibe deckte der weise Sokrates den verwundeten Lehrling.

Wie anders ist es in den Staaten der neueren Zeit! — Schon bei der Geburt zu einem Stande bestimmt, wächst der Knabe in dumpfen Schulen heran, den beschränkten Blick stets auf seinen künftigen Beruf gerichtet. Die Gymnastik, bei den Neuern auf fechten, tanzen und reiten beschränkt, bleibt den Meisten fremd. Mit Vernachlässigung einer menschlichen harmonischen Ausbildung aller geistigen und physischen Kraft, wird der Jüngling zu einer, wie man es charakteristisch nennt, Brotwissenschaft angehalten, und in dieser auf eine unfruchtbare Höhe geschraubt. So zum Staatsbeamten, Rechtsgelehrten, oder Priester vorbereitet, tritt er ins öffentliche Leben, ohne eine Idee allgemeiner Verbindung, nur in seinem Stande befangen, jedem andern

feind. Für den Militärstand wird, die Wenigen ausgenommen, die in Militärakademien erzogen werden, Niemand gebildet. Dieser Stand, der eigentlich keinen besondern bilden, sondern ein Allen gemeinschaftlicher seyn sollte, erhält seine für höhere Stellen Bestimmten größten Theils aus solchen Individuen, die zu einem andern Beruf kein Geschick oder keine Neigung haben. Ohne alle Ideen vom Kriege, ohne selbst die Waffen zu kennen, weihen sie sich, schon erwachsen, dem Kriegsdienst, in den sie nur zu oft gleich als Offiziere treten.

Soll die allgemeine Sicherheit auf festen Pfeilern beruhen, so muß dieses anders werden. Die nazionelle Erziehung muß nicht nur auf den Frieden, sie muß auch auf den Krieg berechnet seyn. Der Knabe, er erwachse nun auf dem Lande oder in den Städten, muß von Kindheit auf zum Kriege vorbereitet, mit den Waffen vertraut gemacht werden. Nach dem Ziele schießen, sich im Wettlauf üben, schwimmen, ringen und fechten, müssen lohnende Belustigungen der Jugend werden, und das Beispiel der Erwachsenen ihr hierbei vorleuchten. Alle Volkslehrer, sie seyen nun weltlich oder geistlich, müssen es als ihre heiligste Pflicht ansehen, die Jugend mit Liebe zum Vaterland zu erfüllen, in ihre Seelen eine edle Ruhmbegierde zu hauchen, daß sie den Tod für Freiheit und Vaterland als das rühmlichste Ziel wünschen und suchen. Es ist aber nicht genug, daß man die Jugend moralisch und physisch zum Krieg bereite; sie muß auch geistig vorbereitet werden; sie muß Gelegenheit finden, sich die Erfahrungen vergangener Jahrhunderte anzueignen, die Kriegswissenschaft mit ihren Zweigen zu erlernen. Wohin soll der Jüngling, der von höherm Geiste getrieben, den mühevollen Stand erwählt, sich wenden, um sich in den Kriegswissenschaften zu unterrichten, und zu höhern Stellen geschickt zu machen, wenn nicht ein günstiger Zufall ihn einer Militärakademie nahe bringt? Die öffentlichen Lehranstalten haben

für militärische Wissenschaften keinen Lehrstuhl. In keinem Lycäum werden die reine und angewandte Taktik, die Anfangsgründe der Geschütz- und Befestigungskunst, — auf keiner Universität wird Strategie, Hauptbefestigung, und höhere Geschützkunst vorgetragen.

Zwar findet der Wißbegierige über alle diese Gegenstände Bücher genug; aber wenn irgend in einer Wissenschaft der Jugend ein weiser Führer nothwendig ist, so ist es in der Kriegswissenschaft, da Wahres und Falsches in derselben so leicht vermengt wird, — da der Lehrling so leicht entweder, auf sein Wissen stolz, in den Wahn verfällt, Feldherr zu seyn, oder, muthlos gemacht durch das scheinbar Unbestimmte der Lehre, die ganze Wissenschaft als unnütz verwirft, und sich dabei mit dem Gedanken schmeichelt, gleich Andern durch Talent den Mangel der Kenntniß zu ersetzen.

Man könnte zwar als eine Einwendung gegen Obiges sagen: daß der frühere Unterricht in den Kriegswissenschaften überflüssig sey; daß der dem Militärdienst sich widmende Jüngling schon bei dem Regiment die nöthige militärische Bildung erhalten, und sich die Geschicklichkeit zu niedern, und dann zu höhern Posten erwerben würde, und daß diese praktische Erlernung allen theoretischen vorzuziehen sey. — Die Nichtigkeit dieser Einwürfe erhellet, wenn man erwägt, was der erwachsene, in ein Regiment tretende Militärlehrling in einem Regimente erlernet, und erlernen kann.

Das Dienst- und Exerzierreglement enthält die Vorschriften, welche auf die Bildung eines tauglichen Kriegswerkzeuges abzielen, ohne sich dabei auf den Gebrauch dieser Werkzeuge im Kriege einzulassen. Ein Regiment, das diese Vorschriften weiß, und übt, wird, wenn auch die Kenntnisse seiner Individuen nicht über die Reglements hinausgehen, die wesentlichsten Dienste im Frieden, und auch im Kriege leisten, wenn nämlich im letzten Fall eine höhere Leitung unaufhörlich einwirkt, und sagt, was in jedem vorkommenden

Falle zu thun ist. Die Exerzierreglements schreiben Griffe mit dem Gewehr, Chargirungen und Bewegungen vor; aber ohne die Nothwendigkeit zu zeigen, nicht als Lehre, sondern als Befehl, welches ihrem Zweck auch ganz angemessen ist, aber keineswegs dem Lernbegierigen genügen kann, der erst durch die Lehren der reinen Taktik die Gründe der Vorschriften seines Reglements erkennen lernt.

Das Dienstreglement enthält Verhaltungsvorschriften für die verschiedenen Chargen, und für das Ganze, bei verschiedenen Gelegenheiten in Krieg und Frieden; aber diese Vorschriften gehen so in das Allgemeine, und beziehen sich so sehr auf Organisirung und Erhaltung der Ordnung, daß ein mit ihnen völlig vertrauter Offizier über die Art, sich auf Vorposten zu benehmen, Patrullen zu führen, Dörfer und Wälder anzugreifen und zu vertheidigen, doch in völliger Unwissenheit seyn kann.

Eben so wenig als von der reinen Taktik, wird also der Offizier von der angewandten durch den Regimentsdienst erlernen, der, so unumgänglich und nothwendig seine strenge Befolgung auch ist, doch nichts weiter will und kann, als tüchtige Maschinen bilden, deren Lenkung zur Erreichung der Kriegszwecke man von einer höhern Einsicht erwartet. Aber woher soll diese höhere Einsicht kommen, wenn weder im noch außer dem Regimente Gelegenheit ist, sich solche zu erwerben; wenn dieses bloß dem eigenen Fleiße und Studium, ohne Anregung und Aufmunterung, überlassen wird? Hofft man denn, daß mit jedem Kriege ein militärisches Genie erscheinen werde, das Vernachlässigte zu ersetzen, und weiß man denn nicht, daß selbst der Flug des genialischsten Feldherrn gelähmt ist, wenn die, die unter ihm dienen, nichts als todte Werkzeuge sind, ohne eigenen Geist und Leben, immer der Leitung bedürftig, nie sich selbst zu führen vermögend? — Vielleicht hofft man, daß die Regimentsschulen Alles ersetzen, und die Offiziere in denselben, außer dem Un-

terricht im Exerzieren und Dienstreglement, auch Unterricht in der Kriegswissenschaft finden werden? So rühmlich das Bestreben der Regimenter ist, den tiefgefühlten Mangel militärischer Bildung durch Offiziers- und Kadetenschulen abzuhelfen, so unzureichend ist jedoch dieses Bemühen; da den zu Unterrichtenden meist zu viele Vorkenntnisse fehlen, die Regimenter wenig Bücher und Instrumente besitzen, auch sehr oft es an dem Willen der Unterrichtbedürftigen und an den Fähigkeiten der Unterrichter fehlt. Alle diese einzelnen Bemühungen können wenig fruchten. Der Staat muß die Erlernung der Militärwissenschaften in die intellektuelle, so wie den Gebrauch der Waffen, und die Abhärtung zum Kriege in die physische Erziehung des Volkes verflechten. Auf Lycäen, Gymnasien und Universitäten müssen für die Kriegswissenschaft Lehrstühle errichtet, und die jungen Leute, welchem Stande, den geistlichen ausgenommen, sie sich auch immer widmen, verhalten werden, die Vorlesungen der Lehren der Kriegswissenschaften zu hören. Dann wird in den Zeiten der wahren Landesgefahr, wenn das stehende Heer nicht mehr zureicht, wenn man bemüßigt ist, alle Waffenfähigen zur Rettung des Vaterlands aufzubieten, kein kriegsunkundiger Haufe sich versammeln; das Volk wird, in den Waffen geübt, auf sich vertrauen, und muthige und einsichtsvolle Befehlshaber werden es führen auf der Bahn des Ruhms. — Wenn in einem Volk die moralischen, physischen und intellektuellen Elemente einer guten Kriegsverfassung liegen, so wird es nicht schwer seyn, diese aus jenen zu bilden.

Hierbei entsteht vor Allem die Frage, ob ein stehendes Heer eine nothwendige Bedingniß einer guten Kriegsverfassung sey? — Bevor wir diese Aufgabe zu lösen versuchen, wollen wir einen Blick auf den Ursprung der stehenden Heere, und auf die Veranlassung und Folgen derselben werfen. Bekanntlich hatten die griechischen Freistaaten keine stehenden Heere; eben so wenig die Römer in den schönsten Tagen ihres Ruhms.

Erst in den Zeiten der Bürgerkriege, als Vaterlandsliebe und kriegerischer Geist im Volke verfielen, bildete sich das System der stehenden Legionen, das unter den Kaisern seine endliche Vollendung erhielt, und unter Diocletian und Constantin die Gestalt der jetzigen europäischen Heere annahm.

Bei diesen stehenden römischen Legionen bemerkte man nun bald die außerordentlichste Tapferkeit, bald die größte Verzagtheit. Der Geist des jedesmaligen Führers war, in Ermanglung eines eigenen, der ihre. Bei den Legionen des alten Roms dagegen sieht man eine gleichförmig gehaltene Tapferkeit, es mochte nun ein Quintilius Varro Führer seyn, oder ein Scipio. Je weniger der Soldat an und für sich ist, je mehr ist immer der Feldherr, und ein für das Vaterland zu siegen oder zu sterben fest entschlossenes Heer wird nicht nur den Feind, sondern auch die Ungeschicklichkeit seiner Führer überwinden, wie eine starke Natur über Ärzte und Krankheit sieget. Nach Ätius, unter dem auf den catalanischen Feldern die Ordnung der Legionen durch den Muth der Wisigothen zum letztenmal siegte, verschwanden mit dem weströmischen Reiche seine zuletzt bloß aus barbarischen Miethtruppen bestehenden Heere, und mit den kräftigen Stämmen der siegenden Barbaren verbreitete sich der Feudalismus über das Abendland, indeß im oströmischen Reiche die Legionen fortbestanden, mehr zur Beruhigung des weiblichen, kriegsscheuen Volkes, als zum Schrecken der Feinde. Auf den Trümmern der west- und auf den sinkenden oströmischen Legionen erhob sich die feudalistische, auf dem Adel beruhende Kriegsverfassung des Mittelalters.

Diese Verfassung, die sich auf den Sieg, auf die Vorzüge der Geburt und einen eifersüchtigen Drang nach Waffenthaten gründete, zeigt sich in den Ritterorden und in den Kreuzzügen in ihrer schönsten Blüthe. Sie war nicht zu großen Eroberungen geeignet; aber sie nährte ein hohes Freiheitsgefühl; sie gab männlichen Muth und Selbstvertrauen.

Jeder galt nur so viel als er werth war, und ein Eid trat in die Reihen der Könige. Auch der geringste Krieger konnte sich in die Reihen der Ritter, auch der geringste Ritter sich in die Reihen der Fürsten emporschwingen, und dem Verdienst von Habsburg und Lützelburg war der Kaiserthron nicht zu hoch. Dieß Band vereinigte Knechte und Vasallen, Vasallen und Herren, und vermittelnd wachte die Geistlichkeit über das vereinigende Band. Aber menschliche Einrichtungen, so wohlthätig, so vollkommen sie für eine gewisse Zeit sind, können keine Ewigkeit währen.

Der Geist entflieht allmälig; drückend bleibt die todte Form, bis endlich auch diese sich löst, und die Tempel der Götter Griechenlands und die Burgen der Väter verfallen. Dieß war das Schicksal der feudalistischen Kriegsverfassung.

Der hohe Rittergeist war erloschen, die schwärmerische Begeisterung für Glauben und Vaterland erkaltet; die Blicke kehrten sich auf den Erwerb, und Rohheit und Macht führten auf die leichteste Art desselben: den Raub. Die Fürsten wurden stets mächtiger, die Vasallen widerspenstiger, dagegen die kürzlich entstandene Bürgerschaft stets wohlhabender, und, des Schutzes bedürftig, den Fürsten ergebener; und so wäre die feudalistische Kriegsverfassung gesunken, wenn auch nicht die Erfindung des Pulvers ihren Fall beschleuniget hätte. Mit dieser Erfindung gewann der Krieg eine andere Gestalt: eine andere Tapferkeit wurde erfordert, und wohl mehr als Ein mannhafter Ritter beklagte, wie Ariosto, die höllische Erfindung, durch die der feigste Bube aus sicherem Hinterhalt den stattlichsten Kämpfer zu Boden zu strecken vermochte. Nicht Muth, nicht Gewandtheit, noch Stärke, nicht Helm und Panzer, schützten vor dem unsichtbar ereilenden Tode.

Diese Kriegsart behagte dem Adel nicht, und da zugleich die Fürsten zu den immer größer werdenden Kriegen eine stets bereite und lang ausharrende Macht benöthigten, so ward der persönliche Waffendienst des Adels allgemach in Geldlei-

stungen verwandelt, und Schaaren von Lanzenknechten und Büchsenschützen für längere oder kürzere Zeit gedungen.

Alles verändert sich doch nur allmälig. Lange kämpften die gedungenen Schaaren mit den aufgebotenen Vasallen; aber immer mehr wurden der ersteren, immer weniger der letztern, bis endlich die anfangs nur für den Krieg gedungenen Schaaren auch im Frieden beibehalten wurden, und das System der stehenden Truppen, von Frankreich aus, sich über das übrige Europa verbreitete.

So lange man nur kleine Heere brauchte, bestanden solche aus zwanglos, entweder für beständig oder nur auf eine gewisse Zeit, im In- und Ausland Geworbenen. Als man aber in neueren Zeiten immer größerer Heere bedurfte, war diese Art unzureichend. Die Staaten vermochten nicht, genugsames Geld zur freien Anwerbung aufzubringen; auch wurde, nachdem die Disziplin strenger, die Beute geringer, und die Gefahr größer ward, es immer schwerer, Leute zu finden, die freiwillig sich dem Kriegsdienst weihten. Die Fürsten sahen sich bemüssigt, zum Kriegsdienst zu zwingen. Dieser Zwang, der anfangs nur auf dem ärmsten Theil des Landvolks ruhte, verbreitete sich immer über mehrere, ward endlich durch die Konskripzion systemisirt, und machte allein die Heere möglich, die Rußland, Östreich, und vorzüglich Preußen unterhielten. Frankreich, in dem vor dem Ausbruch der Revoluzion keine Konskripzion eingeführt war, und das sein Heer nur durch Werbungen ergänzte, hatte auch in Betracht seiner Größe und Bevölkerung eine, im Verhältniß gegen andere Staaten, sehr geringe Armee. In diesem Zeitpunkt war das System der stehenden Heere allgemein in Europa verbreitet. Von ihnen allein erwartete man Heil und Sicherheit. Was der Armee an Stärke gebrach, sollten Bündnisse ersetzen; und es fiel weder den Fürsten ein, auch Nichtmilitärs in Zeiten der Noth aufzubieten, noch diesen zu denken, daß man so etwas von ihnen fordern könne.

Damals glaubte ein nicht zum Militärstand Gehöriger, daß Mangel an Muth und Feigheit nicht den Mann überhaupt, sondern nur den Soldaten schände, und schämte sich daher gar nicht, laut zu gestehen, was er sich zu denken hätte schämen sollen. Aus dieser Verweichlichung und Erschlaffung riß die französische Revoluzion die Gemüther furchtbar empor. Ein großes Volk, von Enthusiasmus befeuert, erhob sich gegen die zahllosen Heere, die seine Selbstständigkeit bedrohten. Es hatte nur die Reste einer schwachen stehenden Armee, die dabei weder sonderlich geübt, noch der neuen Ordnung der Dinge besonders ergeben war. Diese Reste hätten wohl nie vermocht, die geübtesten Heere Europa's aufzuhalten, hätten nicht, von Begeisterung oder Furcht getrieben, alle Waffenfähigen sich erhoben, und als Nazionalgarden sich mit ihnen vereinigt. Diese Nazionalgarden, erst der Spott ihrer Feinde, machten sich doch bald diesen furchtbar. Der Krieg machte sie zu Soldaten, und zog aus ihrer Mitte die Feldherren. Sie verstanden zwar nicht, schulgerechte Mannöver mit schnurgleicher Front auszuführen; aber sie waren voll Begierde zu fechten, und wußten, das Terrän zu ihrem Vortheil zu benützen. Schon der amerikanische Krieg hatte das Vertrauen auf die stehenden Heere geschwächt; der französische Revoluzionskrieg, der klar zeigte, wie leicht, ist nur der Eifer sich zu schlagen da, aus einem kriegsunkundigen, unexerzirten und undisziplinirten Haufen ein gutes Heer zu bilden sey, mußte dieses Vertrauen noch mehr untergraben, und oft zu ungerechten Schlüssen gegen die stehenden Heere und ihre Feldherren verleiten.

Was man zu Anfang des Revoluzionskrieges in den französischen Heeren sah, sah man am Ende desselben in den östreichischen. Scharen von Bürgern verließen ihre friedlichen Beschäftigungen, formirten sich in Bataillons von Freiwilligen, und bewiesen auf dem Marchfeld einen Muth, den selbst die Linientruppen mit edlem Patriotismus laut rühmten.

Wenn diese Beispiele gegen die Alleingiltigkeit des Systems der stehenden Heere zeugen, so gibt es noch andere Gründe, welche die Unzulänglichkeit desselben darthun. Ein Staat, der weitläufige Grenzen hat, und von eben so starken, oder noch stärkeren Mächten umringt ist, ist in dem Augenblick, als er im Krieg mit einem seiner Nachbarn sein stehendes Heer auf einer fernen Grenze versammelt hat, der Willkühr der übrigen ihn umringenden Staaten Preis gegeben, wenn nicht durch eine wohlorganisirte Landesdefension, durch eine Land- oder Volksarmee, für die Sicherheit gesorgt ist.

Verbinden sich endlich mehrere Staaten zu dem Untergang des einen; gehen sie dabei mit ihrer ganzen Macht und Kraft zu Werke; wie kann dieser mit seinem stehenden Heere, das kaum einem Feinde gewachsen ist, mehreren widerstehen? — Man sage nicht, daß solche ernstliche Verbindungen ohne Beispiel sind. Sie können geschehen, und kein Staat sollte seine Existenz an ein leichtsinniges „es wird nicht geschehen“ wagen.

Die Erfahrung lehrt, daß stehende Heere zur Sicherheit eines Staates nicht unumgänglich nothwendig, und daß sie hierzu unzulänglich sind. Es gibt aber noch andere Betrachtungen, die gegen die stehenden Heere sprechen, und wenn ihr Zweck nur irgend auf eine andere Art zu erfüllen ist, hierzu dringend auffordern. Die stehenden Heere sind nämlich seit einem Jahrhundert zu einer solchen Stärke gediehen, daß, um sie zu erhalten, die Abgaben außerordentlich erhöht werden mußten, und den Staaten doch keine Summen übrig blieben, um große gemeinnützige Anstalten zu errichten, und dadurch die Kultur der Länder zu vermehren. Außerdem daß alle Geldkräfte des Landes größten Theils auf die Erhaltung der Heere gewendet werden müssen, werden diesem auch die physischen Kräfte, die Hände zum Ackerbau, entzogen, und in mehr als einem militärischen Staate wurde der durch die

starken Aushebungen verursachte Mangel an Arbeitern fühlbar. Wenn man bedenkt, daß Preußen, wie es ehedem war, kaum der 20ste Theil des Reiches von Mark Aurel, eine bei weitem stärkere Macht als dieser Kaiser unterhielt, dessen Heere den Euphrat gegen die Perser, die Donau gegen die Markomannen, England gegen die Pikten und Skoten vertheidigten, so muß man über die Möglichkeit dieser Sache erstaunen. Aber zu große, zu übertriebene Anstrengungen können nicht dauernd seyn; sie müssen über kurz oder lang den Ruin des Landes herbeiführen. Da also die stehenden Heere die Kräfte, die zur Verbesserung des Landes hätten angewendet werden können, aufzehren, und dabei doch, wie gezeigt worden, in mehreren Fällen zu seinem Schutze unzulänglich sind, so wäre es von der äußersten Wichtigkeit, wenn man ein Mittel auffände, durch das der Staat auf eine minder kostspielige Art eine größere Sicherheit, als die stehenden Heere gewähren, erhielte.

Wir haben schon gesehen, daß angegriffene Staaten, die keine, oder nur ganz schwache stehende Heere hatten, ihre Selbstständigkeit gegen mächtige Feinde erhielten. Es ist also im Grunde gar nicht mehr nöthig zu beweisen, daß ein Staat auf eine andere Art als durch ein großes stehendes Heer seine Selbstständigkeit versichern könne. Da man jedoch Alles, was uns hierüber die Erfahrung gelehrt, nur unter besondern Umständen, und bei einer Revoluzion als giltig anerkennen möchte, so wollen wir zuerst untersuchen: ob der Zweck der stehenden Heere auf irgend eine andere Art leichter und sicherer erreicht werden könne? und dann: wie dieses zu erwirken?

Der Zweck der stehenden Heere ist, dem Staate und seinen Bürgern Sicherheit gegen äußere und innere Feinde zu gewähren. Die stehenden Heere enthalten drei Hauptbestandtheile: die Infanterie, die Kavallerie und die Artillerie, von denen die erstere der zahlreichste und wichtigste ist. Eine

gute Infanterie muß die vor dem Feind nöthigen Bewegungen mit Ordnung und Schnelligkeit auszuführen, und ihre Waffen auf jedem Terrän mit Vortheil zu gebrauchen wissen.

Wer Kriege mitgemacht, und Infanterie im Gefechte gesehen hat, wird überzeugt seyn, wie wenig von allem dem, was dieser Waffe im Frieden gelehrt wird, vor dem Feind anwendbar ist.

Ein Haufe junger Leute, deren Körper von Kindheit auf durch die Gymnastik eine gewisse Biegsamkeit erhalten, und die von ihrer Jugend an mit dem Feuergewehr umzugehen gelehrt worden, kann und wird in einer Zeit von sechs Wochen Alles erlernen, was eine geschlossene Infanterie vor dem Feind auszuführen nöthig hat; dabei wird sie bei zerstreuter Fechtart durch die Geschicklichkeit ihrer einzelnen Glieder jeder gewöhnlichen Linieninfanterie weit überlegen seyn. Das Schwerste bei der Bildung eines Rekruten ist immer, die nicht in der Jugend durch Wettlauf, Ringen und Ballspiel, ꝛc. gelenk gemachten, durch schwere Arbeit dann vollends erstarrten Glieder wieder beweglich und biegsam zu machen; — alles Übrige ist Kinderspiel. Jetzt, wo der größere Theil der Soldaten Jahr aus Jahr ein bei der Fahne bleibt, sieht man sich, um sie doch zu beschäftigen, beinahe gezwungen, ihnen eine Menge nutzloser Bewegungen, eine Menge unnützer Griffe und Feuerarten zu lehren. Was soll der ganz unnatürliche und ganz unnothwendige schräge Schritt, mit dem man die Soldaten peinigt? Was sollen die Chargirungen aus Abtheilungen im Avanziren und Retiriren mit abgenommenen Kommandowörtern, die unter einem wirksamen kleinen Gewehrfeuer, auch bei der bestgeübtesten Truppe, gewiß nicht einmal durchlaufen, und die selbst auf den Exerzierplätzen so selten richtig ausgeführt werden? — Unter einem wirksamen kleinen Gewehrfeuer läßt sich allein das sogenannte Bataillefeuer üben, und wenn bei diesem Feuer die Leute sich nicht zusammenballen, und einer hinter den

andern verstecken, sondern Reihen und Glieder halten, und mit Kaltblütigkeit ihre Waffe gebrauchen, so haben sie alles Mögliche gethan.

Gegen Kavallerie können wohl auch auf das Kommando Dechargen gemacht, bei einer sehr geübten entschlossenen Infanterie kann wohl auch aus Gliedern gefeuert werden; aber so etwas ist gegen eine aus einer Entfernung von 150 bis 200 Schritt feuernde Infanterie nicht ausführbar. — Diese Betrachtungen zeigen genugsam, daß, um eine gute Infanterie zu haben, man nicht Hundertausende im Frieden bei den Fahnen erhalten dürfe. —

Wir wenden uns nun zur Reiterei, um zu betrachten, in wie weit bei dieser eine stehende Truppe nothwendig ist.

Die gute Bildung der Reiterei beruhet zuerst auf der einzelnen, und dann auf der gemeinschaftlichen Ausarbeitung der Leute und Pferde. Um eine gute Kavallerie zu bilden, braucht es weit mehr Zeit und Übung, als zur Bildung einer guten Infanterie. Insurrekzionskavallerie, die Leute mögen auch noch so brav, die Pferde noch so gut seyn, wird dem geschlossenen Angriff einer im Frieden beständig zum Krieg geübten Kavallerie nicht zu widerstehen vermögen: denn Pferde und Leute müssen an einander gewöhnt seyn, wenn Ordnung und Zusammenhaltung seyn soll. Die Kavallerie muß daher eine stehende, bei ihren Estandarten versammelte Truppe bleiben. Diesem ungeachtet kann jedoch die Kavallerie eine starke Beurlaubung haben. Ist der Mann einmal völlig ausgearbeitet, so ist es genug, wenn er sechs Wochen bei seinem Regiment ist, wenn er nur stets ein dressirtes Pferd findet, auf dem er sogleich vor den Feind rücken kann. Bei den meisten Armeen ist hingegen die Kavallerie im Frieden an Leuten komplet, und weit unter dem Stande an Pferden.

So gut auch Dieses für die Finanzen seyn kann, so wenig taugt es doch in militärischer Hinsicht. Die Pferde sollten immer vollzählig seyn; dann kann die Hälfte der Reiter

ohne Anstand beurlaubt werden: die Kavallerie bleibt doch stets zum Kriege bereit, geübt, und gerüstet. — Wenn schon die Beibehaltung der Kavallerie im Frieden nothwendig ist, so ist es viel nothwendiger, daß auch die Artillerie eine stehende Truppe bleibe, da so viel Übung und so viel Studium zur Bildung guter Artilleristen gehört.

Ein Gleiches gilt von den Sappeur-, Mineur-, Pontonier-, und Pionier-Korps; und so ließe sich denn eigentlich nur der Infanterie eine Organisazion geben, durch die sie im Frieden dem Staate nicht zur Last fiele, und eben so kriegsgeübt und noch zahlreicher wäre als jetzt. Die Möglichkeit einer solchen Organisazion ist zwar nicht zu bezweifeln; aber bei Ausführung zeigen sich so mancherlei Schwierigkeiten, daß man leicht geneigt werden kann, die Sache wohl als theoretisch und moralisch möglich, aber nicht als wirklich ausführbar zu betrachten. Deßhalb scheint es uns nöthig, die Grundzüge einer solchen Organisazion zu entwerfen, um ihre Ausführbarkeit zu erweisen. Vor Allem wollen wir hier in Erinnerung bringen, was wir früher über die physische und intellektuelle Militärbildung der Jugend gesagt haben, die als die Basis des ganzen Systems zu betrachten ist, und auf welche die Staaten ihr vorzüglichstes Augenmerk richten sollten. Ist die Jugend militärisch erzogen, dann wird es nicht schwer seyn, eine Land- oder Volksarmee zu errichten, die jedem stehenden Heere nicht nur gleich kommt, sondern es auch übertrifft; was bei dem Mangel an Vorbereitung der Jugend ein sehr schwieriges Unternehmen bliebe.

Einer guten Militärverfassung muß das Gesetz zum Grunde liegen, daß Jeder, so bald und so lang es seine Kräfte gestatten, die Waffen für sein Vaterland zu tragen verbunden sey. Nach diesem Gesetz hätte ein Staat von 20 Millionen Einwohnern, wenn man die Hälfte auf das andere Geschlecht, und die Hälfte des männlichen für Kinder und

Greise abschlägt, 5 Millionen waffenfähige Einwohner. *) Diese Masse läßt sich zwar nicht auf einem Punkte vereinen, und zugleich anwenden, ist aber doch als die Streitkraft des Landes, als seine Heeresmacht zu betrachten. Da man in einem größern Staate weder aller waffenfähigen Mannschaft zugleich bedarf, noch dieselbe, ohne gänzlichen Stillstand der Staatsmaschine, zugleich verwenden kann, so müssen die Waffenfähigen in Klassen eingetheilt werden.

Diese Klassen wären nach dem Alter und der Entbehrlichkeit zu bestimmen. Zu der ersten Klasse gehörten Alle zwischen achtzehn und acht und zwanzig Jahren, wenn sie nicht zum Bestehen der Staatsmaschine und zur Erhaltung ihrer Familien ganz unumgänglich nothwendig sind; zur zweiten Alle zwischen 28 und 40 Jahren, welche nicht in dem bei der ersten Klasse bemerkten Fall sich befinden. Zur dritten Klasse endlich gehörten die zwischen 40 und 60 Jahren, und alle jüngere, dem Staate und ihren Familien Unentbehrliche. Mit dem 60sten Jahre hörte die Waffenpflichtigkeit auf, die mit dem achtzehnten Jahr anfinge. Nach einer auf Süßmilchische Tabellen gegründeten Berechnung sind von einer Million Seelen

363,878	unter	18 Jahren			
160,375	von	18	bis	28	Jahren
176,689	—	28	—	40	—
207,956	—	40	—	60	—
91,106	über	60.			

Bei 20 Millionen Seelen werden daher, wenn man die Hälfte für das weibliche Geschlecht abschlägt, von den Waffenfähigen dem Alter nach gehören:

zur 1ten Klasse		1,600,750
zur 2ten	—	1,766,890
zur 3ten	—	2,079,560

*) Die meisten Statistiker nehmen den vierten Theil der Bevölkerung als waffenfähig an; Süßmilch etwas weniger.

Wir wollen aber annehmen, daß von der ersten und zweiten Klasse nur eine Million verwendbar sey, das Übrige aber zur dritten Klasse gerechnet werden müsse, welche wir auf 3 Millionen festsetzen, indem wir den Überschuß auf die körperlich Untauglichen rechnen. Die erste Klasse wäre als die aktive Armee anzusehen, welche in und außer Landes, wie es die Nothwendigkeit erforderte, zu dienen verpflichtet wäre.

Die zweite Klasse würde nur zur Landesvertheidigung aufgeboten, —

die dritte nur in ihrer Provinz zu Besatzungen, Wachen und Transporten verwendet.

Die Waffenfähigen aller Klassen wohnen unter einander vermengt; sie können daher auch bei der genauern Eintheilung in Regimenter, Bataillons und Kompagnien nicht getrennt werden; sondern jede Abtheilung muß Individuen jeder der drei Klassen enthalten. Würde z. B. für ein Landregiment eine Zahl von 100,000 Seelen bestimmt, so würden nach obiger Annahme darunter sich 25,000 Waffenfähige finden, wovon in jede der beiden ersten Klassen 5, in die dritte 15,000 gehörten. Theilte man nun jedes Regiment in fünf Bataillons und jedes Bataillon in fünf Kompagnien, so würden erstere aus 5000, letztere aus 1000 von jeder Klasse der Waffenfähigen bestehen. So müßte es im Frieden seyn, wo die Trennung der verschiedenen Classen in verschiedene Bataillons sowohl unnöthig, als der Entfernung und des Zeitverlustes wegen unthunlich ist. Wenn hingegen von jedem Landregiment 1000 Mann zu einem auswärtigen Kriege gestellt werden sollten, so würden von jedem Bataillon 200 der ersten Klasse durch das Loos bestimmt, und von den 1000 Mann ein Freibataillon formirt. Bei einer Bevölkerung von 20 Millionen würden 200 Landregimenter seyn, folglich, wenn jedes die geringe Zahl von 1000 Mann ins Feld stellte, eine Armee von 200,000 Mann Infanterie sich versammeln.

Wir haben hier die Zahl der Landregimenter nach einer

Seelenzahl bestimmt, die uns die angemessenste geschienen. Es wäre freilich gut, wenn alle Regimenter gleich stark seyn könnten. Da es aber von weit höherer Wichtigkeit ist, daß die politische Eintheilung mit der militärischen zusammentreffe, und Leute von gleicher Sprache und Gewohnheit beisammen bleiben, so müßten die Landregimenter nach Kreisen und Komitaten eingetheilt werden, und es würde nur einige Unbequemlichkeit in der Übersicht, aber keinen wesentlichen Nachtheil haben, wenn die Zahl der Bataillone und Kompagnien, oder ihre Stärke, in den Landregimentern ungleich wäre, oder in einem Kreise mehr solche Regimenter als in einem andern sich fänden. Eine weit größere Schwierigkeit, als in der Eintheilung der Landregimenter, liegt in der Beziehung der Militär- und Zivilbehörden, und in dem Verhältniß der nun Bürger und Soldat zugleich seyenden Einwohner zu beiden.

Ehe noch Diokletian, und späterhin Konstantin, die zu verderblicher Größe angewachsene Macht der Soldaten und ihrer Führer zu brechen, die Zivil- von der Militärgewalt trennten, regierte derselbe Mann die Provinz und das Heer. Wohlthätig wirkte diese Sonderung; aber die Ursachen derselben sind nun größten Theils verschwunden, und was damals wohlthätig wirkte, ist jetzt Ursache an dem innern Zwiespalt der Staaten, an dem Mangel der Einheit und Kraft. — Muß der Souverän die höchste Leitung im Militär- und Zivilfach führen, warum sollen nicht beide Geschäfte im geringeren Wirkungskreise von einem Manne besorgt werden können?

Sully, einer der besten Feldzeugmeister, war auch einer der größten Finanzminister; Friedrich, einer der größten Feldherren, war auch einer der weisesten Regenten.

Wer einem Kreise vorstehen, über Männer gebieten will, muß selbst als Mann sich erprobt haben. Muth ist die Bedingniß der Möglichkeit der Achtung für den Mann. Ohne

Muth gibt es für den Mann keine Tugend, und mit Recht bezeichnete der Römer beide mit demselben Namen „Virtus." Wir wollen damit nicht sagen, daß man im Militär gedient haben müsse, um Muth zu besitzen oder zu zeigen; sondern nur: daß man von jeder Zivil-Obrigkeit Mannheit des Karakters fordern könne und müsse, so wie man von Militär-Obern den für Zivil-Leitung erforderlichen Verstand, und die dazu gehörige Mäßigung zu fordern berechtigt ist. Ein kraft- und karakterloses Talent mag man gebrauchen; aber dasselbe soll über Niemand gebieten; denn kein Mann kann es achten, und Achtung ist zum wahren Gehorsam erforderlich.

Es wäre wohl vergeblich, zu erwarten, daß schon jetzt die Staaten sich in dem Geist des Alterthums konstituirten, aus künstlichen Maschinen organisch-lebendige Wesen würden, und aus den Menschenfragmenten wieder ganze Menschen erwüchsen. Dieses bleibt für eine bessere Nachwelt. Für die Gegenwart und nächste Zukunft ist nichts zu thun, als das Getrennte, was sich nicht organisch vereinigen läßt, so zu verbinden, daß es zum gleichen Ziele gehe, wenn auch Reibungen und Störungen unvermeidlich sind.

Wir wollen nun in diesem Sinne zu der weitern Organisazion der Landregimenter fortschreiten. Es ist schon gesagt worden, daß Jeder, so bald und so lang er die Waffen zu tragen fähig ist, für das Vaterland zu kämpfen schuldig sey. Diese Zeit ist auf das Alter zwischen 18 und 60 Jahre festgesetzt worden. Wir haben alle Waffenfähigen in drei Klassen getheilt, und aus den ersten Klassen nur jene in die dritte versetzt, welche dem Staate und ihren Familien ganz unentbehrlich seyn sollten.

Obwohl wir diese Zahl, zur Behebung der Einwürfe, sehr bedeutend annahmen, so dürfte sich leicht finden, daß eigentlich Niemand, besonders in dem Alter zwischen 18 und 28 Jahren, dem Staat oder seiner Familie ganz unentbehrlich seyn dürfte, und daß es daher wohl besser wäre, keine

Ausnahme zu gestatten, als durch ihre Gestattung Mißvergnügen und Ungerechtigkeiten herbeizuführen. Die Gesellschaft braucht Staatsmänner, Ackerbauer, Gewerbsmänner, Kaufleute, Ärzte und Künstler; aber wo ist der Staatsmann, der Arzt und der Künstler, der sich persönlich unentbehrlich glauben darf? — Wer ist wohl für einen Staat unentbehrlicher als ein Monarch, wie es Friedrich der Zweite war? Was für ein Leben war für Frankreich wichtiger, als das seines Kaisers? Und doch setzten beide es mit Recht oft aufs Spiel!

Für das Vaterland zu kämpfen ist die erste heiligste Pflicht. Wer durch irgend einen Beruf sich ihrer enthoben glaubt, ist nicht werth, irgend einen Beruf im Staate zu üben. Mag das größte Künstlergenie fallen auf dieser rühmlichen Bahn, aus seiner Asche wird sich ein neues erheben. Griechenland gebrach es nicht an Staatsmännern, Weisen und Künstlern, weil Staatsmänner, Weise und Künstler in seinen Heeren fechtend fielen. Der Krieg ist eines der Elemente des Lebens; ihn lerne kennen, wer lehren, gebieten, oder schaffen will. —

Die Verbindlichkeit Aller, unbedingt in die Klasse, zu der Jeder gehört, zu treten, würde jedoch verstatten, sich durch freie Übereinkunft von einem andern ersetzen zu lassen, der der Pflicht gegen das Vaterland für seine Person bereits Genüge geleistet hätte. Wollte jedoch einer der ersten Klasse, wenn ihn das Loos zum Felddienst träfe, sich von einem der zweiten ersetzen lassen, so müßte er dagegen an dessen Stelle in die zweite Klasse treten; und so einer aus der zweiten in die dritte, wenn er sich von einem noch tauglichen Mann dieser Klasse ersetzen ließe. Dadurch fände der Reiche, ohne Beeinträchtigung seiner Mitbürger, Gelegenheit, sich der ihm zu beschwerlichen Kriegslast zu entziehen, der Arme aber ein reichliches Verdienst. Wer fünf Feldzüge gemacht, oder drei, wenn auch nicht schwere, Wunden erhalten, könnte seine Übersetzung in die zweite Klasse begehren.

Wir wollen nun einer Einwendung begegnen, die man gegen die frühe Berufung der Jugend zum Waffendienst machen dürfte. Man wird sagen, daß mit achtzehn Jahren kein junger Mensch seine Studien vollendet habe; daß er mitten in seiner Laufbahn abgerufen, und zehn Jahre von selber getrennt, auch das bereits Erlernte vergessen, und daher nicht im Stande seyn werde, seinem Vaterlande in der Folge ersprießlich zu dienen. Hierauf erwiedern wir Folgendes: Die Erziehung des Menschen, moralisch und intellektuell, fängt mit der Geburt an, und endet erst mit dem Tode. Weder Rechtsgelehrter noch Arzt, weder Physiker noch Botaniker, haben ihre Studien je vollendet. Ein guter Unterricht der Jugend kann nichts Anderes seyn, als eine gute Anleitung zum Selbststudium, eine Führung auf den guten Weg, auf dem dann jeder selbst fortwandern muß. Ist der Unterricht gut, die Anleitung zweckmäßig, wird alles Unnöthige, alles was Charlatanismus und Pedanterei eingewoben, weggeworfen, so kann mit dem achtzehnten Jahre Jeder in der Wissenschaft, die er sich zum besondern Ziel gemacht hat, so weit seyn, daß er nun sicher allein weiter gehen kann. Zudem hindert ja den das achtzehnte Jahr erreichenden Jüngling, der nun in die erste Klasse der Waffenfähigen eingeschrieben wird, im Frieden nichts, seine Studien fortzusetzen, da er, die wenigen auf Sonn- und Feiertage zu beschränkenden Übungen ausgenommen, ganz Herr von einer Zeit, und in seinen vorigen Verhältnissen bleibt. Wird aber das ganze friedliche Verhältniß des Staates aufgehoben, dann mag auch er seine Bücher auf friedliche Zeiten aufheben.

Mit dem acht und zwanzigsten Jahre aber tritt jeder auch dann in die zweite Klasse, wenn er erst mit dem sechs- oder sieben und zwanzigsten zur Armee berufen worden wäre; — versteht sich, wenn kein Nothfall ist, und der Feind nicht im Lande steht, wo ohnehin die zweite Klasse, zu der er dann gehört, aufgeboten wird.

Wir wollen nun eine andere Schwierigkeit erörtern, welche der Errichtung einer Landarmee entgegensteht, und die in der Anstellung der Offiziere beruht. Man sieht leicht ein, daß es einer Seits nothwendig ist, daß höhere und niedere Offiziere beständig und unausgesetzt über die Ordnung der Landregimenter wachen; man sieht aber auch ein, daß, wenn ein aus zwanzig Millionen bestehender Staat alle bei seinen 200 Landregimentern nöthigen Offiziere auch im Frieden erhalten wollte, er allen Gewinn verlöre, den die Nichtbesoldung der Gemeinen bringt, und daher ein Hauptgrund zur Errichtung einer Landarmee wegfiele. Diesen Schwierigkeiten zu begegnen, schlagen wir vor, daß bei jedem Regiment von oberwähnter Stärke und Beschaffenheit nur ein Oberst, ein Oberstlieutenant, 5 Hauptleute, 32 subalterne Offiziere nebst 75 Unteroffizieren, einem Auditor und einem Rechnungsführer mit Besoldung auf den dermaligen Fuß angestellt, 25 Hauptleute und 50 subalterne Offiziers aber aus den Reichen und Gebildeten der beiden ersten Klassen genommen werden sollten, welche dann, wie ihre Gemeine und die aus denselben zu wählenden Unteroffiziere, keinen Sold bekämen. Dem Obersten läge die Ordnung des ganzen Regiments ob. Des Oberstlieutenants vorzüglichste Pflicht wäre die stete Bereisung der fünf Bataillone, und die Aufrechthaltung der Kriegsübungen. Die fünf Hauptleute wären die 5 Bataillonschef. Bei diesen 5 Hauptleuten und den 2 Stabsoffizieren wären 7 Offiziere als Adjutanten angestellt; von den übrigen 25 bei jeder Kompagnie einer zugetheilt. Von den 75 Unteroffizieren kämen zu jeder Kompagnie drei.

Von den nichtbesoldeten Chargen hätte jeder Hauptmann seine Kompagnie, bei der noch zwei subalterne Offiziere und die nöthigen Unteroffiziere angestellt wären. Die Nichtbesoldeten hätten mit den Besoldeten Rang und Ehrenzeichen gleich; nur müßten die fünf Hauptleute stets als die ältesten ihrer Charge betrachtet werden. Wenn schon bei dem Unter-

richt der Jugend auf die militärischen Wissenschaften Rücksicht genommen worden, so würde es nicht schwer seyn, die nöthige Zahl unterrichteter Offiziere zu finden. Die Besoldeten müßten einer besondern strengen Prüfung unterworfen werden, welche bei der Beförderung zum Hauptmann und Stabs-Offizier mit angemessener Erhöhung der Gegenstände wiederholt werden müßte. Die nichtbesoldeten Offiziere wären besonders aus den Güterbesitzern, den Staatsbeamten, und denen, die vom eigenen Vermögen unabhängig leben, zu wählen, alle in Privatdienst Stehende aber so viel möglich auszuschließen.

Müßten tausend Mann eines Landregiments ins Feld rücken, so würden dieselben von der Mannschaft der ersten Klasse aller Bataillons durch das Loos gewählt, in ein Bataillon formirt und von dem ältesten der fünf Hauptleute als Major angeführt. Die Hauptleute und übrigen Offiziersstellen würden zu gleichen Theilen aus den Besoldeten und Nichtbesoldeten besetzt. Der Obristlieutenant marschirte nur dann ins Feld, wenn die größere Hälfte der Mannschaft der ersten Klasse aufgeboten würde; der Oberste nur bei dem gänzlichen Aufgebot der ersten Klasse. Jeder blessirte oder auf längere Zeit kranke Offizier würde sogleich durch einen andern ersetzt. Würden bei dem Aufgebot der zweiten Klasse die Offiziere nicht zureichen, so wären sie leicht aus den Waffenfähigen dieser Klasse zu ersetzen. Die Friedensübungen müßten äußerst einfach seyn, und die Zeit hierzu durch die Civil- und Militärbehörden gemeinschaftlich und unabänderlich festgesetzt werden. Die erste Klasse müßte mehr als die zweite, die zweite mehr als die dritte geübt werden. Scheibenschießen wäre die als Belustigung einzurichtende, wichtigste Übung Aller. Alle Jahre müßten die Waffenfähigen der ersten Klasse jedes Regiments, alle zwei Jahre die der zweiten im Herbst, oder noch besser im Winter, vier Wochen zur Ausführung größerer Manövers zusammenrücken. Alle drei Jahre sollten im

Winter Korps zusammengezogen, und große Kriegsübungen gehalten werden.

Alle Waffenfähigen der ersten Klasse sollten gleich bewaffnet seyn, und durch gleiche Überröcke ein gleiches Ansehen erhalten. Zur Beförderung der Übungen im Einzelnen sollten alle pensionirten Offiziere und alle Invaliden im Lande vertheilt werden, welches für letztere überhaupt viel angemessener wäre, als ihr Zusammenleben in großen Häusern und großen Städten. Was die Bestrafung anlangt, so versteht es sich von selbst, daß, da nach dieser Einrichtung auch Leute von Bildung, Stand und Vermögen als Gemeine dienen würden, Stockstreiche und Gassenlaufen ganz abgeschafft werden müßten. Für Fehler und Vergehungen wäre leichterer und schärferer Arrest; für große Militärverbrechen der Tod. Nicht militärische Verbrechen fielen der gewöhnlichen Obrigkeit zu. Außer dem Dienst fänden keine Subordinazionsverbrechen Statt. Doch würde Nichtachtung der Vorgesetzten stets streng geahndet.

Dieß sind die Grundzüge eines Systems, das, wenn es auf Vaterlandsliebe und Militärerziehung gebaut ist, einem Staate, wenn er auch nur 5 Millionen Seelen hat, mit dem sechsten Theil der gewöhnlichen Kosten eine so geübte und zahlreiche Infanterie gibt, daß er seine Selbstständigkeit gegen die mächtigsten Feinde behaupten kann.

Eine gute zahlreiche, leicht zu unterhaltende Infanterie ist wohl die Hauptsache einer guten Militärverfassung; aber auf ihr beruht sie doch nicht allein. Wir wollen daher nun auch alles Übrige in Erwägung ziehen, worauf sie beruht. Die Kavallerie und Artillerie sind nächst der Infanterie die wesentlichsten Bestandtheile eines Heeres. Es ist schon oben gesagt worden, daß beide, vorzüglich letztere, einer unausgesetzten Übung bedürfen, und daß daher, wenn auch noch erstere zum Theil auf den obenangeführten Fuß der Infanterie

gesetzt werden könnte, doch die Artillerie durchaus eine stehende Truppe bleiben müsse.

Bei einer Bevölkerung von 20 Millionen, unter denen sich eine Million Waffenfähige der ersten Klasse befinden, müßte die Kavallerie aus 40 bis 50,000 Mann bestehen. Die Pferde müßten immer völlig vollzählig seyn; von den Reitern würde aber stets die Hälfte beurlaubt; wobei sichs von selbst versteht, daß nur völlig Geübte Urlaub erhielten, welche doch auch des Jahrs auf 6 Wochen bei ihren Regimentern einrücken müßten. Die Kavallerie sollte wenigstens halbe Eskadronsweise, und wo es immer thunlich, Eskadrons-, Divisions- und Regimenterweise beisammen liegen, auch wenigstens in allen Stabs-Stazionen geschlossene Reitschulen haben. Eine ihrer Hauptübungen müßte das Gegeneinanderfechten der Einzelnen zu Pferd und zu Fuß seyn; wodurch Selbstvertrauen, Entschlossenheit und Gewandtheit mehr als auf irgend eine Art erzeugt wird. Es ist diese Übung der Kavallerie so nothwendig, als das Scheibenschießen der Infanterie. Nur aus Reitern, die im einzelnen Gefecht ihrer Pferde und Waffen völlig mächtig sind, läßt sich ein guter Kavalleriekörper zusammensetzen. In das Stärkeverhältniß der schweren zur leichten Kavallerie, ist hier nicht der Ort einzugehen; nur scheint es uns nothwendig, auf die Wichtigkeit einer berittenen Infanterie aufmerksam zu machen. Die Dragoner haben diese ihre erste Bestimmung bei allen Armeen verloren. Sie sind nun ein Mittelding zwischen schwerer und leichter Kavallerie, und, wie alle Mitteldinge, zu keinem Gebrauch recht anwendbar. Man sollte statt ihrer berittene Jäger aus vorzüglich im Schießen geübten Leuten errichten. Diese Jäger sollte man nur auf schlechte Pferde setzen, und sie fast immer zu Fuß üben, damit sie ihre Bestimmung als leichte Infanterie nie vergessen, und Niemand in die Versuchung käme, sie, ohne die höchste Noth, als Kavallerie zu gebrauchen. Ihre

Waffen wären Doppelstutzen, mit einem darauf zu befestigenden Bajonnet.

Zur Kavallerie und Artillerie müßte man die Leute wo möglich freiwillig auf 10 Jahre werben, oder ginge dieses nicht, aus den Geeigneten der ersten Klasse ausheben. Nach 10 Jahren müßte es doch Jedem frei stehen auszutreten. Die Ausgetretenen, welche dann in die zweite Klasse der Waffenfähigen kämen, könnten, wenn diese Klasse aufgeboten wird, dann bei der allenfalls zu vermehrenden Kavallerie, oder bei der Artillerie in den Festungen, verwendet werden. Gleich der Kavallerie und Artillerie müßte auch im Frieden ein verhältnißmäßiges Sappeur-, Mineur-, Pontonnier-, und Pionnierkorps bestehen, welchen es ohnehin, bei gehöriger Verwendung, nie an gemeinnützigen Arbeiten fehlen kann.

Zur Sicherung eines Landes sind noch, außer einer wohlorganisirten Armee, Festungen erforderlich.

Nur durch eine seltene, besonders günstige Lage kann eine einzelne Festung anders als durch Sicherung von Depots und Magazinen nützen. Zur Sicherung eines Landes gehört eine Reihe von Grenzfestungen, welche durch eine zweite, tiefer im Land gelegene unterstützt werden muß. Ist das Land gebirgig, so wird es, bei gleicher Ausdehnung der Grenzen nur weniger, und nicht so großer Festungen bedürfen, als in der Ebene.

Woher soll man aber das Geld zum Bau dieser Festungen nehmen? woher die Armee um sie zu vertheidigen? — Bei den Kosten, welche die stehenden Heere machen, und bei der Unmöglichkeit, dieselben auf den Bedarf zu vergrößern, wird es natürlich immer an Geld und Soldaten fehlen. Ist aber die Armee nach unserm Vorschlag organisirt; kostet die Infanterie gar nichts; dann wird man auch Geld zum Bau von Festungen erübrigen, und an Besatzungen wird es auch nicht fehlen, da die zweite und dritte Klasse der Waffenfähigen hierzu verwendet werden kann.

Bei dem Bau der Festungen müßten die Ingenieurs sich eine neue Bahn brechen, und nicht mit blinder Verehrung dem Coehornisch-Vaubanischen System anhängen, das eine zu schwache Widerstandsfähigkeit gegen die heutigen Angriffe gibt. In Montalemberts nicht genug beherzigten, von der alten Schule mit Unrecht verlästerten Werke werden sie Elemente finden, die nur eines schöpferischen Kopfes zu ihrer völligen Ausbildung bedürfen.

Bei einem Kriege ist die Führung das Wesentlichste; ein großer Feldherr macht endlich aus den schlechtesten Soldaten ein gutes Heer. Ein Hauptaugenmerk jedes Staates muß daher seyn, die Talente hervorzuziehen, die Fähigsten an die Spitze, wohin sie gehören, zu stellen. Bei Revoluzionen, in Zeiten allgemeiner Selbsthilfe, kommt Jeder von selbst auf seinen Platz, und Genie und Talent heben sich im freien Fluge mächtig empor.

Im gewöhnlichen Zustand ist es eine sehr schwierige Aufgabe, nicht nur das wahre Talent zu kennen, sondern das erkannte ohne Kränkung des oft sehr schätzbaren und nothwendigen mindern Verdiensts emporzuheben. Das Anciennitäts-Avancement taugt nichts; es bringt im Ganzen die länger Lebenden, aber nicht die Talentvolleren empor.

Läßt man die Untergebenen ihre Obern wählen, so wird zwar das wahre Verdienst emporkommen; aber Schlaffheit und Ungehorsam werden einreißen. Erwählen die Gleichen den Gleichen zu höhern Stelle, so ist der Kabale und der Zwietracht Thür und Thor geöffnet. Ernennen endlich die höhern Vorgesetzten oder der Souverän ganz unbeschränkt zu den erledigten Stellen, so wird der Nepotismus herrschen, und der, dem diese Stütze fehlt, vergebens sich zu heben suchen. Uns scheint, daß das beste Beförderungssystem aus den genannten Arten zusammengesetzt werden müsse.

Von vier Stellen sollte eine dem Dienstalter, eine der freien Wahl des Obersten, zwei dem Vorschlag der Gleichen

und der Wahl der Höhern angehören. Wäre z. B. eine Hauptmannsstelle zu vergeben, so schlügen die Oberlieutenants durch Stimmenmehrheit drei aus ihrem Mittel vor, aus denen die Hauptleute einen erwählten. Auf die Beförderung zum Stabsoffizier müßte das Dienstalter gar kein Recht geben. Eben so wenig hätten die Obersten einen Rang zum Brigade-, und diese einen zum Divisions-General. Die Brigadiers und Divisionärs müßten übrigens bei den Truppen unverändert, wie die Obersten bei ihren Regimentern verbleiben. Nichts Nachtheiligeres als der stete Wechsel, der sie der Truppe und die Truppe ihnen fremd macht.

Wir haben nun die Elemente einer guten Militärverfassung dargelegt, und gezeigt, wie dieselbe aus ihnen zu bilden. Wir haben alle Waffengattungen durchgegangen, und vornämlich die neue, den Staaten zu größerer Sicherheit und Ersparniß nothwendige Organisazion der Infanterie erörtert, und ihre Ausführbarkeit gezeigt. Man könnte vielleicht noch einwenden, daß man eine stehende Infanterie auch zum Friedensdienst, zur Aufrechhaltung der Ordnung großer Städte, zu den erforderlichen Wachen benöthige. Aber in großen Städten wird die große Zahl der Waffenfähigen die nöthigen Wachen selbst leicht zu geben vermögen; und waren nicht die größten Hauptstädte in Kriegszeiten Jahre lang ohne Militär?

Das von uns vorgeschlagene System ist nur dann in seinem ganzen Sinne unausführbar, wenn die Regierung so unbeliebt ist, daß sie nicht wagen darf, dem Volke Waffen in die Hände zu geben, aus Besorgniß, es möchte diese Waffen gegen sie kehren. Ein solcher Staat muß allerdings bei seinem alten System verbleiben, um sich, so lang er noch bestehen kann, durchzufristen. Wo aber eine weise Regierung über ein gutes Volk waltet, wo Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit herrscht an Thron und Regenten, da fürchte man nichts von allgemeiner Bewaffnung. Einzelne irregeleitete

Fakzionen und Parteien wird die rechtliche Mehrzahl leicht belehren oder bezwingen; vom Ganzen ist nichts zu befürchten, und Alles zu hoffen. — Wehe dem Feinde, der ein Volk angreift, das sein Vaterland liebt, mit den Waffen vertraut ist, und sich zu seiner Vertheidigung erhebt! Nichts wird es besiegen; es wird leisten, was kein stehendes Heer zu leisten vermag, und dem Staate verbürgen, was sonst nichts ihm verbürgen kann, — Selbstständigkeit und Sicherheit!

R.

VII.

Ueber die Fechtart in offener Ordnung.

Wenn größere oder kleinere Truppenmassen, mit Willen und Zweck, zerstreut gegen den Feind gebraucht werden, so nennt man dieß die offene Ordnung.

Die Waffen des Infanteristen sind das Bajonnet und das Feuergewehr. Einzeln oder geschlossen kann der Soldat bei Waffen gebrauchen. Indeß überzeugt man sich leicht, daß das Bajonnet, eine Gattung Lanze, seine größte Wirksamkeit erst durch den Gebrauch in zusammenhängender Linie oder Masse erhält. Nicht gleiche Bewandtniß hat es mit dem Feuerwehr. Es bedarf keines Beweises, daß ein Einzelner mit mehr Sicherheit zielen, behender und richtiger laden kann, als eine Reihe neben und hinter einander gestellter Menschen, wo einer die Bewegungen des andern erschwert. Zudem ist eine zwei- und dreifache Linie leichter zu treffen, als ein Punkt oder eine Reihe getrennter Punkte, abgesehen daß der Einzelne leicht in der Natur eine Deckung findet, die für eine ganze Linie schwer zu finden ist, und oft nicht einmal von ihr benützt werden kann. Aus diesem ergibt sich, daß die offene Ordnung vorzüglich für den Gebrauch des Feuergewehrs günstig sey. Das Feuergewehr in dieser Ordnung in einem Gefechte brauchen, heißt Tirailliren. Aus dieser Erklärung erhellt, daß unter diesem Wort nicht das Plänkeln der Vorposten, das mehr zur Absicht hat, die Annäherung des Feindes zu avisiren, als ihm Ab-

bruch zu thun, verstanden wird. Hier soll vorzüglich von Tirailleurs und Tirailliren gehandelt, von dem Angriff in offener Ordnung ohne zu feuern aber (à la débandade) nur das Nöthigste gesagt werden.

Zu allen Zeiten und bei allen Heeren gab es Truppen, die in offener Ordnung zu fechten bestimmt waren; die Griechen und Römer hatten ihre Schleuderer und Bogenschützen; aber sie waren weder sehr geachtet noch gefürchtet, und machten im eigentlichen Verstande nur das Vorspiel der Gefechte. In neuern Zeiten, seit Erfindung des Schießpulvers, kommen in allen Kriegen leichte Truppen unter verschiedenen Benennungen und Gestalten vor; ihr Gebrauch war aber immer nur sehr beschränkt. Erst den neuesten Zeiten war es vorbehalten, die von den Parthern gegen die Römer so glücklich geübte Fechtart in ihrer vollen Ausdehnung zu erneuern, und ihre großen Vortheile zu bewähren.

Die Noth zwang die Amerikaner, eine Kampfordnung zu wählen, die das größte militärische Genie für sie nicht zweckmäßiger hätte erfinden können. In ihrem Kriege gegen das Mutterland standen ihnen geübte, geschlossen zu fechten gewohnte Heere entgegen; sie hatten kein solches Heer; die Zeit erlaubte nicht eines zu bilden, das Engländern und Hessen in geschlossener Schlachtlinie zu widerstehen vermochte; es blieb ihnen daher nichts übrig, als ihr Heil in der offenen Ordnung, im Tirailliren zu suchen. Gewohnt an das Klima, mit der Lokalität bekannt, durch die Jagd in ihren unermeßlichen Wäldern zum Kriege geübt, wußten diese Neulinge voll Muth und Eifer für die Sache, die sie verfochten, in ihrem durchschnittenen Boden sich bald den europäischen Kriegern furchtbar zu machen. Nach wohlberechneten Planen ihrer Anführer machten sie ihre Angriffe oft in großen Ausdehnungen, stets zerstreut. Sie wichen den geschlossenen Truppen, die gegen sie anrückten; aber sie wichen stets fechtend, und kehrten selbst zum Angriffe wieder, wenn diese ermattet

sich nach Erholung sehnten. So rieben sie durch häufige Gefechte, mit geringem Verlust, gleichsam unsichtbar, die gegen sie gesandten Heere auf, und brachten es, indem sie vor diesen wichen, sie in schwierige Gegenden lockten, und allmählig umringten, dahin, daß beträchtliche Korps regulirter Truppen vor ihnen das Gewehr zu strecken gezwungen wurden. Ihre Schützen (riffle-men) thaten durch ihr treffendes Feuer hierbei die wesentlichsten Dienste.

Dieß Beispiel zeigt, welcher Ausdehnung das Tirailleur-System fähig ist, und mit welchem Nutzen es gebraucht werden kann. Der Revoluzionskrieg, vorzüglich der Krieg in der Vendee und auf St. Domingo, gaben neuere Beweise, was ungeübte, des Krieges unkundige Leute durch diese Fechtart gegen Truppen, die nur in der Linie zu fechten gewohnt sind, vermögen.

Um durch das Gesagte nicht zu falschen Schlüssen zu verleiten, wird es nothwendig, zu erinnern, daß nur unter außerordentlichen Umständen, wie in allen obangeführten Beispielen, daß Tirailliren eine so unbegrenzte Ausdehnung zu erlangen, und so große Vortheile zu gewähren vermag. In ihrem so weitschichtigen, wenig kultivirten Gebiet konnten die Amerikaner leicht große Strecken ihren Feinden überlassen, ohne dabei etwas Bedeutendes zu verlieren; weder sie, noch die Neger und Vendeer, waren in ihren Bewegungen durch Magazine gebunden. Was aber das Wesentlichste ist, so waren Neger, Amerikaner und Vendeer ihrer Sache mit Enthusiasmus zugethan; was bei Truppen, die sich selbst überlassen, einzeln fechten, entscheidende Folgen hat. Übrigens begünstigte die Vendeer das Terrän, die Neger das Klima. Wenn aber auch unter den gewöhnlichen Umständen das Tirailleur-System keine Ausdehnung erhalten kann, die sich über die ganze Masse der Streitkräfte erstreckt, so muß doch bei jedem stehenden Heere ein beträchtlicher Theil in dieser Fechtart geübt seyn; da nur selten Gefechte vorfallen,

wo man sich der Tirailleurs nicht vortheilhaft bedienen kann, oder sich ihrer nicht bedienen muß. Nach der Reglements-vorschrift ist in der östreichischen Armee das dritte Glied der Füsiliers zum Tiraillieren vorzüglich bestimmt. Es kömmt nun darauf an, zu zeigen, mit welchem Nutzen und auf welche Art dieses Glied in den verschiedenen im Kriege vorkommenden Gelegenheiten gebraucht werden kann. Obschon das eigentliche Feld für Tirailleurs die durchschnittene Gegend ist, so können sie doch auch in der Ebene sowohl im Angriff, als in der Vertheidigung mit großem Vortheil verwendet werden. Der glückliche Ausgang eines Gefechtes hängt sehr viel davon ab, daß man seine Truppen nicht zu früh, nicht unnöthiger Weise, einem empfindlichen Verluste aussetzt, sondern sie für entscheidende Augenblicke schone. Nehmen wir 2 Bataillons, jedes von 600 Mann, die sich im Gefechte gegenüber stehen, durch Naturhindernisse, oder durch den Zusammenhang des Ganzen, aber verhindert werden, auf einander mit dem Bajonnet einzudringen; das eine Bataillon A hat 100 Tiralleurs auf 3 bis 400 Schritt vor seiner Fronte vertheilt; das andere B hat keine Tirailleurs, sondern feuert mit Abtheilungen aus ganzer Front; es stehen also 100 Mann von A gegen 600 von B im Gefechte. Den Verlust verhältnißmäßig angenommen, wird, wenn das Bataillon A 10 Mann verliert, das Bataillon B 60 verlieren. Wenn man aber bedenkt, daß die Leute von A einzeln stehn; daß sie sicherer zielen, behender laden können; daß sie, wenn auch in der Ebene, doch kleine Erhöhungen zu ihrer Deckung finden, und wenn sie diese nicht finden, sie sich kniend oder liegend dem feindlichen Feuer mehr zu entziehen vermögen; so wird man bald überzeugt werden, daß der Verlust nicht verhältnißmäßig, sondern ganz zum Nachtheil von B seyn wird, und man darf annehmen, daß wenn A 10 Mann verliert, B 100 Mann verlieren wird; vorausgesetzt, daß die 100 Tirailleurs im Schießen geübt sind.

Obiges Beispiel zeigt klar, welchen Vortheil die offene Ordnung im Feuer gegen die geschlossene hat. Man kann dagegen einwenden, daß das Feuer nichts entscheidet; daß am Ende doch Alles durch den Andrang entschieden werden muß. Wie oft aber tritt der Fall ein, daß dieser Andrang unmöglich ist; daß man günstige Umstände abwarten, und so oft mehrere Stunden im Feuer aushalten muß, ehe man dem Feind auf den Leib gehen kann. Ist man nun vorher durch großen, im Feuer erlittenen Verlust geschwächt, was darf man von einem kraftlosen Angriff mit blanken Waffen erwarten; zumal wenn der Gegner so klug war, nur einen kleinen Theil seiner Truppe dem Feuer auszusetzen? Der große Nutzen der Tirailleurs in der Vertheidigung, selbst in einer Ebene, kann nach allem diesen wohl nicht geläugnet werden; aber auch im Angriff auf der Ebene leisten Tirailleurs gute Dienste. Angenommen das Bataillon A rückt vor, das Bataillon B anzugreifen; der Angriff kann entweder in Massen oder in Front geschehen. Gesetzt, das Bataillon A hätte zwei Massen formirt, um die Linie B zu durchbrechen; so rücken die vor der Front vertheilten Tirailleurs, wenn die Massen sich ihnen auf 100 Schritte nähern, ebenfalls vor, und breiten sich vor den Massen so aus, daß sie die Flügel überragen; sie feuern während dieser Vorrückung beständig, und gewinnen laufend den Raum, den sie durch Laden und Feuern verlieren. Haben sie sich der feindlichen Linie bis auf 60 Schritte genähert, so halten sie, und setzen ihr Feuer so lange lebhaft fort, bis die Massen sie erreichen; dann vertheilen sie sich zwischen die Massen und auf die Flügel derselben. Sobald die feindliche Linie durchbrochen ist, werfen sich die Tirailleurs auf die Flanken der durchbrochenen Linie, und hindern, daß sich die zerstreute Mannschaft sammle. Wie der Feind weicht, so verfolgen ihn die Tirailleurs, bis sie von ihrem Bataillon das Zeichen zur Rückkehr erhalten. Wäre das Bataillon A in Fronte vorgerückt, so bliebe das

Verhalten der Tirailleurs dasselbe; nur müßten sie, sobald sie der feindlichen Linie sich nähern, sich in Zeiten auf die Flügel ihres Bataillons ziehen, wenn sie nicht dazu ein eigenes Zeichen erhielten, um demselben Raum zu geben, in den Feind mit dem Bajonnet einzudringen, oder nach Umständen ihm eine Decharge zu geben. Die Tirailleurs sammeln sich auf den Flügeln oder hinter der Front des Bataillons, und werden nach Umständen zur Verfolgung des Feindes, oder zur Deckung des Rückzuges verwendet. Hat das feindliche Bataillon Tirailleurs vor sich, so sind Tirailleurs, die diese zurückdrängen, und sie hindern, durch ihr Feuer dem in Massa oder in Front vorrückenden Bataillon, noch ehe es in die Nähe der feindlichen Linie kommt, bedeutend zu schaden, um so nothwendiger. — Auch im Rückzug auf einer Ebene sind Tirailleurs, welche der Haupttruppe folgen, von großem Nutzen. Ein Bataillon, das sich im Freien zurückzieht, wird, wenn feindliche Kavallerie in der Nähe ist, in Massen, oder in Quarrees marschiren. Angenommen das Bataillon hat 3 Massen, wovon jede Division eine formirt, dabei eine Arrieregarde von 100 Tirailleurs; so werden diese, wenn sie dem Bataillon auf 2 bis 300 Schritte so folgen, daß sie den Rücken und die Flanken der Massen umgeben, dem Bataillon durch Abhaltung der feindlichen Tirailleurs, so wie der feindlichen Artillerie, wesentliche Dienste leisten. Kömmt Kavallerie zum Angriff angesprengt, so laufen diese Tirailleurs auf das geschwindeste zu ihren Massen, und füllen entweder die Zwischenräume derselben, oder werfen sich hart vor dem ersten Glied der Massen nieder, indem sie den Kolben des Gewehrs auf die Erde stemmen, das Gewehr selbst aber unter einem schiefen Winkel gegen den Feind erheben. Sehen sie aber keine Möglichkeit, die Massen noch zu erreichen, so formiren sie kreisförmige Klumpen; in diesen Klumpen ziehen sie sich sodann gegen das Bataillon, oder wenn ihnen hierzu die Zeit gebricht, so zwingen sie durch festes

Aneinanderschließen die Kavallerie, entweder sich zu trennen und ihnen auszuweichen, oder sie anzugreifen; durch beides wird der Feind in Unordnung gebracht, und außer Stand gesetzt, gegen die Massen mit dem gehörigen Nachdruck zu wirken. Ein gleiches Verfahren beobachten die Tirailleurs, wenn sich das Bataillon in Quarrees zurückzieht. Aus dem zuletzt Angeführten wird ersichtlich, wie sich Tirailleurs überhaupt in einer Ebene gegen anrückende Kavallerie zu benehmen haben. Wenn man sich Leute von Besinnung und Behendigkeit denkt, die gewohnt sind, einige hundert Schritte mit großer Schnelligkeit zurückzulegen, oder sich hurtig in kleine Massen zu formiren, so verschwinden die großen Nachtheile, die die Gegner der offenen Ordnung in dieser Fechtart in Beziehung auf Kavallerie finden. Weiß man zudem, wie selten es in der Natur solche Heiden gibt, die auch einer kleinen Truppe gar keinen Schutz anbieten, so wird man um so weniger von der gedrohten Wirkung der Kavallerie gegen die offene Ordnung besorgen. — Es ist bisher gezeigt worden, mit welchem Vortheil man Tirailleurs auf der Ebene gebrauchen kann; nun soll ihr Gebrauch in durchschnittener Gegend, ihrem eigentlichen Felde, vorkommen. Wenn man in einer Ebene Tirailleurs gebrauchen kann, so sieht man sich in einer solchen Gegend unumgänglich gezwungen, sie zu gebrauchen; indem man sonst gegen einen Feind, der in dieser Ordnung kämpft, auf die ungünstigste, verderblichste Art fechten würde. Gebirgige, oder durch Hecken, Zäune, Gebüsche, Graben und Hohlwege durchschnittene Gegenden erlauben gar selten das Feuer ganzer Abtheilungen, und sind jedem Frontangriff durch die beständigen Hindernisse, die sie der Front entgegen stellen, und wodurch diese getrennt wird, höchst nachtheilig. In diesen Gegenden zeigt die offene Ordnung sowohl durch den zerstreuten Angriff (à la débandade) als durch das Tirailliren ihre ganze Stärke.

Bei allen Vortheilen, die eine durchschnittene Gegend

dem Tirailleur gewährt, indem sie ihn einerseits vor feindlicher Kavallerie gänzlich sichert, andererseits gegen das Feuer der feindlichen Infanterie beständig Deckungen anbietet, so hat doch ein solches Terrän für den Tirailleur seine eigenen Schwierigkeiten. Auf der Ebene wird es ihm leicht, den Zusammenhang der Linie zu übersehen, und sich in Gemäßheit mit dem Ganzen zu bewegen; im durchschnittenen Terrän sieht er oft kaum seine Nebenleute, und kann nach dem Schall nur sehr ungewiß seine Stellung in Rücksicht der Linie beurtheilen. Eine andere Schwierigkeit macht in kupirtem Terrän die Orientirung. In der Ebene sieht der Tirailleur seine Reserven, ja meistens seine Haupttruppe; eingeschlossen aber von hohen Zäunen, mitten in dichten Wäldern, gehört ein sehr richtiges Augenmerk dazu, bei allen Wendungen und Krümmungen mit Sicherheit die Gegend zu finden, von der man ausging. Aus diesem ergibt sich, daß auf solchem Boden weit geschicktere und geübtere Tirailleurs erfordert werden, als im offenen Lande; vorzüglich aber müssen die, denen die Führung des Ganzen obliegt, in der schwierigen Lage, wo sie nur den kleinsten Theil ihrer Strecke übersehen, durch ein geübtes Ohr das Vorrücken oder Weichen ihrer Tirailleurs bemerken, und nach Umständen schnelle Unterstützung schicken. Wenn der, der das Ganze leitet, Talent genug hat, die Absichten des Feindes zu durchschauen; wenn er dabei seine eigene Stellung, ihre Vortheile und Schwächen kennt; so wird er seine Tirailleurs, wenn er auch nur den kleinsten Theil derselben übersieht, leicht zweckmäßig zu führen im Stande seyn. Übrigens müssen die Tirailleurs pünktlich den verschiedenen Zeichen der Trommel oder des Hornes gehorchen.

Wie in der Ebene, kommen in durchschnittener Gegend die zwei Hauptverschiedenheiten der Gefechte: Vertheidigung und Angriff, vor. Es soll nun der Gebrauch der Tirailleurs in jeder der verschiedenen Arten gezeigt werden.

Bei Besetzung einer durchschnittenen Gegend ist die erste

und wichtigste Regel, seine Tirailleurs so zu vertheilen, daß sie gedeckt und dem Feind verborgen stehen, dieser aber sich ihnen frei nähern muß. Man wird zwar auf solchem Terrän nicht leicht so günstige Lagen finden, daß der angreifende Feind mehrere hundert Schritte ungedeckt zurücklegen müßte, bevor er unsere Tirailleurs erreicht; es ist schon genug, wenn diese nur einen freien Raum von 60 bis 100 Schritten vor sich haben, und der Feind sich ihnen nicht völlig gedeckt nähern kann. Wären aber doch solche Stellen unmöglich zu vermeiden, so müssen sie als schwache Punkte betrachtet, und stärker besetzt werden. Um mit der geringsten Zahl der Leute die zu vertheidigende Strecke zu sichern, muß die Besetzung derselben so viel möglich in gerader Linie geschehen; indessen darf man sich keineswegs scheuen, auch eine kürzere Linie auf 100 und mehr Schritte vor oder rückwärts auszubeugen, wenn man dadurch Vortheile in der Vertheidigung erlangt. Diese Ausbeugungen können bei einer langen Tirailleur-Linie wohl auch viertel, und halbe Stunden betragen, wenn nur bedeutende Vortheile dadurch erlangt werden. Finden sich in der zu besetzenden Linie auf kurze Strecken offene Stellen, die keinen Schutz dem Tirailleur darbieten, so läßt man diese ganz unbesetzt, verstärkt aber die Mannschaft der zunächst gelegenen Gebüsche und Hecken, um durch ein wirksames, wo möglich kreuzendes Feuer diese Stellen zu sichern. Sind diese freien Plätze so ausgedehnt, daß sie von den anstoßenden Gebüschen und Hecken durch das kleine Gewehr nicht ganz bestrichen werden können, so werden sie als Ebenen betrachtet, und dem gemäß durch geschlossene Infanterie und Kavallerie, die Tirailleurs vor sich haben, vertheidigt. Die Zahl der zur Vertheidigung nothwendigen Tirailleurs wird durch die Ausdehnung und durch die Beschaffenheit der zu besetzenden Strecke bestimmt. Je kürzer diese ist, je mehr vortheilhafte, leicht zu vertheidigende Punkte sich in ihr finden, je weniger bedarf man Tirailleurs; dagegen werden um so

mehr erfordert, je größer die Strecke ist, und je weniger Vortheile sie zur Vertheidigung anbietet. Auch muß auf die Stärke der Haupttruppe die gehörige Rücksicht genommen werden. Richtige Beurtheilung wird einem Kommandanten sagen, was in einem bestimmten Falle das richtige Maß ist; man kann hier nur auf das hinweisen, worauf es ankömmt, keineswegs aber unabweichliche Regeln festsetzen.

Wie weit die Tirailleurs von einander entfernt seyn sollen, läßt sich eben so wenig genau angeben. Sie können an manchen Orten auf 20 und mehr Schritte aus einander seyn, und müssen an manchen sich bis auf ein oder zwei Schritte nähern, je nachdem die Wichtigkeit des Postens und die Beschaffenheit der Gegend eine stärkere oder schwächere Besetzung erheischt, und die Stärke der Truppe zu verhältnißmäßig größerer Entfernung der Leute zwingt, oder sie dichter an einander zu stellen erlaubt. Es ist nur selten möglich, eine größere Strecke auf allen Punkten gehörig zu besetzen; dagegen kann der Feind, wenn man ihn nicht außer Verhältniß stark annimmt, auch nicht auf allen Punkten mit Übermacht angreifen. Es kömmt Alles darauf an, daß man in Zeiten die bedrohten oder angegriffenen Punkte verstärkt; welches theils durch die rückwärts aufgestellten Reserven, von denen in der Folge die Rede seyn wird, theils durch die schnelle Bewegung der Tirailleurs gegen die bedrohten Stellen, bewirkt werden muß. Zu diesen Bewegungen, wenn sie im Großen auszuführen sind, das heißt, wenn sich die ganze Linie, oder ein beträchtlicher Theil derselben, gegen einen oder den andern Flügel, oder gegen die Mitte, seitwärts bewegen soll, werden die bekannten Zeichen gegeben; aber auch ohne diese Zeichen dürfen die nahestehenden Tirailleurs nicht säumen, zur Verstärkung eines angegriffenen Punktes herbeizueilen. Die größte Stärke der offenen Ordnung liegt in der Beweglichkeit; wollte man die Leute an ihre Plätze binden, so würde man sich des größten Vor-

theils begeben. Nur die großen Bewegungen können durch Zeichen gelenkt werden; was der Augenblick erfordert, muß im Augenblick geschehen, und so müssen die Tirailleurs in den entscheidendsten Momenten in eigener Geistesgegenwart, Entschlossenheit und Behendigkeit ihre eigene Rettung, oder das Verderben des Feindes finden. Wie sehr eine sorgfältige Auswahl, eine zweckmäßige Übung der zum Gefecht in offener Ordnung bestimmten Leute nothwendig sey, bewiesen hinlänglich obige Betrachtungen.

Wenn man aber auch die geübtesten Tirailleurs hat; wenn sie auch geschickt, sich zu decken, und ihren Schuß mit Sicherheit gegen den Feind anzubringen wissen; so kann man doch nicht läugnen, daß sie jeder geschlossenen Truppe weichen müssen, die sich nicht durch ihr Feuer zum Weichen bringen läßt.

Die Gegner der Tirailleurs legen auf diesen Umstand sehr viel Gewicht, und verdammen, meistens dieser geringen Haltbarkeit wegen, die offene Ordnung unbedingt. Bei genauer Erwägung läßt sich darthun, daß dieser Nachtheil durch eine gehörige Einrichtung der offenen Ordnung theils sehr vermindert werden kann, theils lange nicht die gedrohten Folgen hat.

Tirailleurs, die auf 5 bis 600 Schritte von der Hauptruppe ohne allen nähern Rückhalt ständen, würden bei einem Angriff des Feindes ihre vortheilhafte Stellung leicht verlieren, und könnten, einmal verloren, sie nicht wieder gewinnen, da keine Reserve den vorgedrungenen Feind anzugreifen bereit wäre. Oft währen Tirailleur-Gefechte Tage lang; die Truppe muß öfters abgelöst werden, wenn der Mann nicht aus Kraftlosigkeit weichen soll; diese Ablösungen aber müssen bei der Hand seyn; sie müssen aus Truppen bestehen, die in offener Ordnung zu fechten geübt sind. Es dürfen daher nicht alle zum Tirailliren bestimmte und geübte Leute als Tirailleurs aufgelöst fechten; sondern der eine Theil muß geschlossen bleiben, während der andere zerstreut ist. Da die

Tirailleurs theils weiter rückwärts stehende Reserven, die den vorgedrungenen Feind anzugreifen bereit sind, theils näher stehende Ablösungen, die nach Umständen die Tirailleurs unterstützen und aufnehmen, bedürfen, so zerfällt die geschlossen bleibende Mannschaft in zwei Theile: in die Ablösungen, und in die Reserven.

Die Ablösungen müssen immer der Zahl der Tirailleurs gleich seyn. In kleine Abtheilungen vertheilt, stehen sie hinter der Linie derselben auf 100 bis 150 Schritte, an Orten, wo die Leute vor dem Schusse gedeckt sind. Die Art der Ablösung wird hier nicht weiter erwähnt, da das Reglement, wie sie zu geschehen, vorschreibt. Die Reserven bleiben in großen Trupps beisammen, und kommen an Orte, wo sie gedeckt sind, auf 150 bis 300 Schritte hinter die Ablösungen. Sie müssen, wo nicht stärker, doch, wo immer möglich, wenigstens eben so stark wie die Tirailleurs seyn.

Bei der Armee ist, wie schon gesagt, das dritte Glied zum Tirailliren bestimmt. Dieses Glied von einem Bataillon formirt 12 Züge. Kann man mit dem vierten Theil derselben zu Tirailleurs auslangen, so bleiben, da die Ablösungen eben so stark werden, 6 Züge in Reserve, wovon für die Flügel 4, für die Mitte aber 2 verwendet werden können. Muß man den dritten Theil zu Tirailleurs nehmen, so bleiben nur 4 Züge zum Rückhalt, wovon 2 auf die Flügel, 2 in die Mitte kämen. Sähe man sich aber gezwungen, 6 Züge in Tirailleurs aufzulösen, so fielen die Ablösungen und die Reserven in eins zusammen. Mehr als die Hälfte dieser Züge in Tirailleurs aufzulösen, wäre, ohne die dringendste Noth, oder die bestimmtesten Befehle, höchst fehlerhaft; auch wird nicht leicht ein Bataillon eine Strecke zur Vertheidigung überkommen, in der mehr als 6 Züge in Tirailleurs aufgelöst werden müßten. Man kann zum Grundsatz annehmen, daß man eine Gegend anfänglich nur mit so wenig Tirailleurs als möglich besetzen, dagegen starke Reserven auf wohlgewählten

Punkten haben müsse; indem man eines Theils leicht von diesen durch aufgelöste Züge die Tirailleurs auf den bedrohten Punkten verstärken kann, andern Theil bei einem länger dauernden Gefecht ohnehin leicht mehr Abtheilungen aufgelöst werden, als man aufzulösen Willens war, und es viel schwerer ist, während des Gefechts aus den Tirailleurs wieder Züge zu formiren, als die Züge der Reserve in Tirailleurs aufzulösen.

Durch diese Ablösungen und Reserven, die man mit der offenen Ordnung als innigst verbunden, und von ihr unzertrennlich betrachten muß, wird man in Stand gesetzt, sowohl das Gefecht, ohne zu große Ermüdung der Truppen, lange auszuhalten, als auch den Feind, der auf einer oder der andern Stelle die Tirailleur-Linie durchbrochen hat, anzugreifen und zurückzutreiben.

Um die Art zu zeigen, wie sich die Tirailleurs, die Ablösungen, und die Reserven in einem Gefechte verhalten, wollen wir annehmen, daß der Feind mit einer geschlossenen Truppe eine Tirailleur-Linie angreife. Wie gesagt, muß diese dem Angriff jeder geschlossenen Truppe weichen. Bei diesem Weichen aber umfassen die Tirailleurs, die sich von allen Seiten gegen den angegriffenen Punkt ziehen, die vorgedrungene feindliche Truppe halbmondförmig, und verursachen durch ihr Feuer in Front und Flanke derselben den möglichsten Schaden. Hat das durchschnittene Terrän eine große Breite, dringt die geschlossene Truppe weiter vor, ohne daß ihr beträchtliche Reserven folgen, so wird sie allmälig von den Tirailleurs umringt, und, da ihr Feuer gegen diese nur von geringer Wirkung seyn kann, bei einem längeren Gefechte unvermeidlich aufgerieben. Das Benehmen der zur Unterstützung und Ablösung bestimmten Züge wird durch die Umstände bestimmt. Ist die Zahl der Tirailleurs nur gering, bleibt auch im Rückzug das Terrän für sie günstig; so werden so viel als nöthig von diesen Zügen in Tirailleurs auf-

gelöst. Sind aber die Tirailleurs hinlänglich stark, kömmt man nach Zurücklegung einer kurzen Strecke in offene Gegend; so vereinigen sich mehrere Ablösungszüge, und greifen den Feind mit dem Bajonnet an, ehe er noch ganz die Tirailleurs aus dem vortheilhaften Terrän verdrängt. Sind die Unterstützungszüge nicht vermögend, den Feind zum Weichen zu bringen, oder ist er so stark, daß sie sich hierzu zu schwach sehen, so greifen die Reserven an, mit welchen sich die Ablösungszüge vereinigen. Bei dem Angriff der Reserven oder Ablösungszüge decken die Tirailleurs die Flanken dieser Truppen, und verfolgen den Feind, wenn der Angriff gelingt; sollte er mißlingen, so muß immer noch ein Theil der Reserve zur Deckung des Rückzuges bereit seyn, wenn nicht etwa ein Theil der Haupttruppe hierzu vorgerückt wäre.

Das Gesagte wird hinreichen, im Allgemeinen einen deutlichen Begriff über das Verhalten der Tirailleurs in der Vertheidigung zu geben. Nun soll gezeigt werden, auf welche Weise und mit welchem Nutzen man in offener Ordnung angreifen kann. — Man kann den Feind auf zweierlei Art zum Weichen bringen: durch ein überlegenes, vorzüglich conzentrisches Feuer, oder durch den Angriff mit blanken Waffen; Ersteres führt langsamer, aber sicherer zum Ziel; Letzteres entscheidet schnell, und, wenn es glückt, mit dem mindesten Verlust.

Es ist schon gesagt worden, welche Hindernisse eine längere Fronte im durchschnittenen Terrän in der Vorrückung findet: entweder muß man langsam vorrücken, um die Ordnung zu erhalten, und sich so länger dem feindlichen Feuer aussetzen, oder man läuft Gefahr, die Truppe, ehe sie an den Feind kömmt, in völliger Unordnung zu sehen. Kömmt aber auch die geschlossene Linie in Ordnung an die Tirailleurs, treibt sie auch dieselben zurück, so ist sie erst dann im durchschnittenen Terrän in sehr nachtheiliger Lage; die feindlichen Tirailleurs, die sie umgeben, die, durch Bäume, Büsche oder

Graben gedeckt, mit Sicherheit gegen sie feuern, werden sie bald mit großem Verlust zum Weichen bringen. Eine geschlossene Linie ist in solcher Gegend gegen Tirailleurs gleichsam wehrlos; mit dem Bajonnet kann sie die einzelnen Leute, die sich natürlich viel schneller als geschlossene bewegen, nicht erreichen, und läßt sie sich aufs Feuern ein, so verursacht dieß Aufenthalt, und ist gegen die zerstreuten gedeckten Leute von geringer Wirkung. Man muß daher unter solchen Umständen auf eine zweckmäßigere Angriffsart denken, und diese findet man in der offenen Ordnung. Wenn z. B. eine hinter Hecken und Gebüschen vortheilhaft gestellte Tirailleur-Linie, die einen freien Raum von 100 bis 130 Schritten vor sich hat, angegriffen werden sollte, so kann dieß nicht besser geschehen, als wenn man eine hinlängliche Anzahl Leute auf ein gegebenes Zeichen getrennt und in größter Schnelle den zum Angriff bestimmten Punkt ereilen läßt. Dieser zerstreuten Mannschaft wird das feindliche Feuer weniger schaden; auch legt sie geschwinder den gefährlichsten Raum zurück, als eine geschlossene Truppe, und bringt doch, gleich dieser, durch ihre Überlegenheit die Tirailleurs zum Weichen, wenn sie sich nicht zu sehr zerstreut, sondern sich, wie sie der feindlichen Linie sich nähert, in kleinen Trupps sammelt, damit sie überall den Tirailleurs überlegen ist. Gegen diesen Angriff in offener Ordnung verlieren die Tirailleurs alle Vortheile, die sie gegen eine geschlossene Truppe haben. Da die Angreifenden sich so schnell wie sie bewegen, so gewinnen sie in ihrem Rückzug nicht Zeit zum öftern Laden, und zur Benützung der Terränvortheile; sie werden durch die Übermacht unablässig fortgetrieben, bis die Angreifenden ihr Ziel erreichen, wo sie sogleich selbst Tirailleurs bilden, und das Wiedervordringen des Feindes durch ihr Feuer wehren. Damit aber die in offener Ordnung angreifende Mannschaft, nach dem gelungenen Angriff auf die Tirailleurs, nicht durch die Reserven derselben zurückgeschlagen werde, so müssen geschlossene

Trupps auf 100 bis 150 Schritte ihr folgen, welchen wieder auf die nämliche Entfernung noch stärkere Unterstützungen nachrücken. Diese Unterstützungen, die niemals fehlen dürfen, geben den Angriff erst allen Nachdruck und beseitigen die Gefahr, die durch den Angriff der Reserven, oder der rechts und links von dem angegriffenen Punkt befindlichen Tirailleurs, für das ganze Unternehmen entstehen könnte. Wenn es anders die Umstände erlauben, so ist es sehr gut, die feindliche Linie durch solche Angriffe auf mehreren Punkten zu durchbrechen; alles gemeinschaftliche Zusammenwirken der feindlichen Truppen wird dadurch verhindert, Ungewißheit und Unordnung verbreitet, und so das Gelingen der Unternehmung erleichtert. Aber nicht bloß in durchschnittenem Terrän, auch auf freiem Felde kann der Angriff in offener Ordnung gegen Dörfer, Wälder, Verschanzungen, Batterien mit großem Vortheil gebraucht werden. So viel als möglich gedeckt, läßt man die Leute sich so nahe als möglich an die anzugreifenden Gegenstände schleichen, sie dann plötzlich hervorbrechen, und auf den Feind stürzen. Die Unterstützungstruppen folgen wie in kupirter Gegend, doch auf die Entfernung von 200 bis 300 Schritten. Kavallerie muß in dieser Gelegenheit stets zur Sicherung der Angreifenden bereit seyn.

Wir kommen nun auf die Vertreibung des Feindes durch überlegenes konzentrisches Feuer.

So wie der Feind im Großen durch solches Feuer des Geschützes zum Weichen gebracht werden kann, so kann auch im Kleinen durch das geschickt angebrachte Feuer der Tirailleurs der Feind zur Verlassung einer kupirten Gegend gezwungen, vorzüglich aus Wäldern vertrieben werden. Dieser Angriffsart bedient man sich, wenn entweder die Natur dem Angriff mit dem Bajonnet zu große Hindernisse entgegensetzt, als in sehr steilem oder morastigem Boden, und in dichten Wäldern; oder wenn man wegen des Zusammenhangs des Ganzen nur allmälig vorrücken kann; oder, wenn man

besonders geschickte und geübte Tirailleurs hat, die dem Feinde abgehen, und man so mit Sicherheit zu seinem Zweck zu gelangen hoffen darf. Bei dieser Angriffsart kömmt vorzüglich viel darauf an, die Flanken des Feindes zu gewinnen. Wenn dieß gelingt, so wird man gar bald die ganze Linie zum Weichen bringen. Kann man die feindliche Linie nicht überflügeln, so muß man gegen die einzelnen Feinde ein konzentrisches Feuer richten, und sie, indem man ihre Flanken beschießt, zur Verlassung ihres Postens, der dann sogleich besetzt wird, nöthigen.

Wenn z. B. unsere Tirailleurs mit den feindlichen in einem Walde im Gefechte sind, und man allmälig vorrücken will, so müssen mehrere Tirailleurs ihr Feuer gegen einen feindlichen richten; dieser, der gegen die seitwärts kommenden Schüsse nicht gedeckt ist, wird bald seinen Platz zu verlassen gezwungen werden; der verlassene aber wird dann gleich besetzt, und ein anderer feindlicher Tirailleur zum Ziele genommen. So rücken die Tirailleurs allmälig vor, indem sie sich wechselseitig unterstützen, und ihren Zielpunkt wo möglich stets in der Mitte einer gegen den Feind sich einrundenden (konkaven) Linie nehmen. Bei diesem allmäligen Vorrücken muß die Tirailleurs theils eigene Beurtheilung leiten; theils müssen sie durch die Offiziers und Unteroffiziers angewiesen werden. Kömmt ein Theil der Linie zu weit vor, oder bleibt ein anderer Theil zu weit zurück, so gibt die Trommel oder das Horn dem Betreffenden das nöthige Zeichen. — Auf ähnliche Art kann der Feind aus Hohlwegen, Erdrissen oder Hecken vertrieben werden. Da diese Gegenstände selten in gerader Linie laufen, sondern unregelmäßig ein- und ausgehende Winkel bilden, so stellen sich die Tirailleurs in die Verlängerung der Schenkel dieser Winkel, bestreichen die Linien, und vertreiben daraus durch lebhaftes Feuer den Feind. Finden sich in dem Terrän Erhöhungen, die den Feind bloßstellen, so müssen diese ungesäumt benützt, und mit den

besten Schützen besetzt werden. Tirailleurs, die sich wechselseitig zu unterstützen wissen, die willig und verständig sind, werden in der Natur zur Begünstigung dieser Angriffsart eine Menge Gegenstände finden; kein Unterricht kann hier mehr Alles andeuten, und auf die rechten Wege hinweisen; Talent bei denen, die führen, Einsicht und Behendigkeit bei denen, die folgen, versichern auch hier, wie überall im Tirailliren, mehr als die Überzahl einen glücklichen Erfolg.

Nachdem nun das Benehmen der Tirailleurs im Angriff und in der Vertheidigung gezeigt worden, so wollen wir noch des Rückzugs erwähnen.

Erhält eine ganze Tirailleur-Linie den Befehl zum Weichen, oder wird sie dazu gezwungen, so kann der Rückzug auf zweierlei Art geschehen. In Wäldern, Gebüschen, oder wo sich sonst dem Tirailleur bei jedem Rückschritt neue Deckungen anbieten, zieht jeder einzelne Mann sich von Baum zu Baum, oder von Deckung zu Deckung, geschwinder oder langsamer, nachdem das Andringen des Feindes oder der Zusammenhang mit der Linie es erheischt, und sucht dabei, so oft als möglich wirksame Schüsse gegen den folgenden Feind anzubringen. Indem also immer ein Theil der Mannschaft steht und feuert, der andere einige Schritte rückwärts geht, ladet, und dann so lang auf seiner Stelle feuert, bis der Feind entweder ihn drängt, oder er der Linie zu weit vor ist, bewegt sich das Ganze allmälig rückwärts, bis entweder Verstärkung kömmt, oder man eine besonders günstige Stelle erreicht, oder der Feind von der Verfolgung abläßt. Man muß bei dieser Bewegung sich kein regelmäßiges, abgezirkeltes, wechselseitiges Rückziehen denken; jeder Tirailleur richtet sich nach dem Terrän und dem folgenden Feind; doch muß er auf seine Nebenleute merken, damit er nie zu weit vor oder hinter die Linie komme. Wenn dieß einem oder dem andern Theil der ganzen Linie begegnet, so werden die Zeichen mit der Trommel gegeben. Dringt der Feind auf einer Seite zu

stark vor, so werden entweder die Tirailleurs durch die Ablösungszüge verstärkt, um den Feind durch ein lebhaftes Feuer aufzuhalten, oder diese Züge fallen, mit den Reserven, den Feind mit dem Bajonnet an, und treiben die zu weit Vorgedrungenen zurück. Sonst bleiben die Ablösungs- oder Unterstützungszüge auf 100 bis 150 Schritte von den Tirailleurs. Eben so weit bleiben die Reserven von diesen Zügen entfernt.

Ein ganz anderes Verfahren wird in einer Gegend erfordert, wo, wie in den Niederlanden, Reihen von Zäunen und Graben, die von einander oft 50, oft 100 Schritte abstehen, die Felder einfassen. Da zwischen diesen Zäunen sich meistens gar keine Deckung findet, so müßte eine Tirailleur-Linie entweder den ersten Zaun auf einmal verlassen, um den oft auf 100 Schritt entfernten zweiten zu gewinnen, oder die Linie müßte sich theilweise hinter die zweite Heckenreihe ziehen.

Im ersteren Fall würde das Feuer auf der ganzen Linie zugleich aufhören. Wenn nun der Feind, dadurch gelockt, ihr rasch folgte, so würde sie nicht Zeit gewinnen, sich hinter der zweiten Heckenreihe zu stellen, die Gewehre zu laden, und durch wirksames Feuer dem anrückenden Feinde zu begegnen; höchst wahrscheinlich also würde sie aus der zweiten Umzäunung, ohne Widerstand zu thun, vertrieben, in Unordnung gebracht, und verhindert werden, sich auch an einem der weiter rückwärtigen Zäune zu stellen. Wollte sich die Linie aus der ersten Heckenreihe theilweise in die zweite ziehen, so kann dieß wieder auf zweierlei Art geschehen: entweder könnte man ganze Theile der Linie zur Abrückung in die zweite Umzäunung beordern, oder man könnte immer den zweiten Tirailleur zurückschicken, so daß nun die zweite Umzäunung von der Hälfte aller Tirailleurs besetzt wäre, — und mit der andern Hälfte aus der ersten Umzäunung dann in die dritte rücken, wenn die Tirailleurs in der zweiten

zum Schusse bereitet sind. Wenn ganze Strecken der Linie sich zugleich zurückzögen, so könnte der Feind diesen, wie der ganzen Linie, rasch folgen, ihre Aufstellung hinter der zweiten Heckenreihe hindern, und da er zugleich der noch vorwärts stehenden Linie der Tirailleurs im Rücken käme, so würde es ihm leicht werden, die ganze Linie in Unordnung zu bringen und so zu zerstören. Nicht so im zweiten Fall; da steht schon eine Hälfte der Tirailleurs hinter der zweiten Umzäunung zum Schuß bereit, wenn die andere sich hinter die dritte zieht; der Feind wird also bei seiner Vorrückung durch ein wirksames Feuer aufgehalten, und die aus der ersten in die dritte Heckenreihe gezogene Hälfte gewinnt Zeit, ihrerseits den Rückzug der Tirailleurs von der zweiten Heckenreihe zu decken. Diese Art kann also mit Nutzen angewendet werden. Noch besser aber ist es, in solchem Terrän zwei völlig geschiedene Tirailleurlinien zu haben, die sich échiquierförmig durch einander ziehen. Zur Formirung der zweiten Linie kann man die Ablösungszüge verwenden; die Reserven bleiben auf 100 bis 150 Schritte hinter derselben. Das wechselseitige Durchziehen darf nicht so geschehen, daß die Leute aus der ersten Reihe sich gerade auf die zweite stürzen; Plätze zum Durchziehen müssen im voraus in dieser geöffnet, und den Abtheilungen der ersten Reihe bestimmt werden, durch welche sie sich zu ziehen haben. Der Durchzug muß in größter Eile, und so geschehen, daß sobald als möglich wenigstens einem Theil der Tirailleurs der zweiten Umzäunung Raum zum Feuern gegeben wird.

Nachdem das Benehmen der Tirailleurs in der Vertheidigung, im Angriff und Rückzug, auf ebenem und durchschnittenem Boden, erörtert worden, bleibt nur noch über ihr Verhalten beim Flankenmarsch Einiges anzuführen.

Jede in der Verlängerung einer ihrer Flanken in der Nähe des Feindes marschirende Truppe wird, außer einer Avant- und Arrieregarde, je nachdem sie rechts oder links ab-

marschirt ist, in ihrer rechten oder linken Seite Truppenab theilungen haben, die die Gegend durchsuchen, die Annäherung des Feindes entdecken, und ihn so lang aufhalten, bis die Kolonne in Schlachtordnung steht. Diese Abtheilungen haben zur Erreichung dieser Zwecke wieder einzelne Leute seitwärts vor sich; naht der Feind, so werden aus diesen einzelnen Leuten Tirailleurs. Da eine Kolonne im Flankenmarsch durch Aufschwenkung schnell in Bereitschaft ist, so dürfen weder die Tirailleurs, noch die Seitentrupps überhaupt, stark seyn, wenn die Kolonne das Gefecht annehmen will. Wenn aber die Kolonne Ursache hat, dieses zu vermeiden; wenn sie ihren Marsch nicht verzögern darf, um einen gewissen Punkt in Zeiten zu erreichen; dann müssen die Seitentrupps und ihre Tirailleurs stark, und so weit von der Kolonne entfernt seyn, daß diese wenigstens ungehindert vom kleinen Gewehr- und Kartätschenfeuer ihren Weg fortsetzen kann. Während aber die Kolonne immer weiter fortrückt, müssen auch die Seitentrupps mit ihren Tirailleurs immer gleichmäßig fortrücken, und in Verbindung mit der Avant- und Arrieregarde bleiben; indem sonst, wenn die Kolonne fortrückte, die Seitentrupps aber stehen blieben, Erstere sich bald in ihrer Flanke entblößt, Letztere aber ihrer Hauptstütze beraubt finden würden. Dieses Fortrücken der Tirailleurs kann aber auf zweierlei Art geschehen: entweder bewegt sich die ganze Linie zugleich mit der Kolonne, oder die Linie rückt dadurch fort, daß man ihren einen Flügel durch aufgelöste Ablösungszüge immer verlängert, indeß man den andern durch Formirung von Zügen aus den Tirailleurs verkürzt, und so die Zahl der einen und der andern immer gleich erhält. Die formirten Züge rücken hinter der Fronte fort, bis sie den andern Flügel erreichen, wo sie wieder aufgelöst werden. Beide Arten haben ihre Vortheile und Nachtheile; bei ersterer kann man geschwinder fortrücken; sie ist dabei einfacher, und also nicht so leicht Unordnungen ausgesetzt; dagegen hat sie

die Nachtheile, daß bei der beständigen Bewegung die Tirailleurs fast nie gedeckt sind, der Verlust also größer, dagegen der Schaden, den man dem Feinde zufügt, um so kleiner seyn wird, da Leute, die in Bewegung laden und schießen, nothwendig schlechter treffen. Bei der zweiten Art bleibt jeder einzelne Mann, sobald sein Zug in Tirailleurs aufgelöst worden, so lange hinter der selbstgewählten Deckung, bis durch das allmälige Fortrücken und Auflösen der Züge er von einem Flügel zum andern, vom rechten zum linken, oder vom linken zum rechten kommt, je nachdem der Marsch in einer oder der andern Richtung geht; wo sodann wieder sein Zug sich formirt. Durch diese zweite Art erhält man unstreitig bei geringerem Verlust ein wirsameres Feuer; indessen hat sie den Nachtheil, das die ganze Linie langsamer fortrückt; zudem wird viele Aufmerksamkeit erfordert, damit bei dem Auflösen, Formiren und Fortrücken der Züge keine Unordnungen vorfallen, und die Verbindung mit der Avant- und Arrieregarde nicht unterbrochen werde. Wenn die Tirailleurslinie kurz ist, so müßten die Züge oft aufgelöst, oft wieder formirt werden, welches die Truppe sehr ermüden, und Unordnungen veranlassen würde. Bei kleinen Kolonnen, in ebener oder wenig durchschnittener Gegend, bei sehr schleunigen, dringenden Märschen ist daher die erste Art vorzuziehen; dahingegen in sehr durchschnittenem Terrän eine große Kolonne, die ohnehin schon durch ihre Größe zu langsamern Bewegungen gezwungen wird, sich mit großem Vortheil durch ihre Tirailleurs auf die zweite Art decken kann.

Es bleibt nun noch zu untersuchen, auf welche Art das Geschütz bei Tirailleursgefechten wirken soll. Bei einigem Nachdenken überzeugt man sich, daß dieß nur auf dreierlei Arten möglich ist. Wenn die Haupttruppe hoch steht, daß man von ihrer Stellung über die Tirailleurs feuern kann, oder wenn sich vor ihr solche Erhöhungen finden, die einen gleichen Vortheil gewähren, so kann das Geschütz, ohne daß

die Tirailleurslinie gebrochen wird, rückwärts derselben aufgeführt werden. Wenn sich aber weder solche Erhöhungen finden, noch von der Stellung der Haupttruppe über die Tirailleurs zu feuern möglich ist, so muß das Geschütz, wenn man sich dessen bedienen will, entweder in der Tirailleurslinie seyn, oder wenn man es auf 1 oder 200 Schritte zurückhalten will, so muß entweder die Tirailleurslinie gebrochen werden, oder der vor dem Geschütz postirte Theil der Linie muß sich platt auf die Erde legen. Wir wollen nun in Kurzem den Gebrauch und den Vortheil der drei Arten angeben.

Wenn von rückwärtigen Erhöhungen über die volle Tirailleurslinie gefeuert werden soll, so kann dieß nicht anders als mit Kugeln oder Granaten auf die gegenüberstehende feindliche Haupttruppe geschehen; diese Art ist also in sich selbst bestimmt, und bedarf keiner weitern Erörterung. Da man wohl mit Kugeln und Granaten, aber nie mit Kartätschen, seinen eigenen Leuten über die Köpfe feuern kann, gegen Tirailleurs aber nur Granaten und Kartätschen, noch weit mehr aber die letzteren, eine große Wirkung haben, so muß das Geschütz, so oft man den Feind durch Kartätschenfeuer aus einem Posten vertreiben will, sich in der Linie der Tirailleurs befinden. Wenn das Geschütz gut bespannt ist, Züge zur Abhaltung der feindlichen Tirailleurs sich bei demselben befinden, die Reserven auf die Kanonen ihr Augenmerk richten, so wird die Gefahr, das Geschütz zu verlieren, nicht so groß seyn, als man anfänglich glaubt, zumal wenn man bedenkt, daß die Haupttruppe nur auf einige hundert Schritte entfernt ist, und auch Kavallerie zur Deckung in der Nähe seyn wird.

Wenn man auf die dritte Art das Geschütz auf 100 bis 200 Schritte hinter die Tirailleurslinie stellt, so kann nur mit Granaten oder Kugeln gefeuert werden, die Linie mag nun getrennt seyn, oder die vor dem Geschütz befindlichen Leute auf der Erde liegen. Da die Linie durch die Zwischen,

räume geschwächt wird, so ist es besser, wenn die vor dem Geschütz gestellten Tirailleurs sich platt auf die Erde legen; dieß wird dann, wenn das Geschütz mit Elevazion feuert, um so gefahrloser bewirkt werden können. Übrigens kann man durch Tirailleurs und ihre Reserven leicht ganze Batterien dem Feinde verbergen, ihn dann durch einen verstellten Rückzug in ihr Feuer locken, und ihm so den größten Verlust bereiten.

Die Nothwendigkeit der offenen Ordnung, die Art, wie man nach den verschiedenen Umständen in dieser Ordnung fechten soll, wird jedem, der bedachtsam das Gesagte erwäget, nicht länger zweifelhaft seyn. Jeder, dem es obliegt, muß die größte Sorgfalt darauf wenden, den dazu bestimmten Theil des Heeres so auszubilden, daß er zu dem Gefecht in einer Ordnung, die man unter allen Umständen, auf jedem Terrän gebrauchen kann, in sehr vielen Fällen aber schlechterdings gebrauchen muß, vollkommen geschickt sey.

Man wird ferner sich aus dem Gesagten überzeugen, wie sehr die offene und geschlossene Ordnung sich wechselseitig bedürfen, und wie innig sie mit einander verbunden sind, und so nicht in den gewöhnlichen Fehler fallen, die eine oder die andere unbedingt zu verdammen.

Die Anwendung der Tirailleurs im Großen: zur Täuschung des Feindes, zur Deckung und Verbergung von Bewegungen, zu Ermüdung desselben durch beständige Gefechte, und zu Überflüglungen, zu erörtern, liegt außer unserm Zweck. Wir begnügen uns daher, auf sie hinzuweisen.

R.

VIII.

Wie soll man Kriegsgeschichte schreiben?

Bevor wir zur eigentlichen Beantwortung dieser Frage schreiten, ist es nothwendig, einen Blick auf die Geschichte im Allgemeinen zu werfen. Der Mensch verlangt vermöge seiner geistigen Natur zu wissen, was geschehen ist, und was geschieht; aber mehr noch verlangt er die Ursachen und Wirkungen des Geschehenen zu wissen, und schätzt ein Geschichtswerk in dem Maße, als die eigentlichen Ursachen der Begebenheiten darin dargestellt, diese selbst wahr, lebendig und lichtvoll vorgetragen, und ihre mittel- und unmittelbaren Folgen anschaulich gemacht werden.

Die wahren Ursachen und Folgen der Begebenheiten bleiben den Zeitgenossen verborgen. Jahre braucht es, um den Schleier zu lüften, der über den politischen Geheimnissen ruht. Jahre müssen vergehen, ehe die Folgen großer Begebenheiten sich entwickeln. Ganze Geschlechter und Generazionen müssen aussterben, ehe man die Begebenheiten frei und wahr darzustellen vermag, ohne Furcht und Haß. Kein Zeitgenosse kann daher eine wahre Geschichte schreiben; aber nur die Zeitgenossen können echte Materialien liefern zu einer künftigen Geschichte. Berichtet ein Zeitgenosse, ohne sich um Ursache und Wirkung zu bekümmern, treu und in Einfalt nach der Zeitfolge, was geschehen, so entsteht die Chronik, eines der sichersten Materialien für den künftigen Geschichtschreiber. Versucht ein Zeitgenosse, die Ursachen und Wir-

kungen der Begebenheiten, die er beschreibt, zu schildern, so wird er selbst unwillkürlich die Ansichten einer Partei zu den seinigen machen. Die Ursachen, die er angibt, werden nicht die wahren tiefliegenden, die Wirkungen nicht die letzten und endlichen seyn. Sein Auge, bald von zu vielem Lichte geblendet, bald von Finsterniß umhüllt, vermag nicht, das Ganze zu überschauen. Er hat keinen festen erhabenen Standpunkt; auf weichendem Boden wird er in den Strudel gerissen, und was er, selbst bei dem größten Talent, liefern kann, ist bloß ein einseitiges, einer sichtenden Beurtheilung benöthigtes Material zur Geschichte.

Weit wichtiger für den künftigen Geschichtschreiber sind die Denkwürdigkeiten (mémoires) bekannter, mit den Begebenheiten, die sie beschreiben, vertrauter, in die Geheimnisse ihrer Partei eingeweihter Männer. Ungeachtet ihrer großen Einseitigkeit heben sie doch den Schleier, der über den Begebenheiten ruht, und gestatten einen Blick in das geheime Spiel der Leidenschaften; aber sie schaden der wahren Geschichte durch ihren Reiz und ihre Anmuth. Sie verleiten durch das lebhafte Interesse, das sie einflößen, für Wahrheit zu nehmen, was sie für Wahrheit geben, und indem sie dem Vergnügen dienen, scheuchen sie zurück vor dem Ernst der Geschichte. Erst nach einem Jahrhundert, wenn alle diese Werke geschrieben sind, wenn allmälig die Archive sich öffnen, und die Urkunden erscheinen, wenn die Sammler die Materialien geordnet, die Geschichtsforscher sie gesichtet haben, kann der Geschichtschreiber seinen hehren Bau beginnen.

Aber welche Eigenschaften gehören dazu, um ihn glücklich zu vollenden? Von der Natur mit einem tiefen Gemüth, mit scharfer Beurtheilung und hellem Verstande begabt, muß er Ruhe mit lebhafter Phantasie, mit feurigem Trieb für alles Gute und Große kalte Unparteilichkeit verbinden. Sein Geist, von Philosophie und Wissenschaft genährt, darf die

mühsamsten Untersuchungen nicht scheuen. Der Menschen Herz muß vor ihm entfaltet liegen, und der verworrene Knäul der Begebenheiten sich ihm zur Kette ordnen, deren Anfang und Ende er mit sicherer Hand an die Geschichte der Menschheit zu knüpfen versteht. Darf man sich wohl wundern, daß die Geschichte der Jahrtausende so wenig große Geschichtschreiber zählt? Das Alterthum hatte, wie nur einen Homer, nur einen Tacitus. Die neuere Zeit hat, wie einen Shakespeare, nur einen Hume.

Was für die Geschichte im Allgemeinen gilt, gilt für die Kriegsgeschichte insbesondere.

Der Zeitgenosse, der Theilnehmer, kann entweder Tagebücher, die militärischen Chroniken, schreiben; oder er kann, wenn er Feldherr, oder in der Lage war, die Plane des Feldherrn zu durchschauen und dessen Mittel zu kennen, für den Geschichtschreiber höchst wichtige Denkwürdigkeiten liefern; aber eine Kriegsgeschichte in dem wahren Sinne des Wortes vermag er nie zu geben; denn mit dem geendigten Feldzug, mit dem geendigten Krieg, ist die Begebenheit in ihren Folgen noch nicht vollendet.

Wie die Vergangenheit die Gegenwart beleuchtet, so wirft die Gegenwart ein Licht in die Vergangenheit zurück. Die Gährung muß vorübergehen, ehe klarer geistiger Wein sich zu zeugen vermag.

Jede Begebenheit ist zugleich Ursache und Wirkung, Veranlassung und Folge, und es gibt in dem unermeßlichen Gebiet des Geschehenen nichts absolut Todtes, Unfruchtbringendes. Aber der menschliche Geist vermag nicht, der Durchflechtung der unzähligen feinen Fäden zu folgen; er muß sich an gewisse Hauptlinien halten, und je umfassender seine Geschichte ist, desto weniger werden dieser Linien seyn. Nur ein Gott vermag zu erkennen, wie durch die Verletzung einer kaum sichtbaren Faser ein blühender Baum verdirbt; auch könnte nur ein Gott eine absolut wahre Ge-

schichte schreiben; — ein Ideal, dem der Mensch so viel möglich sich anzunähern streben muß.

Die Hauptfäden für den Umfang seiner Geschichte gehörig zu wählen, und fest zu verfolgen, ist für den Geschichtschreiber das Erste und Wichtigste. Nimmt er zu viele Fäden auf, so entsteht Verworrenheit; nimmt er zu wenig, so entstehen Lücken.

Die Geschichte einer Belagerung, einer Schlacht, eines Feldzuges, eines Krieges, erfordert eine verschiedene Behandlung. Bei der Beschreibung einer Belagerung, einer Schlacht, müssen Arbeiten, müssen Bewegungen vorkommen, die nicht erscheinen dürfen, wenn diese Schlacht, diese Belagerung, in der Geschichte des Feldzuges erzählt wird. Vieles, was in die Geschichte des Feldzuges gehört, findet in der Geschichte des Krieges keinen Raum; daher ist auch die Zusammenreihung der Geschichte der Feldzüge noch keine Geschichte des Krieges, die von einem andern höhern Sandtpunkt entworfen werden muß, wenn sie, was zu ihrem Seyn wesentlich ist, ein bindendes und umfassendes Prinzip enthalten soll.

Die allgemeine Geschichte kann wiederum die Geschichte eines Krieges nicht unverarbeitet in sich aufnehmen. Andere Hauptfäden müssen durch sie laufen, die Materien eine andere Stellung gewinnen.

Jede Geschichte aber, sie umfasse nun die Menschheit oder einen Menschen, muß das Werden, Seyn, Vergehen und Wiederentstehen zeigen; sie muß eine in gerader Linie fortlaufende Kette von Ursachen und Wirkungen seyn; sie muß am Ziele helles Licht über den Weg verbreiten, auf dem man dahin gekommen, und in die Zukunft selbst den Schimmer der Ahnung werfen. So wie man über einem echten Kunstwerk den Künstler vergißt, so muß man über einer wahren Geschichte den Geschichtschreiber vergessen; denn auch sie ist ein Kunstwerk, und eines der höchsten. Der Verfasser

darf nicht auftauchen aus dem Strom der Begebenheiten, um seine Persönlichkeit zu zeigen. Aus dem Werk selbst muß der wahre Standpunkt zur Beurtheilung hervorgehen; der Verfasser darf nicht auftreten, und den Lesern zurufen: Kommt hieher, um recht zu sehen. Die Geschichte ist ja keine Beispielsammlung zur Erläuterung und Bekräftigung einer Lehre, die, im Vorbeigehen gesagt, eine innere Gewißheit haben, und nicht bloß durch Beispiele sich halten muß. Braucht man sie zu so einem untergeordneten Zweck, so hört sie auf Geschichte zu seyn; sie wird dann ein Lehr- oder Erbauungsbuch, aber kein lebendiges Gemälde des menschlichen Treibens, kein klares Abbild eines verworrenen Urbilds. Nicht für Lehrlinge schreibt man die Geschichte, sondern für Männer, deren Geist den Geist derselben zu begreifen vermag. Aus dem Gesagten ergibt sich, was man von den sogenannten kritischen Geschichten, dieser Vermischung von Beispiel und Lehre, zu halten habe; wir werden in der Folge jedoch auf diesen Gegenstand zurückkommen. Es erhellet aus dem Gesagten ferner, daß eine andere Kriegsgeschichte für Laien, eine andere für Kenner, schreiben wollen, ganz unstatthaft sey. Eine Kriegsgeschichte darf nur für Kenner geschrieben werden; sie darf nichts auslassen und übergehen, was diesen zum Verständniß des Ganzen nothwendig ist. Eigentlich sollte Niemand so sehr im Gebiete des Kriegs Laie seyn, daß er eine gute Kriegsgeschichte nicht zu verstehen vermag; denn der Krieg ist eine Kraftäußerung der Menschheit, die stets war und ewig seyn wird, und die, wer Mensch in vollem Sinne des Wortes zu seyn begehrt, zu begreifen fähig seyn muß.

Wer bloß wissen will, was geschehen, für den gibt es überhaupt keine Geschichte. Für ihn wird jede Begebenheit Ereigniß. Aus dem todten Schatz, den sein Gedächtniß mühsam bewahrt, wird für ihn nie eine lebendige Frucht hervorgehen.

Wir wollen nun die verschiedenen Kriegsgeschichten ein-

zeln betrachten, und die Art, wie sie geschrieben werden sollen, erwägen, vorher aber einen Blick auf die Materialien zur Kriegsgeschichte werfen.

Die öffentlichen Urkunden, die Kriegsberichte der Kriegführenden, sind die aller Welt zu Gebot stehenden, wenig verlässigen, aber durchaus nicht zu vernachlässigenden ersten Materialien zur Kriegsgeschichte. Wichtiger und belehrender sind die Tagebücher (Journale), besonders die unter den Augen des Feldherrn von sachkundigen Männern verfaßt worden. Ein höchst wichtiges, aber selten in seinem ganzen Umfang zu erhaltendes Material ist die Korrespondenz der Feldherren mit ihrem Souverän, ihren Unterfeldherrn, und ihren Freunden. Nicht minder wichtig sind die Denkwürdigkeiten der Feldherrn und anderer in die Geheimnisse eingeweihter Personen. An sie reihen sich die Berichte von Augenzeugen über verschiedene Begebenheiten. Die von Zeitgenossen geschriebenen Kriegsgeschichten kann man nur als getrübte, mit großer Vorsicht zu benutzende Quellen betrachten; deßgleichen die Biographien, die meist nur die Verklärung, nicht die Vermenschlichung des Helden bezwecken. Wie viel Zeit braucht es, bis diese zu einer guten Kriegsgeschichte zum Theil unentbehrlichen Materialien zum Vorschein kommen? Wie viele Mühe braucht es nicht, um sie zu ordnen und zu sichten? Wie viel Talent und Beurtheilung wird nicht erfordert, um sie endlich zu benutzen? — Wir wollen nun versuchen, einen Begriff von dem zu geben, was eine Kriegsgeschichte enthalten, was sie leisten soll.

Eine Kriegsgeschichte kann entweder eine einzelne, in sich abgeschlossene Kriegsbegebenheit, oder einen Feldzug, oder einen ganzen Krieg umfassen. Zu den einzelnen Kriegsbegebenheiten, welche am öftersten ein Vorwurf der Geschichte werden, gehören die Belagerungen und Schlachten. Wir wollen nun betrachten, wie man die einen und die an-

dern beschreiben muß, wenn man eine Geschichte derselben, nicht bloß einen unvollständigen Bericht, liefern will.

Die Geschichte einer Belagerung muß sowohl die des Angriffs als die der Vertheidigung enthalten. Eine Einleitung muß den Leser mit den Umständen und Absichten bekannt machen, unter denen der eine Theile belagert, der andere belagert wurde. Die Stärke der Festung und ihre Wichtigkeit muß nebst der umliegenden Gegend beschrieben, und durch einen Plan anschaulich gemacht werden, wenn man sich nicht auf einen bekannten Plan berufen kann. Der Leser muß erfahren, welche Mittel zur Vertheidigung, welche zum Angriff, beiden Theilen zu Gebote standen, welche Gemüths- und Geisteskräfte die Befehlshaber hatten. Man muß ersehen, wie die Belagerer die Festung beurtheilten, und wie sie nach dieser Beurtheilung zu Werke gingen. Die Beschreibung muß nach der Zeitfolge geschehen. Das Streben und Entgegenstreben muß klar hervortreten, Folge und Ursache bemerkt werden. Welche Arbeiten die Belagerer und Belagerten unternahmen, wie sie täglich vorrückten, in wie weit sie sich von dem Gewöhnlichen und Herkömmlichen unterschieden, muß aus der Geschichte erhellen. Alle ermüdende Weitschweifigkeit muß jedoch vermieden werden; man muß sich wohl gegenwärtig halten, was den Angriff, was die Vertheidigung förderte. Die Schüsse und Würfe nachzählen, jeden Todten und Blessirten bemerken, über jede Schaufel Erde, über jeden gesetzten Schanzkorb Auskunft geben, würde zeigen, daß man die Geschichte einer Belagerung nicht von einem Tagebuch derselben zu unterscheiden weiß. So wie in einem Gemälde die Hauptfiguren ins Licht hervortreten, die andern mehr in Schatten gestellt werden müssen, so muß bei einer Beschreibung das Wichtige und Folgenreiche ausgehoben, das Wenigbedeutende aber zurückgestellt werden. Eine wahre Geschichte ist ein Cyklus von Gemälden. Wer nicht, was er beschreibt, anschaulich zu machen versteht, der rühme sich

nicht, ein Geschichtschreiber zu seyn. — Es wäre nach dem Gesagten ganz unnöthig, das Schema der Geschichte einer Belagerung weiter auszuführen; wir wenden uns daher zu den Beschreibungen der Schlachten. Eine Schlacht wird herbeigeführt durch Absichten, Bewegungen und Umständen; die Darstellung derselben ist vor Allem zu ihrem Verständniß erforderlich. Man muß durch die Einleitung in Stand gesetzt werden, zu beurtheilen, was durch die Schlacht erreicht oder verhindert werden sollte und konnte. Das Schlachtfeld muß beschrieben, die Stellung beider Heere darauf angegeben, und ihre Stärke und Verfassung bemerkt werden. Die Geistes- und Gemüthskräfte der Heerführer und der Heere sind Hauptelemente der Niederlage und des Sieges, deren Würdigung höchst nothwendig ist. Der Leser muß die beiden Heerführer und Heere nach ihrer Absicht, und der Ansicht, die sie in dem Augenblick von der Lage der Dinge hatten, sich bewegen sehen. Das Gleichzeitige muß in der Beschreibung als gleichzeitig erscheinen. Nichts langweiliger und unverständlicher als die Beschreibung einer Schlacht, wo man das Ganze in Theile zerhackt, jeden Theil als ein Selbstständiges betrachtet, und vom Anfange bis zum Ende erzählt, was bei jedem Theil vorgefallen. Das wechselseitige Ineinandergreifen geht dann gänzlich verloren; man hört die nämliche Geschichte zehnmal, und weiß am Ende doch nicht, wer eigentlich gewirkt, wer entschieden hat. Alles muß sich in der Beschreibung einer Schlacht gruppiren; nichts darf einzeln dastehen; man darf nicht, was jedes Bataillon gethan, erzählen; karakteristische Züge aber von Muth und Talent, müssen herausgehoben werden für die kommenden Geschlechter. Jede Beschreibung einer Schlacht muß durch einen Plan erläutert werden. Nur die Hauptbewegungen, nur die wichtigsten Momente, müssen darauf erscheinen. Wo man drei bis vier Tekturen erblickt, kann man sicher schließen, daß der Verfasser seines Stoffes nicht Meister war. Jedem Bataillon

seine besondere Stelle anzuweisen, ist eine ganz nutzlose Mühe. Ungeheure Plane würden erfordert, um bei der Truppenzeichnung nur nicht zu sehr den Maßstab zu verletzen, und so wird die Übersicht schwer: das Ganze verliert sich über dem Einzelnen. Was die Schlacht entschieden, muß besonders hervorspringen. Es ist aber nicht genug, daß man die Beschreibung einer Schlacht mit der Aufzählung der Todten, Blessirten und Gefangenen, mit der Angabe der gewonnenen oder gefundenen Kanonen, Fahnen und anderer Trophäen beschließe. Der Kenner begehrt zu wissen, was man gethan, den Sieg zu vollenden, oder den Rückzug zu sichern; er will wissen, ob die Folgen der Absicht, warum man eine Schlacht lieferte, entsprachen. Nichts zeigt mehr gegen die Talente des Feldherrn, als wenn er eine Schlacht gibt *), sie gewinnt, und Alles ohne große Folgen bleibt. — Was den Styl anbetrifft, so muß man sich sorgfältig eines rhetorischen Bombastes enthalten. Einfachheit ist das Gepräge der Größe und Wahrheit. Aber Einfachheit verträgt sich sehr wohl mit lebendiger Phantasie. Ohne belebende Phantasie wird jede Beschreibung einer Schlacht kalt und todt seyn. Tausende von Schlachten, deren viele das Schicksal ganzer Reiche entschieden, sind beschrieben worden, aber wie wenige darunter des großen Gegenstands würdig! —

Wir kommen nun auf die Geschichte der Feldzüge. Der Kriegsschauplatz, die Stärke, Stellung und Beschaffenheit der Heere muß hierbei vor Allem beschrieben werden. Die Karakterisirung der Feldherrn, und gelegentlich der höheren Befehlshaber, darf nicht unterbleiben. Man muß wissen, ob erstere nach freier Einsicht zu handeln vermochten, oder Befehle des Kabinets zu vollziehen hatten. Man muß wissen, welche Plane sie zu dem Feldzug entworfen, und welche Mittel ihnen zur Ausführung derselben zu Gebote standen.

---

*) Der Fall ist anders, wenn er sie geben oder annehmen muß.

Es muß berührt werden, in welcher Lage der frühere Feldzug die beiderseitigen Heere gelassen; wie sie den Winter zu ihrer Erhohlung benutzten, wenn nicht etwa der Feldzug der erste des Krieges ist. So wie bei der Beschreibung einer Schlacht die Geschichte sich nicht in Geschichtchen zersplittern darf, so darf die Geschichte eines Feldzugs keine Aneinanderreihung der Geschichten einzelner Abtheilungen und Korps seyn.

Aber was gehört in die Geschichte eines Feldzugs? Soll sie alles Geschehene, alle getroffenen Anstalten, alle erfolgten Bewegungen enthalten? — Die erste dieser Fragen läßt sich nicht leicht bestimmt beantworten. Es läßt sich nicht läugnen, daß zwei Geschichten desselben Feldzuges gut seyn können, von denen die eine viel mehr als die andere umfaßt, wenn nur Ausdehnung und Zusammenziehung durchgängig verhältnißmäßig, und nicht in einzelnen Theilen geschehen ist. Eine genaue Grenzlinie läßt sich hierbei gar nicht ziehen; aber Punkte lassen sich bezeichnen, die schon über den Grenzen einer zulässigen Ausdehnung oder Zusammenziehung liegen.

Zur Norm für die Beurtheilung kann man den Grundsatz aufstellen, daß die Geschichte eines Feldzugs alles enthalten müsse, was zum vollkommenen Verständniß der einzelnen Begebenheiten, aus denen die Hauptereignisse erfolgten, nothwendig ist. Aus diesem Grundsatz ergibt sich: daß in die Geschichte eines Feldzugs Befehle und Dispositionen nicht wörtlich nach ihrem ganzen Inhalt, sondern nur nach Sinn und Geist, aufgenommen werden dürfen. In ihrer ersten Gestalt gehören sie in eine Sammlung der Materialien zur Kriegsgeschichte. Was die Märsche anlangt, so ist es manchmal genug, wenn man sagt: die Armee marschirte von da bis dahin; oft ist es aber nothwendig, daß man die Zahl der Kolonnen, ihre Zusammensetzung, Stärke, Entfernung, die Beschaffenheit der Wege und der Gegend, genau beschreibt. Das Aufzählen

und Benennen der Regimenter jeder Kolonne ist immer eine ermüdende Weitschweifigkeit. Bei besondern Gelegenheiten kann man ein einzelnes Regiment benennen, besonders wenn sie durch Zahlen, oder Namen von Städten und Provinzen bleibend bezeichnet sind; wo aber mit den stets wechselnden Namen der Regimenter ihre moralische Persönlichkeit hinstirbt, ist auch dieses überflüssig. Der Feldherr kann nur das Wenigste mit eigenen Augen sehen; er muß nach den eingehenden Vorposten- und Kundschaftsberichten urtheilen. Die Geschichte eines Feldzugs muß daher jene anführen, die auf die Entschlüsse des Feldherrn einwirkten. Sie muß gleichfalls nicht ausgeführte Dispoſizionen anführen; da sie die Ansichten des Feldherrn zeigen, und dessen Einsicht beurkunden. Aller Berichte und Meldungen zu erwähnen, oder alle Dispoſizionen und Anordnungen aufzuzählen, ist dagegen nicht nur unnöthig, sondern mit dem Wesen der Geschichte unverträglich. — In einem thätigen Feldzuge fallen unzählige Gefechte vor. Zwar ist keines derselben, wie überhaupt nichts, was geschieht, ganz ohne Folgen; aber diese sind oft so mittelbar, so unmerklich, daß sie dem menschlichen Verstande verschwinden. Wollte man nun in seiner Geschichte auch unbedeutende Vorpostengefechte, die meist keine Erwähnung verdienen, ausführlich erzählen, so würde man eine höchst langweilige Wiederholung ähnlicher Begebenheiten liefern, und das Wichtige durch die Menge des Unwichtigen erdrücken. Nicht einmal bei Hauptgefechten, bei Hauptschlachten, dürfen alle einzelnen Gefechte erwähnt werden. Vieles, was in die Geschichte einer Schlacht gehört, muß, wenn dieselbe Schlacht in der Geschichte des Feldzugs beschrieben wird, wegbleiben. Je höher der Standpunkt ist, je weiter man um sich blickt, desto mehr verschwindet das Einzelne über dem großen Ganzen. — Es ist schon gesagt worden, daß die Geschichte entsendeter Heeresabtheilungen kein Anhängsel der Geschichte des Feldzugs, sondern mit derselben innig verwebt

werden müsse. Führt jedoch ein Staat in entfernten Gegenden zugleich Krieg, z. B. in Deutschland und Italien, so erfordert jeder der Feldzüge seine besondere Geschichte; aber in der Geschichte des Feldzugs in Deutschland müssen die Hauptmomente des Feldzugs in Italien doch immer erwähnt werden; denn zwei Heere, die denselben Feind bekämpfen, werden sich immer wechselweise bestimmen, und von einander bestimmt werden. Kaum wird ein Feldzug in Grusien gegen die Perser ohne eine Einwirkung bleiben auf ein russisches Heer, das an den Ufern des Niemen einen andern Feind bekämpft.

In der Geschichte eines Feldzugs spielen die politischen Beziehungen, die in der Geschichte einer Schlacht oder Belagerung nur selten vorkommen, schon eine wichtige Rolle, vorzüglich wenn Alliirte im Spiel sind. Wer darf es wagen, die Feldzüge des spanischen Erbfolgekriegs zu beschreiben, ohne genau mit der Politik der kriegführenden Staaten bekannt zu seyn? Wir sehen, welchen Umfang von Kenntnissen ein Geschichtschreiber besitzen muß. Die Beschreibung eines Feldzugs muß sich erst mit Aufhörung der Feindseligkeiten, mit Verlegung des Heeres in die Winterquartiere, enden. Oft gibt es in einem Jahr zwei Feldzüge; oft währt ein Feldzug durch zwei Jahre. Man darf mit dem Eintritt des Winters sein Werk nicht schließen, wenn der Krieg auch im Winter fortwährt. Der Feldzug der in Italien 1799 mit der Schlacht von Verona beginnt, endet erst 1800 mit der Schlacht von Marengo. Die Geschichte eines Feldzugs muß, wie jedes echte Kunstwerk, ein in sich vollendetes Ganzes seyn. So wie der Anfang die Absicht, und die Mittel, sie zu erreichen, der Fortgang aber das Streben und Gegenstreben zeigen muß, so muß das Ende zeigen, was erreicht worden oder nicht, und aus dem Ganzen klar hervorgehen, ob, was man wollte, das Rechte war, und ob man sich der rechten Mittel zur Erreichung der Absicht bediente. — Die Ge-

schichte eines Feldzugs braucht keine besondern Plane; sie muß mit Zuziehung einer guten topographischen Karte vollkommen zu verstehen seyn. Eigene Schlachtplane sind nur bei besondern Beschreibungen von Schlachten nothwendig.

Nachdem wir die Art, wie ein Feldzug beschrieben werden soll, erwogen, wenden wir uns nun zu den Geschichten ganzer Kriege.

Wer ein solches Werk unternimmt, muß in der Politik und Staatenkunde kein Laie seyn. Er muß den Geist der Zeit, von der er schreibt, vollkommen begriffen haben. Er muß wissen, was die Kabinete wollten, und welche Mittel sie hatten, oder zu haben glaubten, um ihre Absichten durchzuführen.

Es ist hier nicht genug, die physische Stärke der kriegführenden Heere und Staaten anzugeben; man muß in ihren innern Geist, in ihr moralisches Leben eindringen, wenn man die sich zeigenden Erscheinungen begreifen will. Nur ein Geschichtschreiber, der alles dieses mit Geist und Gemüth aufgefaßt, durch Vernunft erhellt, und durch Phantasie belebt hat, wird in einem wahren und lebendigen Gemälde dem Leser die Lage und das Verhältniß der Staaten vor dem Kriege, die Ursachen desselben, und die Mittel zu seiner Führung, die zum Verständniß der Kriegsbegebenheiten zu wissen meist unentbehrlich sind, darzustellen vermögen.

Je umfassender eine Geschichte, je höher ein Standpunkt ist, desto größer muß die geistige Seh-, die moralische Fühlkraft des Geschichtschreibers seyn, um sein weites Gebiet zu überschauen, und, was sich ihm zeigt, zu ordnen und klar darzustellen.

Alles muß dem höhern Standpunkt gemäß in das Größere gehen. Nach großen strategischen Ansichten muß in der Geschichte eines Krieges der Kriegsschauplatz, die Lage und Stärke der Grenzen geschildert werden, und man kann sich nicht, wie bei Beschreibung eines Feldzugs, auf die bloß tak-

tischen Terränvortheile einlassen. Eine echte Kriegsgeschichte kann nur von einem Krieger geschrieben werden. Wer will das Leben und Treiben des Krieges wahr und lebendig schildern, ohne es mitgemacht, ohne es in allen seinen Abstufungen angeschaut zu haben? Nur matt oder bombastisch wird eine Schlacht schildern, wer sich nie selbst im Gewirre einer Schlacht befand.

Gleich der Geschichte eines Feldzugs kann die eines Krieges sich mehr oder weniger über die Begebenheiten ausbreiten, und bei ihnen verweilen, und es läßt sich hier ebenfalls keine feste Grenze angeben, sondern nur Punkte bezeichnen, die schon über der Grenze einer zulässigen Ausführlichkeit oder Zusammendrängung liegen. Die Geschichte eines Krieges muß alles enthalten, was zum vollkommenen Verständniß der Begebenheiten, die die großen Erfolge und die endliche Entscheidung herbeiführten, nothwendig ist. Viele Einzelnheiten, welche die Geschichte eines Feldzugs aufnimmt, verschwinden in der eines Krieges. Auf die Art der Kolonnenformirung darf man sich nicht mehr einlassen; es wäre denn, daß wichtige Folgen hieraus entstanden wären. Selbst die Zahl und Stärke der Kolonnen findet nicht immer zur Aufnahme Platz; die Absicht des Marsches hingegen muß stets klar hervortreten. Die Stellungen darf man nur dann taktisch genau beschreiben, wenn wirklich ein Angriff erfolgte; aber die strategische Absicht jeder Stellung und Bewegung muß klar ersichtlich gemacht werden. Die Ausführung der Vorpostengefechte muß ganz unterbleiben; viele dürfen nicht einmal erwähnt werden. Bei der Beschreibung der Hauptgefechte und Schlachten muß das Entscheidende herausgehoben, das Ganze in großen Partien geschildert werden. Von den Anordnungen zu wichtigen Unternehmungen und Gefechten wird nur die strategische Absicht und die taktische Art der Ausführung bemerkt; bloße Vorkehrungen werden meist kaum erwähnt. Klar muß hervorgehen, wie beide Feldherren in je-

dem Augenblick die Lage der Dinge betrachteten, und wie sie dem gemäß handelten. Was dem Kriege eine andere Wendung gegeben, was die Lage der Dinge verändert, auf das muß bei der Darstellung vorzüglich Rücksicht genommen werden. Die Lage der Dinge im Kriege wird aber oft noch mehr durch politische, als durch militärische Ereignisse verändert.

Der Geschichtschreiber darf daher nie die Politik, die Verhältnisse der Staaten und die Ansichten der Kabinette, aus den Augen verlieren. Durch den Krieg ist nicht alles erklärbar, was im Kriege geschieht. Wie mancher Feldherr wird wegen Unternehmungen getadelt, die er wieder seinen Willen ausführen mußte? Wie ließe sich manches, was Hannibal that, erklären, wenn man nicht wüßte, daß er den Feind in Rom und Karthago zu bekämpfen hatte! Feldherren haben glückliche Kriege geführt, große militärische Talente gezeigt; aber die größten weltgeschichtlichen, die Verfassung von Reichen und Staaten verändernden Kriegsthaten wurden nur von solchen Feldherren vollbracht, die zugleich Könige waren. Alexander, Attila, Chengis-Khan, Osman, Timur-Lenk, waren Könige. In der neuern Zeit lehrten Gustav Adolf und Friedrich der Zweite, in welchem Vortheil ein Heer sey, das von seinem Könige befehligt wird, und wir brauchen gar nicht das Beispiel der neuesten Zeit zu erwähnen.

Die Geschichte ist das Weltgericht in der Zeitlichkeit; sie muß wahr und gerecht seyn; sie muß bis auf den geheimsten Grund der Begebenheiten zu dringen suchen, um durch eine tiefaufgegriffene, unparteiische Darstellung Jeden zu richten, wie er es verdient.

Keine kleine Schwierigkeit ist bei der Geschichte eines Krieges die Verbindung der sich folgenden Feldzüge. Leicht werden diese zu abgeschlossenen, in sich vollendeten Ganzen, und die Geschichte des Krieges wird dann, statt eines Ganzen, eine Zusammenstückelung lose verbundener Theile. Man wird dieses vermeiden, wenn man den Einfluß jedes vorher-

gegangenen Feldzugs auf den folgenden genau beachtet; wenn man den Zweck des Krieges nicht aus den Augen verliert, und erwägt, wie weit jeder denselben förderte oder nicht; wie sich durch jeden die Absichten erweiterten, veränderten, oder verengten. — Die Geschichte eines Krieges muß alle Feldzüge desselben umfassen, wenn sie auch in weit getrennten Ländern geführt wurden. Die Geschichte eines Krieges, die sich z. B. bloß auf Deutschland beschränkt, wenn zu demselben Zweck auch in Italien und den Niederlanden gefochten wurde, kann nur eine Geschichte der Feldzüge in Deutschland, keineswegs aber die Geschichte des Krieges in Deutschland seyn, der ohne den gleichzeitigen, zu gleichem Zweck in Italien und den Niederlanden geführten nicht vollkommen verstanden werden kann. Schwer ist es, in der Geschichte eines Krieges die gleichzeitigen Feldzüge zu einem Ganzen zu verweben, ohne zu oft den Faden abzureißen, und von Einem aufs Andere zu springen. Aber eine bloße Nacheinandererzählung der Feldzüge würde die Einheit des Ganzen zerstören, und zu den ermüdensten Wiederholungen führen. Hier zeigt sich die Kunst und Gewandtheit des Geschichtschreibers, wenn er Alles in großen, sich wechselseitig erklärenden und hebenden Gruppen darzustellen vermag. Wie die Geschichte eines Krieges mit der politischen Schilderung der Staatenverhältnisse beginnen muß, so muß sie damit schließen. Man muß sehen, wie die streitenden Kräfte allmälig zur Ruhe gelangten; was die kriegführenden Staaten im ausgedehntesten Sinne des Wortes verloren oder gewonnen; ob die Flamme völlig verlöscht, oder das Feuer nur unter der Asche bedeckt ist. — Viele Kriege sind beschrieben worden; aber wie wenige dieser Beschreibungen erheben sich zu einer wahren Geschichte. Um ein sehr bekanntes Werk zum Beispiel anzuführen, so wählen wir Tempelhofs Geschichte des siebenjährigen Kriegs. Betrachtet man dieses Werk bloß als einen Beitrag zur Geschichte, als ein Material, so muß man es für sehr brauch-

bar erklären. Als Lehrbuch angesehen, enthält es eine Menge sehr schätzbarer einzelner Vorschriften und Verhaltungsregeln; auch ganze, sehr gute Abhandlungen, wie die über die Führung der Transporte; aber die großen Grundsätze des Krieges gehen aus demselben nicht hervor; häufig wird das Zufällige und minder Wichtige zum Range des Entscheidenden und Wesentlichen erhoben. Ganz anders fällt das Urtheil aus, wenn man dieses Werk, seiner Aufschrift gemäß, als eine Geschichte des siebenjährigen Krieges betrachtet.

Mit einer Menge ermüdender, zur Hauptsache nicht gehörender Einzelnheiten überladen, schreitet es langsam und schwerfällig fort, ohne festen Zusammenhang und inneres Leben. Kleine Vorpostengefechte werden weitschweifig beschrieben, was den preußischen Ruhm verherrlichen kann, herausgehoben, der Gegner in Schatten gestellt. Weder die auf einander folgenden, noch die gleichzeitigen Feldzüge sind zu einem großen Ganzen verbunden. Bruchstücke reihen sich an Bruchstücke, und auf den Einfluß der Politik wird überall zu wenig Rücksicht genommen. Ganz anders wäre die Geschichte wohl ausgefallen, wenn sie Lloyd vollendet hätte. Der Verfasser war in einer Partei befangen; er konnte sich nicht zur Freiheit des Geschichtschreibers erheben; er stand den Begebenheiten noch zu nahe, um ungetrübt sehen zu können; er hatte nicht genugsame Materialien von der andern Seite; endlich fehlt ihm der Grad von philosophischem Geist, Talent und Phantasie, der zum Geschichtschreiber erfordert wird. Mit Recht schätzt der Preuße dieses patriotische Werk, dessen Verdienst auch das Ausland anerkennt; aber eine Geschichte des siebenjährigen Krieges ist es nicht, sondern nur eine reichhaltige, aber trübe Quelle zu dieser Geschichte.

Wir kommen nun zu den kritischen Geschichten, zu jenen nämlich, wo der Verfasser hervortritt, das Geschehene mit seiner Fackel beleuchtet, zur Nachahmung oder Vermeidung aufstellt, und was geschehen hätte sollen, angibt. Kri-

tische Geschichten haben einen außerordentlichen Reiz. Der Mensch tadelt gern, was geschieht und geschehen ist, wenn er es nicht selbst gethan hat. Die Trägheit erspart sich gern das Selbstdenken. Die Eigenliebe fühlt sich geschmeichelt, wenn die eigene Meinung mit einer fremden gewichtigen übereinstimmt. Der Schwachmuth glaubt erst an sich selbst, wenn er seinen Glauben durch den eines Fremden gestützt sieht. Alles fällt daher begierig auf kritische Geschichten, besonders auf die unsrer Tage, und um so begieriger, je mehr sie absprechen, je schärfer sie tadeln. Wir haben schon gezeigt, daß bei einer wahren Geschichte die Persönlichkeit des Geschichtschreibers gar nicht hervortreten darf. Aus der Geschichte selbst muß hervorgehen, ob man das Gute und Erreichbare wollte, und ob man sich zur Ausführung der rechten Mittel bediente. Glaubt man dem Verstande seiner Leser zu Hilfe kommen zu müssen, will man dem Anfänger an der Hand der Geschichte das Theoretische des Krieges lehren, so kann dieses in Anmerkungen, oder in besondern Abhandlungen, die man den Abschnitten der Geschichte beifügt, geschehen.

Die zwitterartige Vermengung der Kritik und Geschichte bleibt immer tadelnswerth. Anders verhält es sich mit den Werken, wo Beispiele aus der Geschichte bloß zur Erläuterung der Kriegskunst benützt werden. Sie gehören der Wissenschaftslehre, und nicht der Geschichte an.

Wir haben schon gesagt, daß ein Geschichtschreiber aus vielen, zum Theil trüben Quellen schöpfen müsse. Er muß alle Quellen kennen, studieren und beurtheilen, ehe er sie benutzen kann. Er muß Geschichtsforscher seyn, ehe er Geschichtschreiber wird.

Jede Geschichte muß durch die Angabe der Quellen beurkundet werden. Dadurch erhält sie erst die wahre Glaubwürdigkeit, weil nun jeder im Stande ist zu prüfen, ob der Verfasser alle Quellen kannte, und ob er sie gehörig benützte. In der Geschichte selbst dürfen die Quellen weder genannt,

noch angegeben werden, weil alles Fremdartige ihr widerstrebt, und sie entstellt; das Verzeichniß und eine kurze Würdigung derselben muß in einem Anhange folgen; wo aber im Text eine neue Behauptung, eine neue Ansicht vorkommt, so muß dieses in einer Anmerkung durch Anführung der Stellen, auf die sich das Gesagte gründet, gerechtfertigt werden. Die Geschichte ist kein Tummelplatz für Privatmeinungen und Ansichten; ihre Würde erheischt, daß das, was gesagt wird, sich auf Autorität gründe. Wo Vermuthungen zur Ergänzung der Lücken nothwendig sind, da müssen solche als Vermuthungen erscheinen. Das Wahrscheinliche als reine Wahrheit zu geben, ist tadelnswerth.

Wer fühlt nicht die Würde und Erhabenheit der Geschichte! Sie ist der Spiegel der Vergangenheit, die Lehrerinn der Gegenwart, das Orakel der Zukunft. Sie verbindet Völker und Zeiten. Sie ist, was das Bewußtseyn, die Erinnerung, für den einzelnen Menschen sind, für die Menschheit. Die Thaten der Menschen und Völker übergibt sie der Nachwelt, und wenn das, was sie überliefert, oft den unverkennbaren Stempel der Einseitigkeit trägt, so ist es meist nur die Schuld von Völkern und Menschen. Den größten Theil der alten Geschichte kennen wir nur durch Griechen und Römer. Altpersische und kartagische Geschichtschreiber gab es entweder nicht, oder ihre Werke gingen verloren; wovon jedoch das Erstere wahrscheinlicher ist, da Vortreffliches nicht leicht spurlos untergeht. Wie anders würde uns wohl der gallische Krieg erscheinen, wenn Vercingetorix, wie Cäsar, seine Feldzüge beschrieben hätte? Welches Licht würde nicht auf die punischen Kriege das Werk eines kartagischen Geschichtschreibers werfen? Wenn im Alterthume, bei der Unvollkommenheit der Schreibmittel und dem Mangel der vervielfältigenden und dadurch erhaltenden Buchdruckerkunst, bei dem Untergang und der Vernichtung der Staaten, das Versinken und Verschwinden der Geschichtsquellen und Geschich-

ten des einen Theils noch angenommen werden kann, so kann man, wenn in neuerer Zeit die Geschichte offenbar einseitig und ungerecht erscheint, dieses unbedingt den Völkern selbst, welchen das Unrecht geschieht, zur Last legen. Wenn in dem Kampfe der Glaubensmeinung im 16ten und 17ten Jahrhundert die Geschichte meist gegen die katholische Partei zeugt; wenn sie des fünften Karls redlichen Willen als Hinterlist, die Religiosität und Festigkeit des zweiten Ferdinands als Geistesbeschränktheit und Tirannei erscheinen läßt, oder doch lange so erscheinen ließ, so liegt die Schuld an der katholischen Partei, die der protestantischen an Geistesthätigkeit nachstand, und an den Regierungen, die die vorzüglichsten Quellen der Geschichte verschlossen. Durch ein Jahrhundert pflanzte sich die Sage fort, in alle Geschichtbücher ging sie über, daß Leopold den Sieger von Zenta mit Undank lohnte; daß er ihm den Degen abfordern ließ, den er zu seinem und der Christenheit Schutz mit dem Blut der Feinde geröthet, bis endlich die neue militärische Zeitschrift mit Archivs-Urkunden den Ungrund dieser gehässigen Beschuldigung unumstößlich bewiesen. Jetzt, wo eine liberale Ansicht die Bekanntmachung und Benutzung älterer Aktenstücke und Urkunden gestattet, wird es östreichischen Schriftstellern möglich, den so oft freventlich angefochtenen Charakter seiner erhabenen Beherrscher und die Weisheit ihrer Absichten gründlich zu verfechten. Niemand, wer billig denkt, wird fordern, daß man durch Urkunden die geheime Geschichte der Gegenwart enthülle, und so Parteigeist und Zwietracht nähre; aber wenn selbst die Enkel der Theilnehmer nicht mehr sind, und ein Jahrhundert über Begebenheiten hingegangen, dann müssen die Archive ihre Schätze öffnen, und durch den Druck gemeinnützig machen, damit einem künftigen Geschichtschreiber keine Quellen zu einer wahren Schilderung fehlen. Indessen kann und soll man doch selbst über die Begebenheiten unserer Tage schreiben. Die Berichte der Augenzeugen und

Theilnehmer sind, selbst bei ganz individueller Ansicht, vortreffliche Quellen für eine künftige Geschichte. Zum Beispiel, wie man die Kriegsgeschichte seiner Zeit, die doch immer nur ein Beitrag zu einer künftigen wahren Geschichte seyn kann, schreiben soll, darf man die von dem verstorbenen Generalmajor Karl Freiherrn von Stutterheim begonnene, aber leider nicht vollendete Geschichte des Feldzugs von 1809 anführen. Der Verfasser hat sich mit Recht aller kritischen Bemerkungen enthalten, sich auf Thatsachen beschränkt, und diese sprechen lassen. Mit Recht wird dieses Werk nicht nur seinem Verfasser, sondern auch der Regierung, die hiezu die Benützung vieler Quellen erlaubte, stets zur größten Ehre gereichen.

Das östreichische Kriegsarchiv besitzt die reichsten Quellen zu einer Geschichte des spanischen und östreichischen Erbfolge-, wie des siebenjährigen Krieges, und es ist zu hoffen, und zu erwarten, daß endlich diese Geschichten ein östreichischer Militär aus östreichischen Quellen schreiben, und so die vielfachen Irrthümer, die sich in andern Geschichten dieser Kriege finden, berichtigen wird. So ein Werk aber, wenn es nicht eine flüchtige Skizze, sondern etwas für alle Zeiten Bleibendes, eine echte Geschichte seyn soll, ist eine Arbeit mehrerer Jahre. Wer es unternehmen soll, muß hoffen dürfen, es zu vollenden; er muß die Gewißheit haben, daß er nicht von den Quellen, aus denen er schöpft, getrennt wird. Gewiß ist eine so angewandte Zeit für den Staat nicht verloren. —

Wir haben die verschiedenen Quellen zur Kriegsgeschichte angegeben und gewürdigt; wir haben gezeigt, wie man diese nach ihrem beschränkteren oder umfassendern Gegenstand schreiben soll. Aller Anweisungen, aller Quellen und Unterstützungen ungeachtet, wird jedoch der nur eine gute Kriegsgeschichte schreiben, dem die Natur hiezu Geist und Gemüth, und ein vielseitiges Studium die nöthigen Kenntnisse gegeben; der das Zeitalter, von dem er schreibt,

ganz zu durchdringen, und sich doch über jede Zeit zu erheben vermag; der endlich, seiner Individualität ganz vergessend, nur dem Wahren nachstrebt, und dabei doch Alles durch Phantasie zu beleben und zu vergegenwärtigen versteht. Je umfassender eine Geschichte ist, desto größer muß das Talent des Geschichtschreibers seyn. Die Geschichte einer Belagerung wird mancher gut schreiben, der die Geschichte eines Krieges nicht mehr zu liefern vermag. Mancher, der Letzteres kann, erliegt dem Gewicht einer Staatengeschichte; und eine Weltgeschichte, eine Geschichte der Menschheit zu schreiben, sollte nur das höchste Talent versuchen. Und doch wagt sich die kleine Kraft so gern an das Höchste, statt sich an das zu halten, wo redliches Forschen schon Verdienst ist. Daher so viele allgemeine Weltgeschichten, die weit weniger nützen, weit geringern Werth haben, als manche diplomatisch genaue Geschichte einer kleinen Reichsstadt, oder einer einzelnen besonderen Begebenheit. —

R.

IX.

Ueber die Verpflegung der Heere.

Einer der schwierigsten Gegenstände im Kriege, und doch einer der wesentlichsten, ist die ordentliche und sichere Verpflegung des Heeres. Wie oft wird der Feldherr im Laufe seiner Unternehmungen durch den Mangel der Verpflegung aufgehalten? Wie oft muß er aus Mangel an Unterhalt Gegenden, die er noch länger behaupten sollte, verlassen? Wie oft gehen Schlachten verloren, weil dem schlecht genährten Soldaten, dem ausgehungerten Pferde, die physischen Kräfte im entscheidenden Augenblicke fehlen? Wie nothwendig ist es daher nicht, das ganze Bedürfniß eines Heeres, und die Mittel zu kennen, solches auf die leichteste und beste Art zu befriedigen. Je weniger ein Heer physische Bedürfnisse hat, je schneller, je überlegener, je furchtbarer muß es, unter übrigens gleichen Umständen, seinem Gegner seyn. Die Richtigkeit dieses Satzes wird allgemein anerkannt, und man hat daher auch in den neuesten Zeiten bei den Armeen sowohl die Nichtstreitenden, als auch die Bagage und Pferde zu verringern gesucht.

Obschon sich Troß und Bagage bei allen Armeen in den neuesten Zeiten bedeutend vermindert haben, so würde man doch daraus sehr mit Unrecht auf die Verminderung der Bedürfnisse im Allgemeinen schließen. Die Heere führen jetzt eine solche Menge Geschütz mit sich, welche die erfolgte Verminderung des Gepäckes noch lange nicht aufzuwiegen vermag;

auch haben sie im Ganzen an Stärke so bedeutend zugenommen, daß ihre Bedürfnisse die der Heere vergangener Zeit weit übersteigen.

Obschon jedoch die Bedürfnisse der Heere viel größer als in den vergangenen Zeiten sind, so ist doch die Belästigung der Länder viel geringer, weil das ganze Verpflegsgeschäft mit viel mehr Ordnung betrieben wird, die Lasten gleichmäßiger und in einem weitern Umkreis vertheilt werden, auch allen willkürlichen und unnöthigen Verwüstungen, die die Quellen des Landes vertrocknen, vorgebeugt wird.

Wir wollen nun versuchen, einen Begriff von den ungeheuren Bedürfnissen eines Heeres zu geben, uns hierbei jedoch nur auf die nöthigste Verpflegung des Mannes und Pferdes beschränken, ohne die unzähligen andern Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenstände, ohne die Medicinal- und Spitalserforderniße zu erwähnen.

Wir wollen eine Armee annehmen, die, alles mitbegriffen, was zu ihr gehört, aus 200,000 Mann und 50,000 Pferden besteht. Den Laib Brot von 3½ Pfund zu zwei Porzionen gerechnet, wird diese Armee nun täglich 100,000 Laib Brot bedürfen. Da aber der Mann, wenn er nur einiger Maßen genährt seyn soll, dazu noch ein halb Pfund Fleisch bedarf, so wird diese Armee noch 222 Stück Schlachtvieh täglich benöthigen, wenn man nämlich annimmt, daß das Stück im Durchschnitt 4½ Zentner Fleisch gibt. Für die 50,000 Pferde werden, 1½ Porzion Hafer und eine halbe Heu für das Pferd gerechnet, und die Porzion zu ⅛ n. öst. Metzen Hafer und 10 Pfund Heu angenommen, täglich 9375 Metzen Hafer und 2500 Zentner Heu erforderlich seyn. Hierbei ist die nothwendige stärkere Ausmaß für die Zugpferde noch gar nicht in Anschlag gebracht.

In der östreichischen Armee werden aus einem Zentner Kommißmehl 40 Laib Brot zu 3½ Pfund gebacken; folglich gehören zur Erzeugung von 100,000 Laiben 2500 Zentner

Mehl. Ein niederöstreichischer Metzen Korn wiegt im Durchschnitt 75 Pfund; da nun aus 61 Pfund Korn 56 Pfund Mehl erzeugt werden, so werden 109 Pfund zu Erzeugung eines Zentners Mehl erfordert, folglich zur Erzeugung von 2500 Zentner Mehl 2725 Zentner Korn, welches 3633 niederöstreichische Metzen beträgt. Der tägliche Bedarf einer Armee von 200,000 Mann und 50,000 Pferden besteht daher in 3633 Metzen Korn, 9375 Metzen Hafer, 2500 Zentner Heu und 222 Stücken Schlachtvieh.

Wohin die Armee sich immer bewegt, so ist es nothwendig, daß ihr ein viertägiger Vorrath auf Wagen folge, weil selbst in dem fruchtbarsten Lande die augenblickliche Herbeischaffung der Bedürfnisse schwer ist, und große Unordnungen veranlaßt, und weil man doch nicht darauf rechnen darf, feindliche Magazine zu finden.

Ein vierspänniger Wagen kann 600 Laib Brot laden: um also 400,000 Laib Brot als den viertägigen Bedarf mitzuführen, werden 667 Wagen erfordert. Zur Fortbringung des viertägigen Haferbedarfs von 37,500 Metzen sind 750 Wagen nothwendig; da man auf einen 25 Säcke oder 50 Metzen, welche im Gewicht 24 Zentner betragen, ladet. Diese Annahme ist auf östreichische Fuhrwesenswagen berechnet; sollte aber der Hafer auf Landwagen geführt werden, so könnte man höchstens 18 bis 20 Zentner laden; wo sodann 1000 Wagen nothwendig wären.

Der viertägige Heubedarf beträgt 10,000 Zentner; auf einen Wagen 10 Zentner gerechnet, benöthigt man zu deren Fortbringung 1000 Wagen, welche vom Lande gestellt werden müssen.

Nach dieser Berechnung benöthigt also die Armee zur Fortbringung eines viertägigen Vorraths, die vom Land gestellten Heuwagen ungerechnet, 1417 Wagen, welche mit 5668 Pferden bespannt sind, für welche nun noch besonders

die nöthige Zahl Wagen zur Fortbringung ihres eigenen viertägigen Bedarfs dazu geschlagen werden müßte.

Der zehntägige Vorrath an Schlachtvieh, den die Regimenter gewöhnlich bei sich haben, beträgt 2220 Stück. Da man nun auf das Stück täglich 20 Pfund Heu rechnet, so werden zur Fortbringung ihres viertägigen Unterhalts, der 1776 Zentner beträgt, wieder 178 Wagen erfordert, wenn nicht hinreichende Weiden die Heufütterung entbehrlich machen.

Wir wollen nun eine Armee betrachten, die von ihren Magazinen sich entfernt. Die Truppen haben an dem Tage des Aufbruchs auf vier Tage Brot und Fourrage gefaßt. Einen viertägigen Brotvorrath führen die Regimenter auf den ihnen beigegebenen Brotwagen. Mit Schlachtvieh sind sie auf zehn Tage versehen. In den Kolonnenmagazinen der aufbrechenden Armee befinden sich viertägige Vorräthe von Brot, Hafer und Heu, und in der Entfernung von zwei oder drei Märschen folgt das auf weitere zehn Tage nöthige Schlachtvieh. Die Verpflegung der Armee mit Brot ist daher auf zwölf, mit Hafer und Heu auf acht, mit Schlachtvieh auf zwanzig Tage gesichert. Weil man aber von dem Brot und der Fourrage, welche die Mannschaft bei sich hat, die Hälfte als unangreiflichen Vorrath betrachtet, so darf man nur annehmen, daß die Armee auf zehn Tage mit Brot, und auf sechs mit Fourrage versehen sey.

Nach dem zweiten Marschtage, und so alle zwei Tage, muß die Armee auf zwei Tage Brot und Fourrage fassen; weil man eines Theils Mann und Pferd nicht mit einem größern als einem viertägigen Vorrath belasten kann, und andern Theils doch immer ein zweitägiger unangreiflicher Vorrath vorhanden seyn muß. Das Brot fassen die Regimenter von ihren Brotwagen. Zur Fassung der Fourrage werden die Hälfte der Fourragewagen des Kolonnenmagazins, welches der Armee in der Entfernung von einer Meile folgt, zu derselben geschickt. Nunmehr ist auf den Brotwagen der Regimenter nur

noch ein Vorrath von zwei Tagen, und in dem Kolonnenmagazin ebenfalls nur ein zweitägiger an Fourrage; der Ersatz muß daher schnell geleistet werden. Dieses geschieht auf folgende Art:

Wenn die Armee am dritten Tage weiter marschirt, so erwarten die leeren Brotwagen der Regimenter das Kolonnenmagazin, fassen aus selbigem auf zwei Tage Brot, und marschiren dann gleich der Armee nach. Die leeren Wagen des Kolonnenmagazins erwarten in der zweiten Marschstazion den Nachschub von dem Magazine; indeß die beladene Hälfte derselben der Armee folgt. Der erste Nachschub aus dem Magazine muß einen Tag nach dem Kolonnenmagazin aufbrechen, den Bedarf an Brot und Fourrage auf zwei Tage führen, und folglich aus 1208 Wagen bestehen, wenn man, was doch selten der Fall seyn wird, annimmt, daß diese vom Lande gestellten Wagen eben so viel wie das Fuhrwesen laden.

Wenn der Nachschub einen Tag nach der Armee aufbricht, so trifft er die leeren Wagen des Kolonnenmagazins in der zweiten Stazion; auf diese wird nun der Nachschub sogleich geladen, und der Armee nachgeführt. Am vierten Marschtag faßt die Armee wieder Brot und Fourrage. Die Hälfte der Wagen wird also wieder leer, und bleibt auf der vierten Marschstazion zurück, während die Armee in die fünfte rückt. Diese leeren Wagen müssen aber wieder durch einen Nachschub, und zwar an demselben Tage, gefüllt werden, wenn sie sich wieder an das Kolonnenmagazin anschließen sollen. Soll nun der zweite Nachschub am fünften Tage in der vierten Stazion eintreffen, so muß er einen Tag nach dem ersten aufbrechen. Am zweiten Tage nach seinem Aufbruch erreicht er die wartenden Wagen des ersten Nachschubs; auf diese muß sogleich umgeladen, und noch am nämlichen Tage auf ihnen der Nachschub in die dritte Marschstazion gebracht werden.

In der vierten Marschstazion trifft dieser Nachschub die leeren Wagen des Kolonnenmagazins, auf welche er gleich geladen, und weiter gebracht wird. Auf diese Art müßten jeden Tag 1208 Wagen zur Armee abgehen, wenn dieselbe in steter Vorrückung bliebe, und keine andere Verpflegung als die aus ihrem Hauptmagazin erhalten könnte. Schon bei dem Abgang des vierten Nachschubs, wo die Armee in der fünften Marschstazion wäre, würden die zum Nachschub erforderlichen Wagen sich auf 4832 belaufen, und wenn man hierzu noch die 2417 rechnet, die der Armee zur Fortbringung des Kolonnenmagazins folgen, die Zahl der bloß für die Verpflegung der Armee verwendeten Wagen, die Brotwagen der Regimenter noch ungerechnet, auf 7249 steigen, und es würden wieder ganz eigene Anstalten zum Unterhalt dieser Pferde getroffen werden müssen. Man sieht hieraus, daß die direkte Verpflegung der Armee aus einem von ihr über zwölf Meilen entfernten Magazine höchst beschwerlich ist, und daß man andere Anstalten und andere Einrichtungen treffen muß, um sie zu sichern.

Findet der mit der Avantgarde vorausgehende Verpflegsbeamte keine Magazine, so wird spätestens in der fünften Marschstazion die Ausschreibung eines zweitägigen Bedarfs vom Lande nothwendig.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß man in ebenem Lande auf 4, im Gebirge und Städten auf 8 Köpfe eine Brotporzion von 2 Pfund als vorräthig betrachten, und auf ihre augenblickliche Ablieferung bringen kann.

Was man von den Einwohnern, wenn man ihnen Zeit zum backen läßt, fordern kann, bestimmen die Mehl-, und wenn Zeit zum Mahlen ist, die Kornvorräthe. Das Land muß so weit geschont werden, als es bei der hinlänglichen Verpflegung der Armee geschehen kann; aber auch nicht mehr. Der Soldat muß von Brot und Fleisch leben; dem Einwohner bleiben, wenn auch diese auf Tage fehlen, noch immer

andere Nahrungsmittel. Sieht man sich auch gezwungen, von dem Korne zu nehmen, was das Land für sich braucht, so bleibt diesem doch immer Zeit und Gelegenheit, das nun Fehlende aus der Ferne herbei zu schaffen. Diese Rücksichten müssen alle Ausschreibungen leiten. — Bei nothwendiger Fleischrequisizion kann man ohne zu große Bedrückung des Landes von den Ochsen den zwanzigsten, von den Kühen den vierzigsten Theil fordern. Von Schafen kann man 6 Stück für 1 Stück Rindvieh annehmen, und von dem ganzen Schafstand den sechzigsten Theil fordern; wenn nämlich das Land mit Stellung des Rindviehes nicht mehr aufkommen kann.

Der Viehstand gibt ferner den Maßstab für nothwendige schnelle Fourragelieferungen. Wenn man, selbst noch am Ende der Wintermonate, auf jedes Pferd zwei Porzionen Hafer und 10 Pfund Heu, auf jedes Stück Rindvieh 20, und auf jedes Schaf 5 Pfund Heu als Lieferungsbeitrag rechnet, so kann eine solche Ausschreibung als sehr mäßig ganz füglich vom Lande geleistet werden.

Nothfälle können zwingen, das Vier- und Mehrfache dieses Beitrags zu fordern; denn die Armee darf nicht Mangel leiden, wenn nicht die für das Land noch verderblichere Eigenhilfe eintreten soll.

Der Zugviehstand gibt den Maßstab zur Ausschreibung der Vorspannswagen. Wenn nie mehr als die Hälfte der in einer Gegend befindlichen Zugthiere zum Dienst der Armee vom Hause entfernt sind, so kann das Land nicht über zu große Bedrückung klagen.

Wo man immer mit Pferden aufkommen kann, werden keine Ochsenfuhren angenommen oder ausgeschrieben. Weiter als in einem Umkreis von sechs Meilen soll man die Fuhren nur in den dringendsten Nothfällen ausschreiben; es geht so viele Zeit hierbei unnütz verloren, und der vom Hause weit entfernte, mit Gegend und Menschen ganz unbekannte Land-

mann leidet weit mehr als der seiner Heimat nahe, vorzüglich, wenn nicht gehörig für die Unterhaltung der Pferde und Knechte gesorgt wird. Bei der steten Vorrückung einer Armee ist es daher sehr nothwendig, daß streckenweise neue Fuhrenausschreibungen zur Nachbringung der Bedürfnisse geschehen, und die Fuhren der rückliegenden Gegenden nach und nach entlassen werden.

Wir haben schon gesehen, welche Schwierigkeiten die Verpflegung einer stets fortrückenden Armee hat, und daß wenigstens in einer Entfernung von 12 Meilen für sie neue Magazine und Bäckereien angelegt werden müssen. Ist jedoch das Land nicht ganz unfruchtbar, und nicht durch den Feind der Lebensmittel und Vorspann beraubt, so wird man bei schnellen Märschen und Durchzügen in dem, was das Land schnell zu geben vermag, noch immer Mittel für seinen Unterhalt finden. Ist aber das Land ausgesaugt, und vorzüglich ohne hinreichende Zugpferde, dann wird man in den traurigen Fall kommen, sich mit den militärischen Operazionen nach der Verpflegungsmöglichkeit richten zu müssen, und, wenn man besonders kein wohlorganisirtes eigenes Fuhrwesen hat, gezwungen seyn, eine zur Beendigung des Krieges kostbare Zeit unthätig hinzubringen, oder wohl gar zurück zu gehen, und die Vortheile aufzugeben, die man bereits errungen.

Wenn die Armee nur zwei Märsche von ihrem Magazine entfernt ist, und still liegt, dann unterliegt die Verpflegung derselben keinen großen Schwierigkeiten, wenn nur das Magazin selbst sehr bedeutend ist, oder von rückwärts hinlängliche Zufuhren erhält.

Wenn in obigem Falle das Kolonnenmagazin zwischen dem Magazin und der Armee, folglich von beiden nur einen Marsch entfernt ist; so kann das Brot von den Brotwagen der Regimenter bei dem Kolonnenmagazin abgeholt werden; man kann also die Hälfte der Brotwagen des Kolonnenmagazins, und, wenn man das Brot abladet, alle diese

Wagen, zur Abholung des Nachschubs aus dem Magazine verwenden.

Wenn man auf ähnliche Art von den Fourragewagen die Hälfte verwendet, um der Armee Fourrage zuzuführen, den übrigen zweitägigen Fourragevorrath abladen läßt, und die Wagen zur Zufuhr des Nachschubs aus dem Magazin gebraucht, so wird man gar keine andere als die das Kolonnenmagazinsfuhrwerk bildenden Wagen bedürfen, um die Zufuhr zur Armee zu sichern; ja es werden sogar die Hälfte der Brotwagen noch zu andern Diensten und Zufuhren übrig bleiben.

Wenn durch das Stilleliegen einer Armee die Zufuhr zu derselben auch sehr erleichtert wird, so wird es dagegen sehr schwer, genug Vorräthe zur Füllung des Magazins zu finden. Man sieht sich gezwungen, aus fernen Gegenden durch Kontrahenten die Lebensmittel zu theuren Preisen herbeizuschaffen. Sind nun die Wege schlecht, und ist das Land wenig bevölkert und unfruchtbar, dann wird bei einer still liegenden Armee leicht wirklicher Mangel eintreten, da bei einer sich schnell bewegenden eher Unordnung in der Verpflegung als Mangel an Nahrungsmitteln zu besorgen ist. Einem solchen Mangel kann am besten durch Magazine, welche an schiffbaren Flüssen, oder in festen Plätzen liegen, wo nämlich die Anhäufung leicht und das Angehäufte sicher ist, vorgebeugt werden.

Bei Rückzügen ist die Verpflegung in gewisser Hinsicht am leichtesten; indem man sich immer mehr seinen Magazinen und Vorräthen nähert. Das Kolonnenmagazin muß dann immer einen Marsch vor der Armee seyn. Es läßt die zweitägige Armeeverpflegung stazionsweise zurück, und ergänzt sich dafür wieder aus den Magazinen. Macht die Armee bei einem Magazine auf einige Tage im Rückzug Halt, so kann das Kolonnenfuhrwesen zur Fortschaffung der überflüssigen Vorräthe verwendet werden.

Die Fortschaffung der Magazine und Depots macht bei Rückzügen immer die größte Schwierigkeit. Ganz in der Nähe der Armee sollte man nur Magazine haben, die einen achttägigen Vorrath enthalten; für Hauptmagazine aber sind Festungen der angemessenste Ort; denn selbst an schiffbaren Flüssen geht das Magazin verloren, wenn nicht hinlängliche Schiffe zur Fortschaffung, was selten der Fall ist, stets vorhanden sind. Magazine darf man nie dem Feinde überlassen: aber es ist nicht nothwendig, sie jederzeit zu vertilgen. In einem fruchtbaren bevölkerten Lande wird der Feind bald wieder das ihm Erforderliche zusammenbringen, und hat man daher Ursache die Einwohner zu schonen, so ist es am Besten, die Magazinsvorräthe unter sie zu vertheilen. Das Brot sollte man jedoch jederzeit vertilgen, weil die Herbeischaffung desselben immer Zeit erfordert, und Aufenthalt verursacht. — Was man nicht vertheilen kann, muß vertilgt und ungenießbar gemacht werden; denn zur Abfassung bereite Vorräthe darf man den Feind nie finden lassen. In gebirgigen, wenig bevölkerten, und in unfruchtbaren Ländern, wohin die Vorräthe aus fernen Gegenden geschafft worden sind, ist die Vernichtung der Magazine, die man nicht fortbringen kann, von größter militärischer Wichtigkeit; weil man hoffen darf, dadurch den Feind in wirklichen Mangel zu versetzen; obschon in diesen Ländern die Vertheilung der Magazine für die Einwohner noch wohlthätiger wäre.

Obwohl die Verpflegung im Rückzug am leichtesten gesichert werden kann, so lehret doch die Erfahrung, daß es bei Rückzügen oft weit mehr als bei Vorrückungen an Allem mangelt. Dieses läßt sich erklären, wenn man bedenkt, daß bei Rückzügen eine ungeheure Menge Fuhrwerk zur Fortbringung von Depots, Spitälern, rc. in Bewegung kommt, und es dadurch oft in dem nächsten Umkreis der Armee an der nöthigen Vorspann zur Zubringung der Lebensmittel für die Truppen gebricht, die von dem Magazine und der Haupt-

straße entfernt sind. Voreilige Furcht veranlaßt zudem sehr oft die zu frühe Räumung der Magazine. Ausschweifungen und Erpressungen der voranziehenden Depots und Bagagen machen die Quellen zur Versorgung der Armee versiegen. Wenn überhaupt die strengste Ordnung bei den Armeen nothwendig ist, so ist dieses im Rückzuge um so nothwendiger, da sich die Bande der Zucht, vorzüglich wenn große Unglücksfälle den Rückzug veranlassen, und selbiger mit Eile geschieht, sehr leicht lösen. — Bei allen Vorräthen von Mehl und Korn könnte jedoch eine Armee leicht in Mangel gerathen, wenn nicht für hinlängliche Bäckereien zur Erzeugung des Brotes gesorgt würde. Man kann sich im Nothfall und auf kurze Zeit wohl mit Benützung der vorfindigen Backöfen behelfen; weil aber gemeiniglich deren nicht mehr vorhanden sind, als die Einwohner zu ihrem Gebrauch bedürfen, oder die vorhandenen nicht gerade an jener Stelle und an jenem Orte sich befinden, wo man sie gebraucht, so wird die Aufrichtung der eisernen Backöfen in der Entfernung von 6 bis 8 Meilen von der Armee nothwendig. Ein solcher eiserner Backofen ist mit 6 Pferden bespannt, und kann, wenn der Boden geebnet, und Lehm und Ziegel bereit sind, von vier geschickten Maurern in 1½ Stunden aufgestellt werden. Zwei Öfen haben einen mit 6 Pferden bespannten Requisitenwagen. Zur ersten Ausheitzung bedarf er dreier Stunden; folglich ist er in 4½, längstens 5 Stunden in völlig brauchbarem Stande.

Da ein eiserner Backofen 160 Laib Brot faßt, und im Sommer wohl auch achtmal in 24 Stunden in demselben gebacken werden kann, so können in einem Tag 1280 Laib Brot erzeugt werden. Für eine Armee, die 100,000 Laib Brot täglich benöthigt, müssen also 78 Backöfen errichtet seyn. Damit aber auch, während die einen abgebrochen und weiter geführt werden, die Verpflegung nicht stocke, müssen noch 78 andere Backöfen, folglich in allem 156 vorhanden

seyn, von denen die Hälfte immer in Thätigkeit, die andere aber im Marsch oder in der Errichtung begriffen ist. —

Der Abriß, den wir von der Verpflegung eines Heeres gegeben, zeigt genugsam die große Schwierigkeit derselben, die ungeheure Menge von Fuhrwesen, die dazu erfordert wird, und wie sehr die Armeebewegungen dadurch erschwert, die Kriegsunternehmungen gehemmt werden müssen. Es ist daher gewiß von der größten Wichtigkeit, alles aufzubieten, was die Bedürfnisse der Armee vermindern, und sie beweglicher und zu Kriegsunternehmungen geschickter machen kann.

Obschon wir es hierin bereits auf das Äußerste gebracht zu haben glauben, so sind wir doch noch weit von der Einfachheit jenes Heeres entfernt, vor dem Kaiser Hadrian zu Fuß, mit entblößtem Haupt, bei Hitze und Frost die Welt durchzog; wo jeder Soldat das ihm auf 14 Tage zum Unterhalt nöthige Korn selbst trug, und bei der Einrückung im Lager es selbst auf Handmühlen zu vermahlen, und dann in Kuchen zu verbacken übernehmen mußte. Zwar sind unsere Heere nicht mehr mit so viel Überflüssigem belastet, wie in früherer Zeit, und wie noch jetzt die türkischen; aber immer noch ließen sich Pferde, Gepäck und Troß, ohne selbst der Bequemlichkeit zu nahe zu treten, bedeutend vermindern.

Das zweite Mittel zur Erleichterung der Verpflegung ist die Zusammendrängung des Nahrungsstoffes. Wenn aus dem Brot durch eine zweite Backung die Wassertheile gezogen werden, entsteht das, was man Zwieback nennt, das bei gleicher Nahrungsfähigkeit doch weit weniger als Brot wieget. Der Mann, der auf 4 Tage Brot trägt, kann leicht auf 8 Tage Zwieback tragen; aber der Soldat ißt diesen sehr ungern; welches zum Theil der Ungewohnheit zuzuschreiben ist. Wenn man von reinem Mehle Zwieback bücke, dem Mann bei jeder Fassung halb Brot und halb Zwieback gäbe, ihn mit einem halb Pfund Fleisch täglich, und mit einem Seitel

Branntwein wöchentlich versähe, so würde, bei großer Erleichterung der Verpflegung der Mann hinlänglich genährt seyn.

Man hat in neueren Zeiten so viele Zusammendrängungen des Nahrungsstoffes in Gallerten, und selbst in ganz trockenes Pulver, erfunden, daß die gegründetste Hoffnung da ist, davon für die Armeeverpflegung einen nützlichen Gebrauch machen zu können; um so mehr, da der Stoff hiezu in Knochen und wenig kostspieligen Pflanzengewächsen besteht. Da jedoch hierüber uns keine auf diesen Zweck gerichteten Versuche bekannt sind, so begnügen wir uns, auf die mögliche Anwendung hinzuweisen, und zugleich zur Prüfung der Futterkugeln aufzufordern, durch die man Pferde auf geraume Zeit hinlänglich nähren will, und die im Nothfall die größten Dienste leisten könnten.

Wir haben in der neuesten Zeit die größten Kriegszüge und Eroberungen beinahe ohne alle Magazine machen sehen, und man ist daher veranlaßt worden zu glauben: daß man überhaupt keiner Magazine bedürfe, und daß die Gegend, wo die Armee sich befindet, das geben müsse, was sie braucht. So lange in fruchtbaren und volkreichen Ländern Krieg geführt wird, und die Armee sich schnell und unaufhaltsam vorwärts bewegt, ist dieß allerdings wahr; ja es ist bei schnellen und anhaltenden Heerbewegungen gar keine andere Verpflegung möglich; es wäre aber sehr unrecht, deßhalb gegen Magazinverpflegung überhaupt einen Schluß zu ziehen. Nicht immer kann man den Krieg in fruchtvolle Ebenen spielen; oft wird man gezwungen, in Gebirgsländer oder in Provinzen einzudringen, die in einem geringen Kulturzustand sich befinden; endlich wird selbst das volkreichste Land durch öftere Durchzüge zu großen augenblicklichen Lieferungen unfähig. In allen diesen Fällen wird die Sammlung von Magazinen, die Zufuhr von weiter entlegenen Gegenden nothwendig: aber sie wird es auch in dem volkreichsten, fruchtvollsten Lande, wenn die Heere längere Zeit in einem kleinen

Raume einander gegenüber stehen. Schnelle und große militärische Fortschritte und Eroberungen können, bei gleicher Beschaffenheit der Heere, nur durch große Übermacht, oder durch große Fehler geschehen. Wo ein Turenne auf einen Montecucoli, ein Montecucoli auf einen Turenne trifft, da werden alle schnellen Fortschritte unmöglich. Die geringsten Vortheile müssen mit der größten Kunst errungen werden; der Krieg wird scheinbar kleinlich; aber in diesem scheinbar Kleinlichen liegen die höchsten Züge des Feldherrntalents verborgen. Bei dem Zusammentreffen gleich großer Feldherren, gleich starker Heere, werden diese nothwendig lange sich auf einem beschränkten Terrän herumtreiben, und daher selbst im fruchtbarsten Lande die Magazinverpflegung nicht entbehren können.

In früheren Zeiten, wo die Heere kleiner, und die Sorge für den Soldaten geringer war, führte man den Krieg gemeiniglich ohne Magazine; aber nicht selten entstanden hieraus die schrecklichsten Folgen. Auf seinem Rückzug aus Italien 1537 verlor Karl V. 20,000 Mann seines 50,000 Mann starken Heeres durch Mangel, und was leben blieb, war in dem elendesten Zustande. Durch mehrere solche Unglücksfälle vorsichtig gemacht, ließ daher Karl zu dem bevorstehenden Schmalkaldischen Kriege in Regensburg 1546 ein großes Magazin errichten. Von dieser Zeit an ward die Magazinverpflegung immer allgemeiner, und wird auch für die Zukunft als Regel, und das Gegentheil, trotz der Ereignisse unserer Tage, nur als Ausnahme dienen.

Es ist weder für das Land, noch für die kriegführenden Mächte gleichgiltig, auf welche Art die Füllung der Magazine geschieht. Man hat hiezu vorzüglich zwei Arten: Ausschreibungen, und Kontrakte. Beide haben ihre Vortheile, beide ihre Mängel. Die Ausschreibung von Naturalien kann sich nur über einen Theil des Landes erstrecken; sie drückt und erschöpft die Gegenden, in denen die Armee steht; aber

sie gibt unmittelbar, und selbst im eigenen Lande ohne Übertheurung, die benöthigten Bedürfnisse. Durch die Kontrakte und den freien Ankauf werden die Vorräthe zu einem freiwilligen Erscheinen gebracht. Das ganze Land trägt zu den Armeebedürfnissen bei, und es entsteht ohne besondere Einleitung ein allmähliger fortwährender Nachschub. Die Gegend, in der die Armee steht, wird dabei, statt zu verarmen, bereichert; aber der Staat verarmt durch die Kontrakte und die theuren Preise, die sie herbeiführen, und die Armee wird meistens schlecht, und nicht immer hinlänglich und zu rechter Zeit, versorgt.

Zu Kontrakten sollte man nur, wenn man in einem eigenen, nicht fruchtbaren, oder schon erschöpften Lande Krieg führt, seine Zuflucht nehmen, sonst aber immer sich der Ausschreibungen bedienen. Es ist selbst in Feindes Land ein ganz falsches Prinzip, sich die Naturalien ohne Vergütung liefern zu lassen. Des Feindes Land soll zwar die Armee ernähren, aber nicht der kleine Theil desselben, auf welchem man gerade steht; sondern der ganze Theil, den man in Besitz hat. Um zu diesem Zweck zu gelangen, gibt es kein besseres Mittel als die Geldausschreibungen. Man berechnet den Kostenbetrag der täglichen Bedürfnisse des Heeres, und läßt sich solchen in 8 oder 14tägigen Fristen vom Lande geben. Mit diesem Gelde zahlt man nun die ausgeschriebenen Naturalien den Ablieferern jederzeit gleich aus, und die Naturallieferungen werden willig, ohne Anstand, und pünktlich geleistet werden, und das Land sich beinahe gar nicht gedrückt fühlen. Diese Methode zur Füllung der Magazine läßt sich, nach der Beschaffenheit des Landes verändert, im Wesentlichen meist überall anwenden, und wird immer für Land und Heer die größten Vortheile gewähren.

Wir haben schon gesagt, daß die Hauptmagazine immer in festen Plätzen oder an schiffbaren Flüssen angelegt werden sollten. Was die Nachschubs- und Zwischenmagazine anbe-

langt, so müssen sie nicht nur so gelegen seyn, daß aus ihnen die Zufuhren zur Armee mit Leichtigkeit geschehen können; sondern sie müssen auch vom Lande leicht wieder zu füllen seyn.

Zudem müssen diese Magazine gegen alle Unternehmungen kleinerer feindlicher Trupps gesichert seyn, und ihre Anlage, oder der Ort, wo sie angelegt werden, nicht eine bestimmte Absicht verrathen. Durch Verpflegseinleitungen, die etwas anders, als was man auszuführen Willens ist, andeuten, wird man den Feind sehr oft täuschen, und sich die Ausführung der Kriegsunternehmungen erleichtern. —

Was wir über die Verpflegung der Heere gesagt haben, enthält Alles, was ein Militär über diesen Gegenstand zu wissen braucht. Wenn der Mann gut genährt ist, und nie die Kriegsunternehmungen sich nach den Verpflegsmitteln zu richten gezwungen werden, dann kann man sagen, daß dieser so nothwendige Zweig der Heerversorgung das leiste, was er der Natur der Sache nach leisten soll. —

R.

X.

Von Operazionsplanen.

Kein vernünftiger Mensch unternimmt etwas ohne einen bestimmten Zweck, und ohne die Mittel erwogen zu haben, wie er ihn erreichen will, daß heißt: jeder vernünftige Mensch handelt nach einem Plane, im Großen wie im Kleinen; wenn er sich auch nicht immer diesen Plan klar und deutlich auseinander setzt. Aber wie wenige der menschlichen Plane gehen in Erfüllung! Oft wird der Zweck ganz verfehlt, oft durch andere als die gewählten Mittel erreicht. Oft ändern sich während der Unternehmung Zweck und Ansicht; oft findet man sich an einem nie erträumten Ziele; oft sieht man das Gegentheil von dem, was man bezweckte, erfüllt. Der Mensch denkt's und Gott lenkt's, sagt ein altes sehr wahres Sprichwort. Unsere Kräfte, unsere Vernunft, unsere Kenntnisse sind beschränkt. In der ewigen Einwirkung und Entgegenstrebung der Außenwelt gelangt man nur selten ohne Hindernisse, auf dem kürzesten Wege, zum Ziel. Aber der Pilot, von seiner Bahn durch Stürme verschlagen, wendet immer wieder dem Ziele zu das Schiff, und meist findet sein beharrliches Streben im erwünschten Port den Lohn. Sollte man darum, weil so wenige Plane ausgeführt werden, keinen entwerfen? Sollte man darum, weil die Fahrt nicht immer günstige Winde begleiten, sich ohne Ziel und Widerstand herumtreiben lassen in dem Gewoge des Lebens? —

Der Mensch muß nach einem Ziele streben, und ist die-

ses Ziel nur ein großes, hohes und fernes, sein Streben nur beharrlich und kraftvoll, so wird er es auch meist erreichen. Einige Meilen Umweg, auf einer kleinen Reise bedeutend, verschwinden auf einer großen. Der Wind, der den Schmetterling mit sich fortträgt, vermag nichts gegen die Schwingen des Adlers.

Wenn dem Menschen eine Menge seiner kleinen Plane mißlingen; wenn er die Reichthümer, denen er nachstrebt, nicht erlangt, die Würden, die er begehrt, Andern verliehen sieht; so hindert ihn dieß doch nicht, sein einziges wahres Ziel, ein würdiges Leben zu erreichen. Dazu gab ihm die Natur zureichende Kräfte. Nicht das Schicksal, nicht der Menschen mißgünstiges Streben kann ihn verhindern, an dieß Ziel zu gelangen, wenn er im Lauf nicht ermattet, und mit kräftigem Willen die Hindernisse durchbricht, die sich ihm entgegenstellen.

Wie bei einzelnen Menschen, so ist es bei ganzen Völkern. Ihr großes Ziel ist ein auf Gerechtigkeit und Freiheit gegründeter allgemeiner Wohlstand. Aber wie der einzelne Mensch, seinem großen Ziele zustrebend, auch Anderes zu erreichen suchen muß, so sehen Völker sich auch zu manchen äußern und innern Unternehmungen gezwungen, deren Ziel, wenn es ein wahres, wirklich nützliches seyn soll, nur auf dem Wege zu dem großen allgemeinen liegen kann.

Zu den wichtigsten Unternehmungen ganzer Völker gehören die Kriege. Der Zweck eines Krieges unter zivilisirten Völkern kann nicht die Ausrottung des Bekriegten, sondern nur eine solche Lähmung und Schwächung seiner Streitkräfte seyn, daß er sich gezwungen sieht, sich in den Willen des Bekriegenden zu fügen.

In den neuern Zeiten waren es meistentheils nur die Regierungen, die sich wechselseitig mittelst der stehenden Heere bekriegten, während die Völker an der ganzen Sache oft nur geringen Antheil nahmen. Erst in der neuesten Zeit

würden die Kriege wieder eine Angelegenheit der Völker. Wie dem aber auch immer sey, so ist der Zweck des Bekriegenden, den Bekriegten zur Annahme seines Willes zu zwingen, und der des Letztern, dieses zu vereiteln, auch wohl das Entgegengesetzte herbeizuführen. Der Bekriegende wird vernünftiger Weise immer wenigstens glauben, hinreichende Mittel zur Erreichung des Zweckes zu haben. Der Bekriegte kann seine eigenen physischen Mitrel wohl unzulänglich glauben; aber immer wird er sich für widerstandsfähig halten, sey es nun durch Hilfe Anderer, oder durch die geistige Überlegenheit des Talents, des Muths, der Tugend, der Verzweiflung.

Zwischen Wolf und Lamm gibt es keinen Kampf; aber wohl zwischen jenem und dem gewandten, wenn auch schwächeren Doggen. Der Krieg will eine Art von Gleichheit; aber in die Wagschale kommen geistige, moralische und physische Kräfte, und so ist oft wahrhaft der Stärkere, der bei weitem weniger Streiter zählt.

Die Streitkräfte des Feindes können gelähmt und geschwächt werden durch Kämpfe, oder durch Entziehung der Quellen, durch die sie sich erhalten und ersetzen. Die Quellen der Streitkräfte sind Land und Volk. Vergebens würde man dem Feind in großen Schlachten einen großen Menschenverlust beibringen, wenn man dieses nicht zur Entziehung der Quellen benützte, und ihm Zeit ließe, die verlornen Kräfte wieder zu ersetzen. Die Armee ist, wie Antäus, ein Sohn der Erde, und erst wenn ihr der heimatliche Boden entzogen ist, schmilzt und schwindet sie. Könnte man eine Armee bloß durch Manöver aus ihrem eigenen Lande verdrängen, so würde sie bald ohne Schwertstreich verschwinden; dagegen würde eine vernichtete Armee sich bald in neuer Stärke erheben, wenn ihr alle Quellen blieben, aus denen sie sich nährt und erhält.

Aber eine tapfere, wenn auch schwächere Armee wird

sich nicht aus ihrem Lande ohne Schwertstreich herausmanövriren lassen; und geschähe dieses selbst, so würde es doch nur sehr langsam und allmählig geschehen können, weil man noch immer die ungeschwächten versammelten Streitkräfte des Gegners zu fürchten und zu berücksichtigen hätte. Ist aber einmal das feindliche Heer geschlagen, so ist es leichter, ihm die Quellen, durch die es besteht, zu entziehen. Bei Entwerfung eines Operazionsplanes zum Angriff kommen also vor allen zwei Gegenstände in Betracht: das feindliche Heer, und das feindliche Land. Ersteres ist etwas Bewegliches und Veränderliches, Letzteres etwas Festes und Bleibendes; wir wollen demnach unsere Betrachtungen bei Letzterem anfangen.

Zwei kriegführende Staaten können entweder in großer Ausdehnung an einander grenzen, oder ihre Berührungslinie kann kurz und beschränkt seyn.

Die Grenze des französischen mit dem türkischen Reiche war (1811) im Verhältnisse der Ländermassen äußerst kurz. Sehr beschränkt ist ebenfalls die Berührungslinie zwischen Rußland und Östreich. Dagegen berührten das ehemalige deutsche Reich und Frankreich sich auf einer langen Linie. Je ausgedehnter die Grenze, je verschiedenartiger kann die Hauptoperazionslinie gegen das feindliche Land seyn; aber um desto wichtiger ist es auch, die wahre und beste zu wählen. Welches wird aber die wahre und beste seyn? Wir antworten hierauf: diejenige, die, indem sie in das Herz des feindlichen Landes führt, zugleich das eigene am besten deckt. Verfolgt man diesen Begriff weiter, so wird man finden, daß, die Sache nicht pedantisch genommen, die Hauptoperazionslinie von der Mitte der eigenen Grenze in die Mitte des feindlichen Landes führen müsse. Das ehemalige Deutschland konnte in einem Kriege mit Frankreich seine Hauptoperazion weder von der Grenze der Schweiz, noch von der Meeresküste in den Niederlanden beginnen. Es mußte seine Hauptmacht von Mainz oder Koblenz über Metz gegen Paris

richten, um angreifend sich immer selbst gegen einen Angriff zu decken, und der Benutzung aller Quellen für das Heer immer sicher zu seyn. Daß die Flanken der Hauptoperazionslinie durch Nebenlinien, auf denen besondere Korps sich in Einstimmung mit dem Ganzen bewegten, gedeckt werden müßten, versteht sich bei einem ausgedehnten Kriegsschauplatze von selbst.

Wenn unter dem Herzog von Braunschweig im Jahre 1792 diese gewählte Operazionslinie nicht zum Ziele führte, so muß man den Grund nicht in dem unrecht gewählten Wege, sondern in der für das Unternehmen ganz unzureichenden Kraft, und in der fehlenden Übereinstimmung und Zusammenwirkung suchen. Der Hauptoperazionsplan gegen Frankreich mußte also deutscher Seits in einer Vorrückung von den Hauptdepotsplätzen Mainz, Koblenz und Luxemburg gegen Paris bestehen. War deutscher Seits Paris das Ziel der Angriffsbewegungen, so mußte man französischer Seits sich hier mit vorzüglicher Kraft dem Feind entgegenstellen. Nun konnte man durch Kenntniß des Landes und der Festungen mit vieler Wahrscheinlichkeit von deutscher Seite im voraus beurtheilen, welche defensive Stellungen die Franzosen wählen würden, und im voraus auf Mittel denken, sie daraus zu verdrängen. Auch konnte und mußte man im voraus auf die Wahl von Vertheidigungsstellungen bedacht seyn, um den Feind bei unglücklichem Ausgang einer Schlacht aufzuhalten. Wenn man dieses aufmerksam überdenkt, so wird man sich überzeugen, daß je weiter man den Plan ausbildet, je unbestimmter, schwankender und unverlässiger Alles wird. Je größer der Zweck ist, je weniger verträgt er einen ausgeführten Entwurf, wie er zu erreichen. Was hilft es, wenn von den unzähligen Fällen, die eintreten können, man einige auf dem Papier ausführt, und den sich selbst gemachten Gegner siegreich bekämpft? Nur die Grundzüge lassen sich verzeichnen; das Übrige muß in der Seele des Feldherrn der

Augenblick gebären. Man deute dieses jedoch nicht, als solle der Feldherr nicht über die eintreten könnenden Möglichkeiten denken. Rastlos muß sein Gedanke auf seinen großen Zweck gerichtet seyn. Auf je mehr Fälle er sich bereitet, je weniger unerwartete werden ihm kommen. Aber er soll nur nicht seine Zeit mit nutzlosen, ins Einzelne gehenden Entwürfen verlieren; er soll nicht seinen Unterfeldherren vorschreiben wollen, was sie in diesem oder jenem Fall thun sollen. Der Unterfeldherr, der den Zweck des Ganzen kennt, und nicht bei jedem vorkommenden Fall selbst entscheiden kann, was nun zu thun sey, verdient seine Stelle nicht. Es zeugt von eigener Beschränktheit, wenn man es möglich glaubt, die Beschränktheit Anderer aus der Ferne zu leiten, und sie wie Marionetten sich an Schnüren bewegen zu lassen. Der Krieg will Freiheit. Auf sich selbst muß der Befehlshaber, auf sich selbst der Krieger beruhen. Jeder muß thun dürfen, was er zum Wohl des Ganzen thun kann; ja verantwortlich muß seyn, wer es unterläßt.

Die Betrachtung der Grenzen des feindlichen Landes und des eigenen läßt uns also das Ziel, und die Hauptwirkungslinie (Operazionslinie), um es zu erreichen, bestimmen, der gemäß nun die Seitenlinien gewählt werden müssen. Hiernach lassen sich die Sammlungspunkte der Truppen und ihre Vertheilung, und die Örter für die Depots und Magazine angeben. Dieses ist aber auch Alles, was sich bei dem Beginn eines Angriffskrieges vorher bestimmen läßt, und vorher zu bestimmen nothwendig ist. Auf einigen Blättern Papier lassen sich die Grundzüge zur Eroberung eines Reiches entwerfen, und wahrscheinlich hatte Alexander, als er die Perser zu überwältigen auszog, sich noch kürzer gefaßt.

Unglücklich der Feldherr aber, der den Grundzügen seines Entwurfes erst lange Beweise ihrer Echtheit beifügen muß; der über alles, was er thut, oder thun will, Rechenschaft ablegen, und beweisen soll, was sich oft gar nicht beweisen läßt, aber doch klar vor seiner Seele steht. Welter-

schütternde kriegerische Ereignisse werden immer nur von Feldherren herbeigeführt werden, die zugleich Könige sind. Das allmählig fortsiegende Rom zeugt nicht gegen diese Behauptung. Sein kriegerischer Ursprung erzeugte seine eiserne Beharrlichkeit, und diese machte es zum Herrn der Welt. Wie es aufhörte zu erobern, fing es an zu verfallen, und lange war es nicht mehr, als noch sein Name in den Trümmern des oströmischen Reiches fortbestand.

Das Wenige, was sich bei Betrachtung der Grenzen des eigenen und des feindlichen Landes über die Unternehmungen festsetzen läßt, wird jedoch durch die feindlichen Unternehmungen, oft schon beim Beginn des Krieges, aufgehoben, verändert, und vereitelt. Wir wollen den Fall setzen, daß wir mit unserm Plane die dem Feinde empfindlichsten Stellen bedrohen, und daß wir daher vernünftiger Weise annehmen können, er würde sich hier uns mit seiner Hauptmacht entgegenstellen. Wissen wir denn aber auch, ob der Feind das Vernünftigste und Beste thun wird, und sind wir denn nicht gezwungen, bei unsern Bewegungen auf die seinigen Rücksicht zu nehmen, und sie den Umständen gemäß abzuändern? Könnte man wohl, zum Beispiel, wenn der Feind seine Hauptmacht, statt an der Mosel oder Saar, bei Landau versammelte, sein Hauptheer gegen diese Flüsse wenden? Müßte man nicht ebenfalls mit seiner Stärke dorthin gehen, wo die Stärke des Feindes steht? — Der Nachtheil einer falschen Bewegung zeigt sich erst nach einer erlittenen Niederlage. Würde das feindliche Heer bei Landau geschlagen, und der Sieg rasch verfolgt, so würde es nie mehr dahin gelangen können, Paris und das Herz von Frankreich zu decken, sondern sich bald zwischen dem Rhein und den Vogesen eingeengt, oder sich in die Festungen zu vertheilen gezwungen sehen. Freilich müßte der Siegende sich nicht mit Belagerung der Festungen abgeben, sondern unablässig das feindliche Heer im Auge be-

halten, und nicht von demselben ablassen, so lange es noch vorhanden ist. Nichts elender als der Plan zu einem Feldzug, der sich eine Belagerung vorsetzt, oder ein Kriegsziel, das in einer kleinen Provinz besteht. Wo Festungen sind, müssen zwei Armeen seyn, von denen die eine, unbekümmert um diese, ihr Ziel verfolgt, während die andere sie im Zaume hält, belagert, und einschließt. Die Festungen fallen, wie kein Entsatz mehr für sie zu hoffen ist, meistens gar bald, und allenfalls hätte man auch Zeit, es abzuwarten.

Wäre man nach dem durch eine glückliche Schlacht begonnenen Feldzug des Jahres 1794, ohne bei Landrecies eine kostbare Zeit zu verlieren, gerade gegen Paris gerückt, wer weiß, ob nicht ein schneller günstiger Friede zu erlangen gewesen wäre! Freilich hätte man einer andern Armee von 100,000 Mann bedurft, um die Festungen im Zaum zu halten; aber wahrscheinlich hätte man sich auch mehrerer derselben bemächtigt. Wir sind fest überzeugt, daß für jeden, der durch das allmählige Wegnehmen von Festungen sich den Weg in das Herz eines Landes bahnen will, sich nie eine Bahn dahin eröffnen wird. Man lähmt seine Kräfte an den Bollwerken, die der Feind zu ihrer Lähmung erbaute; man thut, was er will, da man doch immer das Entgegengesetzte von dem thun sollte, was der Feind wünschen muß.

Das bisher Gesagte läßt sich folgender Maßen zusammenfassen: Wenn man einen Krieg beginnt, so kann vernünftiger Weise hiebei keine andere Absicht seyn, als den Feind durch Lähmung und Vernichtung seiner Streitkräfte dahin zu bringen, daß er gezwungen ist, sich unserm Willen zu fügen. Die Streitkräfte des Feindes liegen in der bewaffneten Macht, und in den Quellen, aus denen sie ergänzt und erhalten wird: der Bevölkerung und dem Nazionalreichthum. Strebte man bloß, die Armee des Feindes zu schwächen und aufzureiben, ohne ihr die Quellen, aus denen sie ergänzt

und erhalten wird, zu entziehen, so würde man seinen Zweck niemals erreichen; da bei guter innerer Einrichtung der Feind sein Heer leicht wieder ergänzen und erneuern könnte. Gelänge es hingegen, dem Feind die Quellen seiner Streitkräfte zu entziehen, so würde seine Armee bald von selbst schwinden; aber nie wird der Feind ohne Kampf sich entreißen lassen, was zu schützen sein höchstes Streben seyn muß. Man muß also zuerst den Feind schlagen, um sich schnell und sicher der Quellen zu bemeistern, aus denen seine Kräfte fließen. Was der Feind mit seinem Heere beginnen werde, kann man nicht im voraus wissen; aber man kann wissen, wo der Sitz seiner Kräfte ist. Der Plan zu einem Angriffskriege muß also dahin gehen, in das Herz und den Mittelpunkt des feindlichen Landes vorzudringen, und dem gemäß die Vertheilung und Bewegungen der Truppen und Errichtung der Magazine anzuordnen. Hierbei wird vorausgesetzt, daß des Feindes Hauptmacht sich dem Vordringen gerade entgegenstellte; sammelte sie sich jedoch auf einem andern Theile des Kriegsschauplatzes, so müssen auch wir dahin unsere Richtung nehmen, folglich von der ersten Bewegungslinie abgehen, den Plan verändern, aber den Zweck, in das Herz der feindlichen Lande einzudringen, nie aus den Augen verlieren.

Sobald als möglich eine Schlacht zu geben, um einen entscheidenden Sieg zu erfechten, muß also das Streben bei dem Beginn eines Krieges seyn. Hierbei muß man jedoch trachten, die Schlacht so zu liefern, daß der Feind nach einer Niederlage nicht mehr, oder nur durch großen Umweg, die Straße gewinnen kann, die in das Herz seiner Länder führt, und die, wenn auch von ihr entfernt, immer die wahre Angriffs- und Vertheidigungslinie für beide Theile bleibt. Die Hauptstädte liegen meistens im Innern des Landes. Auf sie muß daher auch meistens die Angriffs- und Vertheidigungslinie gerichtet seyn, um so mehr, da ihr Besitz die Fäden der Regierung in die Hände gibt, alte Ge-

wohnheit Alles zu ihnen drängt, und die Meinung der Völker, eine große moralische Triebfeder, auf den Gewinn oder Verlust der Hauptstadt besonderes Gewicht legt. Demungeachtet ist jedoch nicht immer die Hauptstadt das wahre Ziel der Bewegungen; wie wir in der Folge sehen werden.

Wie mit den Angriffsplanen, bei denen, wie wir gezeigt, sich nur Weniges bestimmen läßt, so ist es mit den Vertheidigungsplanen.

Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, unter welchen Umständen man zu einem Vertheidigungskriege gezwungen ist. Wir wollen nur den Plan betrachten, den man beim Beginn eines Vertheidigungskrieges entwerfen kann. Dieser Plan kann sich auf die Bewegungen und Stellungen, und auf die Fechtart beziehen. In ersterer Hinsicht, als dem eigentlichen Stoff unserer Betrachtungen, muß man sein eigenes Land kennen, und wissen, auf welcher Linie der Feind am leichtesten in das Herz desselben eindringen kann, um daselbst seine Kraft zu vereinen; wobei jedoch durch Seitenkorps auf Bedrohung der Flanke und des Rückens des Feindes Bedacht genommen werden muß. — Ist die Hauptvertheidigungslinie mit ihren nach Ausdehnung des Kriegsschauplatzes mehr oder wenigeren Nebenlinien bestimmt, dann erst fragt sich's, wie man das Terrän zur Aufhaltung des Feindes am besten benutzen soll, und man kann bei einiger taktischen Kenntniß leicht ausmitteln, welche Stellungen und Plätze im voraus befestigt werden müssen. — Was die Fechtart anlangt, so muß der Plan dahin gehen, alle große Schlachten zu vermeiden, aber jede Spanne Landes nur nach hartnäckiger Vertheidigung zu verlassen; woraus sich schon von selbst ergibt, daß eine freie Ebene ungünstig, ein durchschnittenes Land aber für die Vertheidigung günstig sey. Man kann einen Vertheidigungsplan ebenfalls nur auf das Land gründen, weil man wohl wissen kann, was das feindliche Heer thun soll, aber nicht, was es thun wird; weßhalb also

die Vertheidigungs- eben so wie die Angriffsplane oft gleich bei dem Beginn Änderungen unterliegen. Wir wollen das hier Gesagte durch ein Beispiel erörtern. Wenn Rußland, auf seiner westlichen Grenze bedroht, vertheidigungsweise zu gehen entschlossen ist, so muß es seine Hauptarmee dermaßen aufstellen, daß sie nie von der von Grodno über Smolensk nach Moskau führenden Straße abgeschnitten werden kann. Moskau ist der wahre Richtpunkt für die Vertheidigungslinie; auf diesem Wege deckt das Heer immer verhältnißmäßig den größten Theil des Reiches, und kann seine Quellen wohl allmählig verlieren, aber doch nie von ihnen abgeschnitten werden. Nähme man statt den Weg auf Moskau, den über Mietau und Riga nach der Hauptstadt St. Petersburg zur Vertheidigungslinie, so zeigt ein Blick auf die Karte, wie leicht bei fortgesetztem Rückzug es dann wäre, das Heer in einen Winkel des Landes zu drängen, und von allen seinen Quellen abzuschneiden. Man kann für gewiß annehmen, daß, wenn das russische Hauptheer auf dem Wege nach Moskau steht, das Hauptheer des Gegners sich eben dahin, und nicht gegen Petersburg, wenden wird, weil es sonst durch eine Vorrückung des erstern in Gefahr käme, vom eigenen Lande abgeschnitten zu werden: denn durchaus leidend wird sich doch wohl Niemand in der Vertheidigung verhalten wollen. —

Was wir über den Plan zum Vertheidigungskriege gesagt haben, zeigt genugsam, wie auch hier die Grundzüge sich in Kurzem entwerfen lassen, und wie aus diesen die besondern nothwendig werdenden Anordnungen sich von selbst ergeben.

Wir haben gesagt, daß die Operazionslinie von der Mitte des eigenen Landes gegen die Mitte des feindlichen gerichtet seyn müsse, dabei aber gleich erinnert, daß dieses nicht buchstäblich, sondern nur nach Sinn und Bedeutung zu nehmen sey.

In Gebirgsländern, wo sich nur wenige für Geschütz

brauchbare Wege finden, ist man natürlich in der Wahl der Operazionslinie beschränkt. Die Beschaffenheit und der Kulturzustand der Pyrenäen gestattet nur an den Endpunkten der Grenze, von Perpignan und Bayonne, die Hauptoperazionslinien gegen Madrid zu ziehen; wobei, wenn man nicht durch leichte Truppen Meister des Gebirges ist, bei weiterer Vorrückung immer große Gefahr für die Verbindung entsteht. Spanien und Frankreich werden durch die Beschaffenheit der Pyrenäen und der über sie führenden Wege bei jedem ausbrechenden Kriege gezwungen seyn, eine Ost- und eine Westpyrenäenarmee, sey es nun zur Deckung des eigenen, oder zum Angriff des feindlichen Landes, aufzustellen. Diese zwei Armeen werden, wegen ihrer großen Entfernung und der Terränbeschaffenheit, auch immer vollkommen selbstständig handeln müssen, und einander nicht anders unterstützen und nützen können, als es überhaupt zwei Heere thun, die gegen einen gemeinschaftlichen Feind wirken.

So lange nicht die Ausrüstung der Armeen dem Kriegsschauplatze angepaßt wird, werden sich häufig, vorzüglich in Gebirgsländern, die größten Schwierigkeiten bei der Kriegführung zeigen, und man wird meist sich gezwungen finden, von den wahren Bewegungsrichtungen abzuweichen. Die mit Fuhrwerk aller Art überladenen europäischen Heere können sich ohne Chausseen fast gar nicht bewegen. Wie sie dermalen sind, würde für sie ein Gebirgsland ohne alle fahrbare Wege ein unzugängiges seyn. Man glaubt nicht mehr, ohne 3 bis 400 Kanonen ins Feld rücken zu können; aber das Übermaß wird sich auch hier von selbst beschränken, und man wird bald sich allgemein überzeugen, daß 100 gut bespannte Kanonen mehr als 200 nothdürftig bespannte werth sind. Im Felde sollte es gar kein anderes als Kavalleriegeschütz geben. Kein überhaupt fahrbares Land muß für das Geschütz unfahrbar seyn, und wo sich ein leichter Wagen im Trab bewegt, muß sich auch das Geschütz im Trab bewegen; dann wird man, bei geringerer

Zahl, immer eine genugsame Menge an der erforderlichen Stelle haben, und weniger verlieren.

Wir haben gesehen, worauf die Plane bei einem ausbrechenden Kriege, es sey nun ein Angriffs- oder Vertheidigungskrieg, sich gründen, was sie umfassen können, und wie weit man ihnen folgen kann. Wir wollen nun die Plane betrachten, die man vor dem Beginn der einzelnen Feldzüge entwirft, und sehen, wie sie als Theile des allgemeinen Plans eingerichtet seyn müssen, und wie weit man hoffen darf, ihnen folgen zu können.

Man führt Krieg, um den Feind zu zwingen, sich unserm Willen zu fügen. Je schneller man dieses erreicht, je besser wird es seyn; denn obschon Kriege dem Menschengeschlecht nothwendig sind, und ein kurzer kraftvoller Krieg für den Staatskörper eine heilsame Anstrengung ist, so wird doch ein lange währender erschöpfend. Wenn man den Krieg so schnell als möglich zu beenden suchen soll, so folgt schon daraus, daß man einmal errungene Vortheile nicht wieder aufgeben, und dem Feind zur Erholung und Herstellung seiner Kräfte keine Zeit lassen darf. Nun sind aber Winterquartiere das beste Mittel für den Feind seine Kräfte herzustellen, und man sieht im Frühjahr sich gleichsam wieder gezwungen, von vorne anzufangen, und um das, was man schon errungen hat, — die Überlegenheit im Felde, — nochmals zu kämpfen. In unsern Tagen, wo man auf dem Eise von Holland und an den Grenzen von Lappland Kriege führen sah, scheint es wohl nicht nothwendig, zu beweisen, daß man im Winter Krieg führen kann, und das Obangeführte scheint uns auch hinreichend zu zeigen, daß man es thun muß. Wenn also der Krieg überhaupt ein zusammenhängendes Ganzes seyn muß, und keine Zersplitterung in Theile verträgt, so hören die Feldzüge mit ihren Planen von selbst auf, und es kann nicht mehr von ihnen, sondern nur von Kriegszügen die Rede seyn. Man wird dagegen einwenden, daß die menschliche Natur so fortgesetzte Anstrengungen nicht ertrage; daß die

Truppen der Ruhe der Winterquartiere daher bedürfen, und daß, wenn der Feind dadurch Zeit sich zu verstärken gewinnt, man ebenfalls Zeit gewinne, seine Verstärkungen an sich zu ziehen, folglich die Partie gleich bleibe. Hierauf läßt sich Folgendes erwiedern:

Der wohlgenährte und gutgekleidete Soldat kann, wie die Erfahrung uns lehrt, außerordentliche Beschwerden ertragen. Die Kälte, wenn sie nicht übermäßig ist, und Brennmaterialien nicht fehlen, ist für ihn minder beschwerlich und schädlich, als die feuchte Thauwitterung; auch ist bei Schnee und Kälte die Zufuhr aller Bedürfnisse leichter. Bei großer Ermüdung braucht der Soldat wohl einen oder zwei Ruhetage, aber nicht Monate zur Erholung. Daß man die Zeit, die man dem Feinde gibt, sich zu verstärken, ebenfalls zur Verstärkung benutzen könne, ist allerdings wahr; bei einer wohl eingerichteten Kriegführung muß man jedoch seine Verstärkungen nicht erst von weitem her ziehen; sondern sie müssen als Reserve-Armeen und Korps dem Hauptheere folgen. Hierbei kommt noch zu betrachten, daß, wenn man gegen eine einmal geschlagene Armee den Krieg ununterbrochen fortsetzt, man mit weit mindern Schwierigkeiten zu kämpfen haben wird, als wenn man ihr Zeit läßt, sich durch Winterquartiere moralisch und physisch zu erholen. Wenn also auch beide Theile während des Winters gleiche Verstärkungen erhalten, so wird doch derjenige, welcher bei dem Schluß des Feldzugs die Oberhand behauptet, bei dem Beginn des neuen große Vortheile verloren haben. Wir sehen hieraus, daß, wenn der Unterliegende Ursache hat, den Feldzug im Winter beendet zu sehen, der Vortheil des Siegenden die Fortsetzung der Unternehmungen erheischt. Inzwischen treten doch Fälle ein, wo es selbst bei errungener Überlegenheit vortheilhafter ist, Winterquartiere zu beziehen. Hat man z. B. den Feind genöthiget, sich in ein Land zu ziehen, in dem Truppen bei längerem Aufenthalt nothwendig Mangel leiden, und

sieht man dagegen selbst in einem fruchtbaren Theil des feindlichen Landes, so werden die Winterquartiere uns zur Erholung und dem Feind zur Entkräftung dienen, und man wird in einem solchen Falle, wenn nicht andere bedeutende Rücksichten dagegen sind, auch wohl thun, Winterquartiere zu beziehen. Oft wird es nothwendig, ehe man mit Sicherheit weiter schreiten kann, sich in dem Erworbenen völlig festzusetzen; wozu man die Ruhe der Winterquartiere benützt. Aus welchem Grunde man jedoch immer Winterquartiere nimmt, so kann der Plan für den künftigen Feldzug doch nur nach eben den Ansichten wie der zu dem Beginn eines Kriegs entworfen werden. Man muß in das Herz des feindlichen Landes so vorzudringen suchen, daß man zugleich dabei das eigene deckt; man muß auf den Feind losgehen, und ihm eine Niederlage beizubringen suchen, um das Haupthinderniß, was sich dem Vordringen entgegenstellt, zu beseitigen. Ist man vertheidigungsweise zu gehen gezwungen, so kann der Plan nur dahin gehen, sich nie von der Linie abdrängen zu lassen, die in den besten Theil unseres Landes führt, und dem Feinde jeden Schritt vorwärts so schwer als möglich zu machen, ohne sich jedoch eher in ein Haupttreffen einzulassen, als man im Stande ist, wieder angriffsweise vorzugehen, und einen Sieg vollständig zu benützen. Wir sehen, daß der Plan zu einem Kriegs- oder Feldzug, dasjenige nämlich, was eine bleibende Richtschnur für die ganze Unternehmung seyn kann, nur aus wenigen Grundzügen bestehen könne; diesen gemäß müssen nun die einzelnen Plane für die Unternehmungen seyn, durch die man sein großes Kriegsziel zu erreichen strebt.

Gewöhnlich sieht man bei einem ausbrechenden Kriege, oder vor Eröffnung des Feldzugs, die Kriegsbüreaux in besonderer Thätigkeit. Weitläufige Plane werden entworfen, und in mehreren Abschriften verbreitet. Bogenweise Belehrungen und Vorschriften werden an die Befehlshaber einzelner Korps geschickt, und ihnen von Tag zu Tag vorgezeich-

net, was sie thun oder lassen sollen. Dieß Alles ist nicht nur eitles und nichtiges Beginnen, sondern höchst schädlich, da der Feind durch das viele Geschreibe und Gerede am Ende erfahren muß, was man eigentlich will. Ludwig der Eilfte sagte: er würde seinen Hut verbrennen, wenn er muthmaßen könnte, daß er um die Geheimnisse seines Kopfes wüßte. Wie sehr weichen die Feldherren von dieser Maxime ab, die Geheimnisse, die sie kaum selbst niederschreiben sollten, in mehreren Abschriften verbreiten! Der Plan, nach dem der Krieg geführt werden soll, muß in dem Kopfe des Feldherrn liegen; jeder muß davon nur so viel wissen, als er nach seinem Wirkungskreis zu wissen nothwendig hat, um bei unvorgesehenen Fällen dem Zwecke des Ganzen gemäß zu handeln. Um jedoch die allgemeinen Grundsätze, nach denen Operazionsplane für Kriege und Feldzüge entworfen werden müssen, auf bestimmte Fälle anzuwenden, ist es nothwendig, daß man sein eigenes und die angrenzenden Länder studiere, und sich mit den Eigenheiten derselben bekannt mache. Wenn man sich im Frieden auf diese Art für den Krieg bereitet; wenn man im voraus bedenkt, wie man selbst angreifen, oder angegriffen sich vertheidigen könnte, so wird man sich einen Schatz von richtigen Ansichten sammeln, der bei wirklichen Fällen zu einem sichern Leitfaden dient. Niemand ist im Stande, eine Schachpartie von Anfang bis zu Ende durchzuführen, und zu beweisen, daß die Züge die bestmöglichsten sind; weil der Fälle zu viele sind, und die Zusammensetzung zu groß ist, um übersehen und vollständig beurtheilt zu werden; auch kann kein Schachspieler, wenn er nicht einen ganz Unkündigen zum Gegner hat, sagen, wie er die Partie zu Ende bringen werde. Indessen hat das Nachdenken über dieses Spiel, und das Setzen selbstgemachter Fälle, doch die besten Anfangs- und Endzüge ausmitteln lassen, und wer die erstern sich nicht eigen gemacht hat, betritt gleich Anfangs einen falschen Weg, der ihn,

einem geschickten Spieler gegenüber, der folgenden Anstrengungen ungeachtet, zum Verlust der Partie führet. Man sehe doch ja nicht militärische Denkschriften über den Angriff oder die Vertheidigung der Länder als müßige Spiele an. Obschon die Fälle, die gesetzt werden, wohl nie in der Wirklichkeit so erfolgen, wie sie gesetzt worden, und sie daher nie eine buchstäbliche Richtschnur seyn können, so entwickeln sich doch durch diese Schriften allmählig die richtigen Ansichten über die Vertheidigung und den Angriff, und es bestimmen sich die Hauptlager und Posten, die für Eines oder das Andere geeignet sind. Die Franzosen besaßen bei dem Ausbruch der Revoluzion viele vortreffliche Denkschriften über die Vertheidigung ihrer Grenzen und über den Angriff der feindlichen, und man glaubte bei Ausbruch des Krieges, daß man mittelst dieser, von Paris aus, die Heere leite, und es auf den Feldherrn gar nicht ankomme. Obwohl nun dieses ganz irrig ist, und eine Leitung aus der Ferne nach einem Memoire unter die Unmöglichkeiten gehört, so ist doch gewiß, daß sie die richtigen Ideen für die Vertheidigung und den Angriff in diesen Memoiren fanden, und folglich weniger in Gefahr waren, vom rechten Wege abzukommen. Eine Denkschrift über die Vertheidigung der westlichen Grenze der östreichischen Monarchie würde z. B. wohl nie buchstäblich zur Richtschnur bei einem ausbrechenden Kriege dienen können; aber aus einer solchen gründlich verfaßten Denkschrift würde sich ergeben, ob das rechte oder linke Ufer der Donau das wichtigere ist; ob man mit der Hauptmacht Böhmen oder Östreich zu decken suchen müsse; und wie viel ist nicht gewonnen, wenn die Ansichten im Großen die wahren sind? Die Ausarbeitung solcher Denkschriften sollte eine Hauptbeschäftigung der Stabsoffiziere des Generalstabs im Frieden seyn. Sie würden dadurch gezwungen werden, sich Länderkenntniß zu erwerben, und ihre Begriffe über den Krieg und die Kriegführung zu entwickeln und zu zeigen.

Wie mit den Planen zu Kriegs- und Feldzügen, so ist es auch mit den Planen zu einzelnen Kriegsunternehmungen. Die erste Frage hierbei ist, ob das Unternehmen selbst gut und nützlich sey, und dem großen Endzweck näher bringe, oder ob es nur ein glänzender Luftstreich sey, wobei Zeit und Mühe verloren ist?

Die nächste Betrachtung muß auf die Beschaffenheit des Terräns, und auf die Art und Stärke, in der der Feind es besetzt hat, gerichtet seyn. Daß die Kräfte dem Unternehmen gewachsen seyn müssen, wird immer vorausgesetzt; aber nie darf man vergessen, daß ein ungelenkiger Goliath, der Schleuder eines Davids gegenüber, ein schwacher Gegner ist. Die moralische und geistige Überlegenheit ist weit bedeutender als die physische. Ein großer Feldherr unternimmt gegen einen unfähigen Gegner mit dem glücklichsten Erfolg, was gegen einen fähigen unternommen, sein Verderben bereitet hätte; — aber dann würde er es auch nicht unternommen haben. Die Theorie kann bei Festsetzung ihrer Regeln nur von der Annahme einer moralischen Gleichheit ausgehen, und nicht in Anschlag bringen, was Genie und Begeisterung vermögen. Was in den schönen Tagen ihres Ruhms die Portugiesen in Indien unter Albuquerque, Juan de Castro und Andern vollführt, muß dem als ein wahnsinniges Unternehmen erscheinen, der nicht fühlt, welches Gefühl der Kraft die Begeisterung gibt. Aber unglücklich der Feldherr, der, selbst voll Begeisterung, einer unbegeisterten Menge gebietet, wenn er ihre Kräfte nach den seinigen mißt, und ihnen zumuthet, was nur ihm Gleiche zu leisten vermögen! Alle seine Plane werden scheitern; sein Heer wird sich von ihm, und er sich von seinem Heere wenden, und wenn er seine Truppen als Feige betrachtet, wird er ihnen als ein Wahnsinniger erscheinen! — Nicht der höchsten Anstrengung fähig seyn, heißt noch nicht, keine Anstrengung ertragen. Der Feldherr muß wissen, was er seiner Truppe zumuthen darf; er muß ihr

nie mehr zumuthen, als sie mit Erfolg zu leisten vermag; dann wird sie immer mehr leisten, und selbst aus einer schlechten zu einer guten sich bilden.

Ein großer Feldherr wird in seinem Geiste Alles erwägen; er wird aber nicht Alles niederschreiben, nicht Alles sagen; er wird erwarten und fordern, daß seine Untergebenen auch denken, nicht über Alles einen Befehl abwarten, sondern, dem Sinn des Planes gemäß, in den vorkommenden Fällen ohne Anfrage handeln. Indeß ein unentschlossener, schreibseliger Befehlshaber zu dem Angriff eines Dorfes lange Dispoſizionen entwirft, seine Truppen in eine Menge Theile zersplittert, und jedem, mit dem Namen einer Kolonne ausgezierten, Weisungen ertheilt, die sich bis auf Unteroffiziersposten erstrecken, erobert der Entschlossene eine Stadt. — So manche Stellung wird verloren, ehe noch die Vertheidigungsanordnungen entworfen und abgeschrieben sind. Nicht vieler Worte, — der Thaten bedarf es im Kriege, und man kann überzeugt seyn, daß dort am wenigsten geschieht, wo am meisten über das, was geschehen soll, geschrieben und gesprochen wird.

Plane zu Kriegs- und Feldzügen und andern Unternehmungen sind Umrisse, die eine richtige Zeichnung begehren, aber keine Ausführung vertragen. Erst durch Persönlichkeit und That bekommen sie Farbe und Leben. Das Gemälde zeigt am besten, ob die Skizze gut war. Der gute Plan zeigt den Weg zum Ziel; der schlechte will jeden Schritt auf diesem Wege meistern. Der erste fördert; der zweite hemmt, und wenn dieser bei beginnender Unternehmung sich größten Theils unausführbar zeigt, wird jener immer die Ausführung leiten, ohne den Ausführenden zu beschränken. Also keine ins Kleine gehenden Plane; keine verwickelten Anordnungen. Nach einfachen Gesetzen bewegt sich die Natur; mit einfachen Vorschriften führt ein Heer, wer es zu führen versteht!

R.

XI.

Ueber Festungen, ihre Anlage und Nutzen.

Vor nicht gar langer Zeit gehörte es zum allgemeinen militärischen Tone, den Werth der Festungen herabzusetzen, sich gegen sie zu erklären, ihren Nutzen zu bezweifeln und überhaupt gar kein Verhältniß zwischen diesen und den Kosten ihres Baues und ihrer Erhaltung zu finden. Man wollte gar nichts von Belagerung der Festungen wissen; man glaubte, alle vorbeigehen, alle durch eine Einschließung beschränken und überwältigen zu können. Im freien Felde, durch Schlachten sollte Alles entschieden werden, und man sah Festungen, da man sie doch besetzen mußte, als eine das Heer schwächende Last an.

Wenn man auch zum Theil von diesen Irrthümern zurück gekommen ist, so ist dieses doch nicht auf wahre Überzeugung gegründet, sondern vielmehr durch andere Ereignisse veranlaßt, welche das Unstatthafte der gegen Befestigung gerichteten Meinung zeigten. Es dürfte daher wohl nicht überflüssig seyn, den wahren Werth und Nutzen der Festungen in ernstliche Betrachtung zu ziehen, und so der zwischen den Erfolgen herumschwankenden Meinung Halt und Festigkeit zu geben.

Die Kunst, welche den Schwächern gegen den Stärkern zu schützen strebt, ist gewiß eine ehrwürdige, und es wäre traurig, wenn sie eine ganz unzulängliche wäre, wenn sie es bei dem Wollen bewenden lassen müßte, nicht erfüllen könnte, was sie lockend verheißt, und die Staaten, die

kostbare Kräfte auf sie verwenden, nur in eine täuschende verderbliche Sicherheit wiegte. Betrachten wir eine einzelne, auf einer weiten ebenen Gränze hingeworfene Festung, untersuchen wir ihren strategischen und taktischen Werth, und gehen wir von da in allmähliger Stufenfolge zu den Landesbefestigungssystemen und ihrer Erörterung über.

Da die Begriffe: strategisch und taktisch, auf die Befestigung angewandt, nicht jedem geläufig seyn dürften, so ist es wohl nicht überflüssig zu erinnern, daß den strategischen Werth die Summe der Vortheile bestimmt, die man durch die Festung zur Förderung der eigenen und Hemmung der feindlichen Kriegsunternehmungen erhält, und daß man unter dem taktischen die Haltbarkeit und Widerstandsfähigkeit einer Festung begreife. Es ist leicht einzusehen, daß eine Festung, die die eigenen Kriegsunternehmungen in gar nichts förderte, die feindlichen in gar nichts hemmte, gar keinen strategischen Werth, also gar keinen Nutzen hätte, wäre sie übrigens unangreiflich oder des längsten Widerstands fähig. Umgekehrt würde aller strategische Werth durch sehr geringe Haltbarkeit eines Platzes fast zu Nichts verschwinden. Man sieht hieraus, daß der absolute Werth einer Festung ein Zusammengesetztes aus dem strategischen und taktischen ist, wobei doch ersteres Element das vorherrschende bleiben muß. Daß eine einzelne in der Ebene liegende Festung den größten taktischen Werth haben, daß sie, in weiten Morästen gelegen, selbst unangreifbar seyn könne, bedarf nach dem, was gesagt worden, keines Beweises. Aber welchen strategischen Werth kann eine solche Festung haben? — Aufhalten wird sie den Feind nicht; das ist leicht zu erachten. Denn wenn sie selbst auf einem Hauptweg gelegen wäre, so kann der Feind sie in der Ebene doch mit einer leichten Ausbeugung umgehen, und, nachdem er sie umgangen, die Besatzung, mit geringer Zahl Kavallerie, auf den Kanonenbereich der Werke beschränken. Aber so eine Festung kann doch zur sichern Bewahrung von

Magazinen und Armee-Erforderniſſen aller Art dienen. Es können in ſelbige Spitäler untergebracht, Archive niedergelegt werden; wenn nämlich die Feſtung zur Bewahrung aller dieſer Dinge hinlänglichen bombenfreien Raum hat. Iſt dieſes aber nicht, kann eine ſolche Feſtung nur die nothwendigen Vertheidiger unterbringen, ſo wird der obenerwähnte beſchränkte Werth völlig aufgehoben, und die vereinzelte Feſtung iſt völlig nutzlos.

Anders verhält es ſich, wenn eine einzelne Feſtung an einem großen ſchiffbaren Fluß, oder in einem Gebirgsland gelegen iſt, deſſen Hauptzugang ſie vollkommen ſperrt. Im erſtern Fall wird ſie, mit einem Brückenkopf am andern Ufer verſehen, oder, noch vortheilhafter, an beiden Ufern gelegen, ihrer ſchwächern Armee den unſchätzbaren Vortheil geben, mit Leichtigkeit von einem Ufer auf das andere überzugehen, ſich alſo dem vereinten Feinde nach Willkühr zu entziehen, den getheilten aber mit der Hoffnung des günſtigſten Erfolges, und mit Sicherheit für den Rückzug, auf jeder beliebigen Seite des Fluſſes anzugreifen. Eine ſolche Feſtung muß, wenn ſie ihren Zweck ganz erfüllen ſoll, groß und geräumig ſeyn. Sie muß mehr Truppen, mehr Vorräthe aufnehmen können, als ſie zu ihrer Vertheidigung bedarf. Eine kleine Feſtung würde nicht einmal den Übergang zu ſichern vermögen, und der Armee nicht den gehörigen Raum zur nothwendigen Verbreitung (Debouchirung) geben. Wir ſehen hier alſo, daß auch eine einzeln im ebenen Land gelegene Feſtung eine große ſtrategiſche Wichtigkeit haben könne. Eine gleiche Bewandtniß hat es mit einer im Gebirgslande gelegenen, einen Hauptzugang vollkommen ſperrenden, Feſtung. Der Feind kann hier nicht wie in der Ebene mit Leichtigkeit ausbeugen. Er wird zu Umwegen gezwungen, die um ſo beträchtlicher und beſchwerlicher ſind, je höher das Gebirge iſt, und je weiter daher die fahrbaren Wege aus einander liegen. Solche Sperren der Gebirgspäſſe brauchen keine großen Fe-

stungen zu seyn. Kleine für tausend und noch weniger Mann eingerichtete, schon durch natürliche Lage starke Festen erfüllen den Zweck vollkommen, und es sollte daher kein Staat unterlassen, seine hochgebirgigen Gränzländer auf diese Weise zu sichern. Alle hinten offene Paßverschanzungen sind nur ein armseliger Nothbehelf, bei dem man stets mit vielen Truppen das Gebirge besetzt halten muß, und doch keinen Augenblick sicher ist, durch Auffindung neuer Pfade oder Eröffnung der besetzten, die Umgehung und Wegnahme der Befestigung zu erfahren. Gibt es, wie wir gesehen, schon Fälle, in denen einzeln gelegene Festungen von großem strategischen Nutzen seyn können, so wird man sich leicht vorstellen, welchen Nutzen erst Gränzbefestigungssysteme gewähren, wo die Festungen und Festen als einzelne Glieder zur Erreichung des großen Gesammtzweckes wirken. Nehmen wir an, daß ein Staat mit dem andern in einer Strecke von 50 Stunden in ganz ebenem Lande gränze. Diese Gränze sollte nun so befestigt werden, daß man mit Grund hoffen dürfte, auch unter sehr ungünstigen Umständen das Vorrücken des Feindes auf dieser Seite zu vereiteln.

In einer wohlkultivirten, von vielen guten Wegen durchzogenen Ebene hat der Feind zwischen mehreren Operazionslinien die Wahl; aber immer wird die für ihn die vortheilhafteste seyn, bei der er angreifend zugleich sein eigenes Land am besten und leichtesten deckt. Setzen wir, die gemeinschaftliche, 50 Stunden in gerader Linie lange Gränze sey a b (Fig. 1.), so werden die feindlichen nach einem Punkt im Innern c gerichteten Operazionslinien nothwendig in dem Dreieck a b c begriffen und beschränkt seyn. Von diesen Operazionslinien ist jedoch die von d nach c führende nicht nur die kürzeste, sondern auch die das feindliche Land zugleich am meisten deckende, und je mehr die Operazionslinien sich a und b, den Endpunkten der Gränze, nahen, je unwahrscheinlicher ist es, daß des Feindes Hauptmacht sich ihrer zur Vorrückung

bedienen wird. Es folgt hieraus, daß die Festungen auf einer Gränze weder der Zahl noch Stärke nach gleichmäßig angelegt und vertheilt werden dürfen; sondern daß die Befestigung dort an Stärke zunehmen müsse, wo die Wahrscheinlichkeit, die Stärke, und die Gefahr eines Angriffs größer wird. Es müßte demnach zuerst ungefähr in der Mitte der Gränze, an einer Hauptstraße oder an einem schiffbaren Fluß, eine Hauptfestung angelegt werden. Wir verstehen aber unter einer Hauptfestung nicht etwa einen Platz, der 20 oder gar 30,000 Mann Besatzung fordert, sondern einen, der, auf das beste und zweckmäßigste befestigt, im Innern so viel bombenfreien Raum hat, daß alles, was eine Armee auf längere Zeit bedarf, in demselben zur steten Bereitschaft niedergelegt werden kann.

So ein Platz wird nothwendig eine starke Besatzung fordern; wir glauben jedoch, daß, wenn man das Überflüssige vermeidet, das Nothwendige aber mit Sorgfalt erbaut, und für sichere Wohnkasematten sorgt, man nur äußerst selten genöthigt seyn wird, auf mehr als 12,000 Mann zur Besatzung anzutragen. Rechts und links der nahe an der Gränze liegenden Hauptfestung e würden wir in einer Entfernung von 12 Stunden zwei andere mehr ins Innere zurückgezogene f und g auf 6,000 Mann Besatzung erbauen, und auf diese die noch mehr zurückgezogenen Plätze h und i folgen lassen. Zwischen h i kämen dann noch die Plätze k und l von ähnlicher Beschaffenheit, und eine zweite Hauptfestung m, auf derselben Operazionslinie wie e gelegen, würde das Befestigungssystem dieser Gränze schließen. Durch diese Anordnung wären die Festungen von einander ungefähr 12 Stunden entfernt, und gegen die Mitte zusammengedrängt, wo auch der meiste Widerstand nothwendig ist. Es braucht wohl kaum eine Erinnerung, daß die gezeichnete Figur nur als ein Schema zur Versinnlichung der Grundidee zu betrachten ist, und daß bei wirklicher Anlage eine solche Regelmäßigkeit noth-

wendig ein Fehler seyn müßte, weil dann gewisse Vortheile zu benützen, und Nachtheile zu vermeiden, vergessen wäre. Aber so gewiß das richtige Prinzip nur durch einen talentvollen Kopf richtig angewendet werden wird, eben so gewiß ist es, daß ohne leitende Grundidee nichts Zusammenstimmendes, dem Zweck ganz Gemäßes, erzielt werden wird. Die als nothwendig angegebenen Festungen würden 62,000 Mann zur Besatzung erfordern, worunter ungefähr der zwölfte Theil aus Reiterei bestehen müßte. Ein Haupteinwurf gegen die Gränzbefestigungen wird aber vornehmlich von der großen Truppenzahl, die der Armee und dem Felddienst entzogen wird, hergenommen. Wir wollen diesem Einwurf nicht durch die Bemerkung begegnen, daß man durch Errichtung von Milizen und Bewaffnung der Bürgerschaft die Schwächung der Armee auf die Hälfte vermindern könne, sondern bloß erwägen, was der Armee, wenn sie allein die Besatzungen gibt, entzogen wird, und welcher Nachtheil ihr daraus erwächst.

Bei einem Kriege will man entweder in das feindliche Land eindringen, oder das Eindringen des Feindes in das eigene wehren, das heißt: man ist entweder strategisch im Angriff, oder in der Vertheidigung. Rückt im erstern Falle die Armee über d nach n in das feindliche Land, so sieht man wohl, daß ihre Stellung selbst schon die Festungen sichert, daß in dieser Lage keine Belagerung derselben möglich ist, und daß sie bloß gegen Überrumplung geschützt zu werden brauchen; wozu eine geringe Besatzung zureicht. Man kann unter solchen Umständen die Besatzungen der ersten Festungsreihe ganz füglich auf den dritten, die der andern Reihen auf den vierten und fünften Theil vermindern, wodurch im gegenwärtigen Falle nur noch 17,000 Mann in den Festungen blieben, welche größtentheils, durch Einrückung von Depotmannschaft, noch entbehrlich gemacht und zur Armee gezogen werden könnten. Bei diesem Umständen würde also die Gränzbefestigung der Armee sehr wenig entziehen; dagegen würden

die Festungen ihr den großen Vortheil verschaffen, alle Kriegsbedürfnisse in der Nähe sicher unterbringen zu können, und im Fall eines Unglücks eines sichern Haltes zur Wiederformirung und neuer Aufstellung gewiß zu seyn. Nehmen wir aber nun an, man sey strategisch und taktisch in der Vertheidigung. Das Heer sey entweder an und für sich zu schwach gegen das feindliche, oder habe eine Niederlage erlitten, und könne wenigstens nicht vor erhaltenen Verstärkungen dem Feind die Spitze bieten. In einem Gebirgslande wird man in einem solchem Falle noch Stellungen finden, in denen, wenigstens einige Zeit, der Schwächere den Stärkern aufzuhalten vermag; aber in der Ebene begünstigt nur sehr selten das Terrän den Schwächern. Der nicht in e stehen bleiben konnte, kann es meistens eben so wenig in m, und so wird durch eine einzige Niederlage ein großes Land verloren, und die geschlagene Armee, die nirgends einen Stütz- und Ruhepunkt findet, von einem thätigen Gegner vernichtet, ehe die Verstärkungen eintreffen können, die vielleicht von allen Seiten zahlreich herbeieilen. Wie ganz anders wird die Lage, wenn eine Gränze durch Festungen gesichert ist. Nehmen wir an, unsere Armee von 120,000 Mann hätte von der 30,000 Mann stärkeren des Feindes eine Niederlage erlitten, und sähe sich gezwungen, über die eigene Gränze zurückzugehen. Setzen wir, daß sie nach der nun nothwendigen Ergänzung der Besatzungen auf 50,000 Mann geschmolzen sey, und der Feind ihr noch mit dreimal stärkerer Zahl gegenüber stehe; so wird sie, durch die Festungen unterstützt und sie unterstützend, Mittel finden, das schnelle Vordringen des Feindes zu hindern und ihn zu langsamen zeitraubenden Bewegungen und Anstalten zu zwingen. Das Streben eines Heerführers in einer solchen Lage muß seyn, sich nicht aus dem Bezirk seiner Festungen heraustreiben zu lassen, und jedes allgemeine Gefecht so lange als möglich zu vermeiden. In dem Kreise seiner Festungen hat er den großen Vortheil, daß

er nach allen Seiten Fronte machen kann; daß er sich um keine Magazine zu kümmern braucht; daß er Gefechte mit Leichtigkeit vermeiden und geben kann, wie es die Umstände erheischen. Alles dieses ist um so mehr der Fall, wenn bei der Anlage der Festungen schon hierauf Rücksicht genommen ist, und weit vorliegende Redouten und Außenwerke dem bei der Festung lagernden Heere auf allen Seiten die Vortheile eines verschanzten Lagers gewähren. Diese Bemerkungen zeigen hinlänglich, wie sehr die höhere Befestigungskunst, die Kunst nämlich, die Festungen auf dem rechten Ort, auf die rechte Art, und in Beziehung auf das Ganze anzulegen, der Strategie angehöre. Der Ingenieur, dem die Befestigung eines Landes, ja selbst nur der Bau einer Festung, übertragen wird, muß Stratege seyn, so wie der Stratege das Wesen der Befestigungskunst ganz inne haben muß. Wer bloß nach alt herkömmlicher Norm einen Bau zu führen versteht, ist ein gemeiner Handwerker, eine Art Maurermeister, nicht ein von Ideen geleiteter Künstler. Wenn auch die militärischen Wissenschaften zum bessern Betrieb und zur Vervollkommnung im Einzelnen zerstückelt werden müssen, so müssen sie doch in den Köpfen der Höheren zu einem Ganzen verbunden seyn, und der Artillerie-General und Stabsoffizier eben so gut die Grundsätze kennen, nach denen man ein Heer führt, als der Linien-General jene, nach denen man das Geschütz verwendet. Der Name General bezeichnet ja schon das allumfassende, und wer nur mit einem Trupp Reiter einzuhauen versteht, oder nur Infanterie im Gefecht zu brauchen weiß, darf wohl nicht auf diese Bezeichnung Anspruch machen. Kehren wir jedoch wieder zu unsern Betrachtungen zurück. Was kann der Feind thun, wenn unser Heer sich unter den Kanonen der Hauptfestung e lagert? — Uns daselbst angreifen? — Wir können, indem wir bald die Festung zum Stützpunkt des rechten, bald zu dem des linken Flügels nehmen, bald durch sie die Fronte, bald den Rücken decken, die Anstalten und

Maßregeln des Feindes vielfach vereiteln, und wohl gar leicht Gelegenheit finden, über einen einzelnen Theil herzufallen und ihn zu zerstreuen. Trifft endlich der Feind durch starke Verschanzung einzelner Posten Anstalten, die für den Rückzug Besorgniß erregen, so zieht man sich gegen g, l, f oder k; was keinen Schwierigkeiten unterliegt, wenn der Feind seine Macht beisammen hält, und wenn er sie theilt, noch große Vortheile gegen ein oder andern Theil verspricht. Setzen wir nun, die 50,000 Mann hätten sich unter die Kanonen von g gezogen, so sieht man leicht, daß, so lange sie da stehen, der Feind gar nicht daran denken kann, mit Zurücklassung der Festungen gegen c vorzudringen. Er sieht sich gezwungen, entweder e oder f zu belagern, oder die weitere Verdrängung unsers Heeres bei g, gegen m und c zu versuchen. Im ersteren Fall thut er, was man eigentlich wünscht: er verwendet auf die Wegnahme der Festungen Kräfte und Zeit. Im zweiten Falle kann man alle die Künste wieder ins Spiel bringen, die man schon bei e angewendet, und endlich nach l oder i, wohl auch selbst nach e zurück, sich wenden, wenn der Feind nicht wohl auf seiner Hut ist. Wahrscheinlich wird er zugleich e belagern, und die Verdrängung unsers Heeres bei g versuchen; aber er wird schon genug zu thun haben, seine Belagerung gegen die Unternehmungen unsers Heeres zu sichern, und bei einiger Geschicklichkeit in der Führung, wird er nie dahin gelangen, es aus dem Kreise der Festungen früher zu verdrängen, als bis e, k und l, die er jedoch nicht zugleich belagern kann, gefallen sind; worauf er dann erst zur Belagerung der Hauptfestung m schreiten muß. Auf diese Art sieht sich der Feind gezwungen, vier Festungen wegzunehmen, und noch ein bedeutendes Korps zur Einschließung der übrigen zurückzulassen, ehe es ihm möglich ist, gegen c vorzurücken.

Die Einnahme von vier Festungen wird aber gewiß nicht in einem Feldzug vollendet werden, wenn die Kommandanten

nicht bloß auf die Dicke der Mauern und Wälle, sondern auf ihre Einsicht und den Muth ihrer Truppen vertrauen, und alle Hilfsmittel zur Zeitgewinnung erschöpfen. In einem so langen Zeitraum lassen sich aber nicht nur Armèen herstellen, sondern selbst neue erschaffen, und wenn ein solcher Staat irgend noch zu retten ist, so wird er es gewiß durch den Widerstand werden, den seine Festungen leisten.

Obschon wir fest überzeugt sind, daß geschickt geführte 50,000 Mann von einem dreimal stärkeren Feinde aus dem Festungskreise nur durch allmälige Wegnahme der Festungen verdrängt werden können, so wollen wir, um jeden Einwurf gegen den großen Nutzen der Gränzbefestigungen zu heben, doch annehmen, daß unser Heer entweder aus dem Festungskreise verdrängt worden sey, oder daß gar kein Heer vorhanden wäre, und die Festungen ihrem Schicksal und der eigenen Vertheidigung und wechselseitigen Unterstützung überlassen blieben. Es ist nicht zu läugnen, daß in diesem Falle der Feind zwischen den Festungen durch gegen c marschiren kann; aber wenn er es thut, ohne eine starke Heerschaar in dem Festungskreise zurückzulassen, so ist er von seinem eigenen Lande völlig abgeschnitten, kann nicht das geringste Bedürfniß aus demselben ziehen, ja nicht einmal von daher auf verläßig eintreffende Nachrichten zählen. Man wird sich davon leicht überzeugen, wenn man bedenkt, daß z. B. in l und k in einem Gewaltmarsch sich 24,000 Mann versammeln können, und daß bei der Nähe der Festungen der ganze Kreis derselben von Patrullen und Streifabtheilungen überdeckt seyn wird. Der Feind muß wenigstens 80,000 Mann zurücklassen, wenn er die Verbindung mit seinem Lande völlig sichern, die eigene Gränze vor Streifereien decken will. Läßt er aber eine so große Macht zurück, so schwächt er sein Hauptheer außerordentlich, und je weiter er ins Innere des Landes dringt, je mehr wird es noch durch die nothwendige Deckung der Spitäler und Magazine geschwächt. Leidet nun der ge-

schwächte Feind in dem Innern des fremden Landes einen großen Verlust, so sieht er sich auf einmal der Überlegenheit und aller Vortheile, die er errungen, beraubt, und ohne irgendwo halt machen zu können, zu einem schnellen und gefährlichen Rückzug gezwungen. Man sieht hieraus, daß einem Heere, das einen Festungskreis zurücklassen will, ein neues zweites Heer folgen müsse, um diesen in Zaum zu halten. Was ist aber nicht schon dadurch gewonnen, wenn der Feind nur durch außerordentliche, meist seine Kräfte übersteigende Anstrengungen zum Ziele zu gelangen hoffen darf? — Wollte man dagegen einwenden, daß der Feind nicht gegen c vorrücken, sondern bei m mit einem Theile des Heeres sich aufstellen, mit dem andern aber die Festungen einschließen und belagern, und sie durch Hunger oder Gewalt zur Übergabe zwingen würde, so würden wir sagen, daß dadurch eben gewonnen würde, was man gewinnen will: die Zeit, wieder ein Heer ins Feld zu stellen, das dem feindlichen die Spitze zu bieten vermag. Mehrere Festungen zugleich zu belagern, dazu finden sich übrigens nur selten die Mittel, und was das Einschließungssystem anbelangt, so wird dieses langsam zum Zwecke führen, wenn jede Besatzung mit dem nothwendigsten Unterhalt auf ein Jahr gedeckt ist. Müßte übrigens eine Festung sich durch Hunger ergeben, so sollte es dem Kommandanten zur unerläßlichsten Pflicht gemacht werden, sie zuvor durch Sprengung außer Vertheidigung zu setzen, suchte ihn gleich der Feind durch die ärgsten Drohungen davon abzuhalten. Daß Festungen übrigens, bei aller Unangreifbarkeit, strategisch fehlerhaft angelegt sind, wenn sie mit einer kleinen Zahl völlig eingeschlossen werden können, ergibt sich schon aus dem Obigen. Ist ein solcher Platz von einem ungangbaren Morast oder einem See umschlossen, so müssen mehrere Dämme auf das andere Ufer führen, und starke vorliegende Werke diese und die freie Verbindung mit dem umliegenden Lande sichern.

Hören wir jedoch, was die Gegner der Gränzbefesti-

gungen weiter zur Unterstützung ihrer Meinung anführen. Da die Möglichkeit nicht zu leugnen ist, daß der Feind die Gränzbefestigung durchbrechen, sich der Festungen bemeistern könne, so sagen sie: ohne Festungen wäre das Eindringen des Feindes nichts als ein Einfall gewesen. Bei dem ersten ungünstigen Erfolg hätte er das Land eben so schnell räumen müssen, wie er es gewonnen; erst durch die Festungen, wenn er sich ihrer bemeistert, gewänne er im Lande festen Fuß, und wäre dann nur mit größter Anstrengung zu vertreiben. — Indem die Gegner den Vortheil zu zeigen sich bemühen, den die Festungen dem Feinde bringen, gestehen sie überhaupt den Nutzen derselben zu; denn wenn sie dem Feinde Halt und Sicherheit gewähren, so müssen sie uns doch den gleichen Vortheil verschaffen, so lange wir sie besitzen. Gewiß ist es, daß das weite Vordringen in ein ebenes Land ohne feste Plätze nur als ein Einfall zu betrachten ist; aber ein kluger Feind wird, indem er dem geschlagenen Gegner keine Zeit mehr läßt sich zu sammeln, in seinem Rücken selbst Sicherungspunkte, und wären es anfangs nur große, mit Vorwerken und Blockhäusern versehene Redouten, erbauen. So verfuhren die Schweden zur Sicherung ihrer Kreuz- und Querzüge im dreißigjährigen Kriege; so die Römer bei ihren Einfällen in Deutschland, Panonien, Dacien und Brittanien, und allmälig wurde aus dem Einfall bleibender Besitz, dauernde Eroberung.

Wäre es aber auch, daß diese Einfälle nie zur Eroberung, zur Auflösung und Unterjochung eines Staates führten, so würden sie doch unausbleiblich das Land verwüsten, und bei öfterer Wiederholung veröden. Welchen Nutzen leisten nicht schon in dieser Hinsicht Festungen, die solchen Einfällen Schranken setzen, und die Leiden eines unglücklichen Krieges auf die Gränzprovinzen beschränken? Wird nicht in einem weitgreifenden Einfall mehr zerstört, als die stärkste Gränzbefestigung gekostet hätte? und läßt sich endlich aller

Schaden im Gelde anschlagen, den so ein Einfall den Bewohnern zufügt? Ein Staat kann Jahre lang auswärtige Kriege führen; aber wenn die Kriegsflamme tief in sein Inneres dringt, die eigenen Länder der stete Schauplatz des Krieges sind, dann werden seine Kräfte bald verzehrt seyn, und er erschöpft und kraftlos sich finden.

Wir wiederholen es nochmals: nicht durch das bestorganisirte stehende Heer, sondern nur durch wohleingerichtete Gränzbefestigungen wird die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit eines Staates auch bei widrigen Ereignissen verbürgt, wenigstens in so weit, als sich irgend etwas in der Welt verbürgen und selbst bestimmen läßt.

Als letzte Einwendung gegen die Gränzbefestigungen werden endlich die ungeheuren Kosten angeführt, die sie verursachen. Man sagt, der Staat würde durch solche kostspielige Sicherheitsmaßregeln seine Kräfte erschöpfen, und sich die Mittel zur Erhaltung eines großen Heeres, zum kräftigen Widerstand im freien Felde entziehen. Es ist nicht zu läugnen, Festungen kosten viel; aber ein großer Staat vermag auch viel, wenn er seine Kräfte zu Rathe zieht, sie allmälig und planmäßig auf denselben Zweck richtet. In Zeiten der Gefahr Festungen aus der Erde zaubern wollen, macht ungeheure Kosten, und gibt doch nichts als ungeformte Erdhaufen, deren sich der Feind leicht bemächtigt, und dann verbessert zu seinem Dienste benutzt. Im Frieden muß man auf den Krieg denken, so wie man im Krieg auf den Frieden bedacht seyn muß. Man beschäftige die Armeen im Frieden mit dem Festungsbau; man lasse alles, was man benöthiget, durch das Militär erzeugen; man vermeide alles unnütze Gemäuer, alle überkünstlichen in und über einander liegenden Werke, und die Kosten werden sich bedeutend vermindern. Eine Festung braucht, um lange haltbar zu seyn, ein starkes Profil, einen tiefen Graben, einen wohleingerichteten bedeckten Weg, große bombenfreie Räume, und vor Allem eine brave Be-

satzung; auf die Menge der Werke, auf den Umriß und auf einige Grade der Winkel kommt es hierbei wahrlich nicht an. Wir verkennen gar nicht die großen Vortheile, welche Wassermanöver und Minensysteme in der Vertheidigung gewähren; wenn man aber nicht Mittel genug hat, so baue man nur zuerst das Unentbehrlichste, und trage in der Folge das Nützliche, sollte es auch mit größern Kosten geschehen, nach. Die Hauptsache ist, daß etwas zu Stande kommt. Es ist viel besser, daß das Gute geschieht, als daß man über Ausmittlung des Besten eine unersetzliche Zeit verliert. Nach diesen Grundsätzen handelte Vauban, als er, von der Nützlichkeit der Kasematten überzeugt, doch keine vorschlug, weil er gewiß war, daß die großen Kosten die Ausführung seines Gränzbefestigungssystems rückgängig gemacht haben würden.

Als Frankreich seine Gränzen befestigte, waren seine Finanzen auch nicht in dem besten Zustande; doch wurden die nöthigen Summen aufgebracht, die ihre Zinsen durch die Rettung des Staates in dem spanischen Erbfolg- und den ersten Jahren des Revoluzionskrieges reichlich trugen.

Wir glauben, den Nutzen und die Nothwendigkeit der Festungen hinlänglich gezeigt zu haben. Bei dem Entwurf zur Befestigung einer ebenen Gränze, den wir gegeben, haben wir mehr auf die Deckung und Vertheidigung des eigenen, als auf den Angriff des feindlichen Landes Rücksicht genommen; weil doch alle Befestigung mehr zur Beschützung und Erhaltung als zur Bedrohung und Erwerbung bestimmt und geeignet ist. Mehrere Schriftsteller geben einer gegen den Feind eingerundeten (konkaven) Gränze Fig. 2. den Vorzug; indem der Feind, da er sich sich nicht in dem Abschnitt a d b zusammenziehen kann, zu einer rückwärtigen Formirung gezwungen wird, und die vorspringenden Festungen a und b ihn sowohl in der Vorrückung gegen d hindern, als das Eindringen in das feindliche Land begünstigen. Wir bemerken dagegen, daß, da eine Gränze um so ausgedehnter wird,

je mehr sie sich von der geraden Linie entfernt, sie also auch nothwendig mehrere Festungen bedürfe. Je größer der Einbug i d wird, desto größer und bedeutender wird der Nachtheil; ist aber die Einbiegung gering, so verschwinden die Vortheile, die man durch die umfassende Gränze erlangen will.

Wenn man Länder, wie Tirol und Böhmen, als Festungsbastionen, das zwischen liegende Land als Mittelwall betrachtet, dann beruhet allerdings die strategische Ansicht von den Vortheilen der eingebogenen Gränze auf guten Gründen; obschon auch in dem angegebenen Falle das rechte Bollwerk, Böhmen, durch den Graben der Donau in der Wirkung auf den gegen den Mittelwall vorrückenden Feind sehr gelähmt ist. Bei einer Gränze von 50 Stunden ziehen sich jedoch diese strategischen Vortheile sehr zusammen, und die taktischen Nachtheile treten dagegen sehr hervor. Ist auch eine eingebogene Gränze für den Angriff vortheilhaft, so ist es eine ausgebogene mehr für die Vertheidigung, die, wie gesagt, der Hauptzweck aller Befestigungen ist. Eine Vergleichung der Figuren 1 und 2 wird dieses am besten ersichtlich machen. Eine bei m versammelte Armee kann alle angegriffenen Punkte leicht und schnell unterstützen; von g in der zweiten Figur ist die Unterstützung von a und b schon schwer; auch können die Festungen sich nicht so leicht und nachdrücklich wie in der ersten Figur wechselseitig Hilfe leisten.

Untersuchungen, wie die über die Vor- und Nachtheile aus- oder eingebogener Gränzen, gehören allerdings in die Kriegswissenschaft; aber in der Ausübung findet man wenig Gelegenheit, auf sie Rücksicht zu nehmen. Die Gränzen sind gegeben; die Punkte für die Festungen bestimmen die Straßen und Flüsse, und es ist nirgends ein regelmäßiges Abzirkeln möglich. Indessen darf man in ebenem Lande die Festungen doch nie weiter als auf höchstens zwei starke Märsche aus einander legen; indem sonst ihre innere Verbindung zu schwach

wird, und der Feind zu leicht zwischen ihnen durchzieht. Ob übrigens die Befestigungslinie im Ganzen etwas vor- oder zurückgebogen ist, ob die einzelnen Festungen vor- oder zurückstehen, darauf kommt es gar nicht an; ja es wäre ein sicherer Beweis, daß man nicht alle strategischen und taktischen Vortheile benützt hätte, wenn das Ganze eine regelmäßige Figur bildete. Es verhält sich hier wie bei einer Festung, von der man, wenn sie ringsherum vollkommen gleichförmig befestigt ist, beinahe gewiß seyn kann, daß entweder der strategische Punkt unrichtig gewählt, oder in taktischer Hinsicht nicht das Terrän gehörig benützt und berücksichtigt worden ist.

Nachdem wir gesehen, wie eine ebene Gränze befestigt werden soll, wenden wir uns nun zu der Betrachtung gebirgiger Gränzländer.

Länder dieser Art sind überhaupt für die Vertheidigung günstig. Es finden sich in ihnen nicht so viele zur Fortbringung aller Bedürfnisse geeignete Wege. Der Angreifende ist daher auf gewisse Punkte beschränkt, und der Vertheidiger kann dadurch im voraus die nöthigen Gegenmaßregeln treffen. In taktischer Hinsicht kann der Feind in einem Gebirgslande nicht überall hin sein Geschütz bringen, noch sich überall seiner Kavallerie bedienen. Er ist häufig gezwungen, Stellungen mit beschwerlichem Zugang, wo sich Wenige gegen Viele mit Vortheil schlagen können, anzugreifen. Die Vortheile für die Vertheidigung mehren sich in dem Grade, als das Gebirge höher und steiler, die Wege seltner und beschwerlicher werden. Wenn schon ein unbefestigtes Gebirgsland in strategischer und taktischer Hinsicht für die Vertheidigung große Vortheile bietet, so ist leicht zu erachten, wie sehr diese Vortheile durch wohl angelegte Festungen und Festen (Forts) erhöht werden müssen. In einem hohen Gebirgslande ist selbst eine einzelne kleine Feste, wenn sie einen Hauptweg vollkommen sperrt, von großem strategischen Werth; indem bei den wenigen Operazionslinien jede Verringerung derselben für den Feind

höchst nachtheilig ist. Wir nennen aber einen Gebirgsweg dann völlig gesperrt, wenn kein Fuhrwerk weder auf demselben, noch auf einem nahen seitwärts vorhandenen oder leicht herzustellenden durchzukommen vermag, sollte auch Infanterie und Kavallerie an der Feste vorbeizuziehen vermögen. Der Nutzen einer einzelnen Gebirgsfestung läßt schon auf den großen einer vollständigen Gränzgebirgsbefestigung schließen. Dieser Nutzen kann in gewissen Fällen bis zur Unangreifbarkeit gesteigert werden, und wenn nur die Kunst der Natur zu Hilfe käme, so könnte man wohl auch ganze Länder in strategische Gibraltars verwandeln. Tirol z. B. hat ringsherum auf seinen Gränzen nur wenig fahrbare Zugänge. Die meisten würden sich, bei genauer Beachtung aller Umstände, mittelst kleiner, durch ihre Lage gegen eine Belagerung gesicherter Festen sperren lassen. Wäre nun noch Innsbruck eine Hauptfestung, die Vorräthe für das ganze Land aufzunehmen und zu sichern vermöchte, so würde wohl jeder Angriff auf dieses Land unterbleiben: denn man könnte ja doch nur mit Infanterie und Kavallerie einfallen, und solche zwecklose, mit der höchsten Gefahr verbundene Einfälle würde man wohl bald selbst unterlassen. Die Festen müßten jedoch für ihre geringen Besatzungen wenigstens auf ein Jahr die Bedürfnisse aufzunehmen vermögen; da Einschließung und Aushungerung das einzige Mittel ist, wodurch der Feind zum Zweck gelangen kann, und das er daher auch wo möglich versuchen wird. Aber wie leicht sind solche Einschließungen durch Gebirgsbewohner zu eröffnen, die für ihre Unabhängigkeit kämpfen! Man sieht auch hier, daß, wie die Festungen das Land schützen und decken, sie auch wieder von demselben Schutz und Unterstützung bedürfen. Ohne alle Unterstützung von außen müssen endlich alle Festungen und Festungssysteme erliegen; aber sie gewähren eine lange Zeit, um diese Unterstützung zu bereiten; sie machen es möglich, daß Glück und Zufall etwas für den Schwächern thun kann. Ein Sprichwort sagt: Zeit gewonnen, Alles

gewonnen, und enthält im Kriege für den Schwächern, von Übermacht Bedrängten, den Inbegriff des ganzen Strebens.

Bei einer Gränze, die von einer hohen Gebirgskette gebildet wird, braucht es natürlich lange nicht so vieler, noch so großer Festungen wie im ebenen Lande. Mit wie wenigen kleinen Bergfestungen ließe sich nicht Italien gegen Deutschland und Frankreich decken, und war in frühern Zeiten von einer Seite durch die piemontesischen Festungen wirklich gedeckt! Welche Mühe gaben sich nicht Jahrhunderte hindurch die französischen Könige, einige dieser Bergfesten ihrem Reiche einzuverleiben, und sich so den Weg nach Italien zu eröffnen! — Man bewundert die Staatsklugheit des savoyischen Hauses, wie es durch eine lange Reihe von Jahren, im Gedränge zwischen großen feindlichen Mächten, bei geringer Kraft, eine ehrenvolle Unabhängigkeit behauptete. Es waren die Festungen, denen es diesen Vortheil dankte, die es mehr als einmal von dem dräuenden Untergang retteten; und hätten die späteren Beherrscher, gleich den früheren, die Sperrung der Alpen, die umfassende Befestigung der Gränzen nicht aus dem Gesichte verloren, so wäre höchst wahrscheinlich der kleine Staat stets fortbestanden, und alle Stürme hätten sich an seinen Gränzwällen gebrochen. — Auf dem Rücken der Hochgebirge verwehrt schon die Natur den Bau von Festungen; man ist daher gezwungen, sie auf die Abhänge zu legen. Könnte man indeß auch das Erstere, so müßte man doch immer das Letztere thun; weil die Breite des Rückens meist einen großen Bau erfordern, und doch immer nur ein einziger Weg gesperrt seyn würde; da man hingegen auf den Abhängen Gelegenheit hat, oft durch eine kleine Festung zwei Hauptthäler zu sperren, und so eine große Strecke zu decken. Hinter den die Thäler sperrenden Festen müssen rückwärts in angemessener Entfernung immer einige Hauptfestungen liegen; aber eine ordentliche, doppelte und dreifache Festungsreihe ist bei einer solchen Gränze nicht nöthig. Dagegen ist es

höchst nothwendig, daß eine im Gebirgskrieg geübte Truppenschaar, von den Festungen geschützt und gedeckt, jeden Anschlag des Feindes zu vereiteln, jeden seiner über das Gebirge zwischen den Festen vordringenden Haufen anzugreifen und zu vernichten bereit sey. Was eine kleine Schaar kühner Männer in einer solchen Gegend vermöge, zeigten die Camissards in den Cevennen, die Waldenser in den Alpen. Hier tritt der Fall ein, daß Milizen, Landesbewohner, wenn sie anders fechten wollen, ungleich größere Dienste leisten, als regulirte, mit der Örtlichkeit nothwendig unbekannte Truppen. Daß sich bei einer Gränze, wie wir sie beschreiben, an keine reguläre Vertheilung der Festungen denken lasse, versteht sich von selbst. Natürlich werden sie viel weiter auseinander liegen, und liegen können, als in der Ebene; da die Verbindung zwischen ihnen, obschon an und für sich beschwerlich, doch leicht durch ein kleines Truppenkorps erhalten werden kann, und erhalten werden muß; indem ihre Besatzungen auch zu schwach sind, um sich in eine bedeutende Schaar zu irgend einer Unternehmung zu vereinen. Die Natur bezeichnet in einer solchen Gegend die Sperrpunkte, und wer nur einen Begriff von dem Lande im Ganzen hat, und die ersten Grundsätze der Strategie kennt, wird nicht die unrechten wählen. Zwar weiset auch die Natur im ebenen Lande auf die Punkte hin, die befestigt werden sollen, und es ist daher auch in diesem die Ausführung einer vollkommen regulären Gränzbefestigung fehlerhaft; aber die Merkmale sind hier viel schwerer zu erkennen, und man muß ganz in die Tiefen der Strategie eingedrungen seyn, um die zur Befestigung geeignetesten Punkte aufzufinden, und so der Gränze mit der geringsten Zahl von Festungen die größte Stärke zu geben.

Es verdient bemerkt zu werden, daß, wie das Werk des Strategen schwerer wird, das des Ingenieurs sich erleichtert, und daß umgekehrt, wenn dieses sich erschweret, jenes leichter wird. In der Ebene erfordert es bei dem Strategen große

Kunst, um ein Befestigungssystem gehörig anzugeben, und den wahren Platz für die einzelnen Festungen zu bestimmen; dagegen kann der Ingenieur, was er in der Schule gelernt, da er keine Hindernisse zu bekämpfen hat, ohne großes Kopfbrechen anwenden. Im Gebirge ist es für den Strategen nicht schwer zu sagen, wo die Festung hin gebaut werden muß; dagegen muß der Ingenieur seine Kunst aufbieten, um alle Terränvortheile zu benützen, alle Nachtheile zu verringern, und sich gegen unvermeidliche Überhöhungen zu decken.

Es war eine Zeit, wo man glaubte, daß man eine Festung nur dahin bauen könne, wo das Terrän auch taktisch für den Festungsbau günstig sey. Richtige Betrachtungen haben aber gelehrt, daß man vor Allem darauf sehen müsse, daß die Festung auf dem wahren Platz liege, sollte sich auch wenige Meilen davon ein für den Bau viel günstigerer finden. Die Terränschwierigkeiten lassen sich überwinden, wenn der Ingenieur nur Geschick und Einsicht besitzt; aber eine verfehlte Lage ist durch nichts gut zu machen. Man hat Zeit und Kosten umsonst bei ihrer Erbauung verloren, und verliert im Kriege die Besatzung nutzlos, die man in dieselbe zu geben gezwungen ist. Wir haben die Befestigung der ebenen und hochgebirgigen Gränzen, als der beiden äußersten, zuerst betrachtet, weil sich nun leicht die Befestigung jeder andern ergibt, je nachdem ihre Beschaffenheit sich mehr der einen oder der andern nähert. Im Mittelgebirge weist die Natur, wie im Hochgebirge, auf die zu befestigenden Punkte hin; aber man wird nicht mehr mit Festen für Besatzungen von 600 bis 1,000 Mann ausreichen, sondern größere Festen mit Festungen zu untermischen sich gezwungen sehen, auch eine zweite Festungsreihe nicht entbehren können.

Je mehr sich das Gebirge verflächt, je mehr wird man die Festungen an einander zu rücken und sie größer zu machen sich gezwungen sehen, bis man endlich auf die für ebenes Land nothwendige Größe und Entfernung kömmt.

Wir wollen nun noch die Befestigung einer Gränze erwägen, die von einem großen schiffbaren Flusse gebildet wird. Da bei einer solchen Gränze sich ebenfalls strategisch bestimmen läßt, welches die vortheilhaftesten Operazionslinien für den Feind sind, und die besten taktischen Übergangspunkte sich bei genauer Kenntniß des Flusses ebenfalls angeben lassen, so wird es nicht schwer seyn zu bestimmen, wo Festungen und Festen angelegt werden müssen. Letztere werden hauptsächlich zur Sperrung taktisch vortheilhafter Übergangspunkte dienen, und müssen daher hart an dem Flusse liegen. Da sie nun bei einer solchen Lage vom andern Ufer bombardirt werden können, so sind gute Kasematten zur Sicherung der Mannschaft und der Vorräthe für sie ein unumgängliches Bedürfniß. Die größern Festungen legt man auf einen Kanonenschuß vom Ufer zurück; doch werden manchmal geschlossene vorliegende Werke zur unmittelbaren Beherrschung des Flusses nothwendig. Wo man selbst auf das andere Ufer mit Vortheil übergehen kann, muß man auch die größern Festungen hart an den Fluß legen; weil durch ihr Geschütz der Übergang sehr erleichtert wird, und sie zum Bewahrungsorte alles dessen, was man bei einer solchen Unternehmung braucht, dienen.

Mehrere, die über Gränzbefestigung geschrieben, wollen in die erste Reihe nur kleine Festungen legen, und bestimmen die größern für die zweite und dritte Reihe. Wir glauben, daß sich hierüber nichts unbedingt festsetzen läßt, und daß die Beschaffenheit der Gränze hierüber bestimmen muß. Verflächt sich von der Gränze das Gebirge gegen das Innere, so müssen natürlich die kleinen Festungen in der ersten, die größern in der zweiten und dritten liegen; umgekehrt müßte verfahren werden, wenn von der ebenen Gränze das Terrän ansteigend zum Gebirge sich erhübe. So liegen hinter den großen Festungen des Elsasses kleine Festen in den Vogesen; dagegen hinter den kleinen Festen in den Pyrenäen die größern in Frankreich und Spanien. Obschon diese Anordnung

im Allgemeinen befolgt werden muß, so ist es doch zur Erleichterung eigener Angriffsplane höchst wichtig, nahe an der Gränze wenigstens einen großen Waffenplatz zu haben; weßhalb man dann auch eine Festung vom ersten Range, wenn es anders möglich, selbst da in die erste Linie zu legen suchen muß, wo das Terrän im Allgemeinen ein Anderes erheischet.

Es bleibt mir noch eine andere Frage zu beantworten. Soll ein Staat, der sich durch Befestigungen gegen feindliche Einfälle sichern will, bloß auf die Gestalt des Landes, den Umfang und die Beschaffenheit der Gränzen, Rücksicht nehmen, und dem gemäß sich so mit einem Festungswalle umgeben, daß man von keiner Seite in sein Inneres dringen kann, oder soll er vorzüglich die politische Lage erwägen, und nur die Gränzen, oder die nur vorzüglich befestigen, die der Gefahr eines Angriffes am meisten ausgesetzt sind? Es scheint bei dem ersten Anblick, als wenn man sich unbedingt für Letzteres erklären könnte. Wenn man aber bedenkt, wie schnell und vergänglich Alles in der Welt ist; wie leicht aus Verbündeten Feinde werden, und die Gefahr von einer Seite hereinbricht, auf der man nie welche geahnet; so wird man sich leicht überzeugen, daß es nicht genug ist, befangen in der Zeit bloß für das Bedürfniß des Augenblicks zu sorgen, sondern, daß man auf alles gefaßt, auf alles bereitet seyn muß, um mit ruhigem Vertrauen jedem Wechsel entgegen zu sehen. Was kann es einem Staate nützen, wenn er eine seiner Gränzen vortrefflich befestigt hat, und ein mächtiger Feind dringt von der entgegengesetzten ein, und bemächtigt sich des Landes. Die Festungen an der schlesischen und türkischen Gränze können Östreich nichts nützen gegen einen Feind, der von Baiern eindringt, oder über die Karpathen zieht.

Wenn man daher auch mit der Landesbefestigung dort beginnen muß, wo der Schutz am nöthigsten und dringendsten ist, so muß man doch allmälig trachten, auch die nicht gefährdeten Gränzen zu befestigen. Ein Staat soll durch

Jahrhunderte, wo möglich durch alle Zeiten bestehen; aber er wird es nur dann, wenn man auf Jahrhunderte voraus denkt und sorgt, und indem man die Früchte der Bäume genießt, die die Vorfahren pflanzten, fruchtbringende Keime zum Frommen der Nachfolger säet. Vor Allen sollte es ein Staatsgrundsatz seyn, keine bestehende Festung zu zerstören, wäre auch ihr Nutzen für das erste halbe Jahrhundert nicht abzusehen, müßte man auch einige Summen zu ihrer Erhaltung verwenden. Zeigt im Kriege sich ein befestigter Punkt als schädlich, so ist es dann noch immer Zeit die Werke zu sprengen. Wegen Benützung einiger Erde sollte man nie Graben und Werke zerstören, deren Erbauung einst große Summen kostete, und die, so schlecht sie auch seyn mögen, durch eine tapfere Besatzung den hartnäckigsten und nützlichsten Widerstand leisten können.

Wir haben in diesen Betrachtungen gezeigt, welchen Nutzen einzelne Festungen haben können, und welchen große strategische Gränzbefestigungssysteme haben. Wir haben die Anlage solcher Systeme in verschiedenem Terrän gezeigt, und auf die nothwendige wechselseitige Unterstützung des Heeres und der Festungen aufmerksam gemacht. Wir haben gezeigt, wie die Festungen eingerichtet seyn müssen, um für strategische Zwecke taugliche Werkzeuge zu seyn. Wenn auch diese Zeilen für den Kenner nichts Neues enthalten, so haben sie doch ihren Zweck vollständig erfüllt, wenn sie die Überzeugung verbreiten, daß nur befestigte Gränzen die Dauer der Staaten verbürgen, und daß es daher von der höchsten Wichtigkeit ist, das hierin Fehlende mit Ernst und Eifer nachzutragen.

R.

XII.

Vom Kriege und der Kriegskunst.

Von R. v. L.

Wir dürfen voraussetzen, daß die vielen Millionen gleichartig geschaffener, mit Kraft, Vernunft und Bewußtseyn begabter Wesen darum auf einen gemeinsamen Raum zusammengedrängt sind, damit das gesammte Thun und Treiben derselben durch irgend einen harmonischen Gedanken beseelt, und so aus ihrem ungeheueren Aggregate ein großes organisches Ganzes gebildet werde. Alles Erschaffene sehen wir aus geringem Keime zu hoher Vollkommenheit in Blüthe und Frucht emporsteigen; dieß scheint auch die Bestimmung des Menschen und der Menschheit zu seyn: daß sie nämlich Alles allmälig werden, und geworden seyn sollen, was sie sind. Der Organismus des staats- und weltbürgerlichen Vereins sollte eigenes freies Erzeugniß des Menschen seyn; damit er einen desto größern Werth für ihn habe, und zu gleicher Zeit Gegenstand der höchsten Belehrung und des höchsten Wunsches für ihn werde.

Zur Möglichkeit aller organischen Entwickelung aber wird unumgänglich erfordert: 1.) Getrenntes Daseyn mehrerer Elemente und Gegenüberstellung gleichartiger Kräfte. Denn alle Kraft wird in der freien Ausübung ihrer Wirksamkeit nur dadurch erst Ursache irgend einer Erscheinung, daß sie durch irgend einen Widerstand beschränkt und in ge-

wisser Richtung erhalten wird; daß sie an irgend einem andern mit Gegenkraft begabten Dinge einen Stoff finde, an dem sie ihre Wirksamkeit thätig äußern, und in bestimmten Gebilden offenbaren kann. (So bedarf z. B. ein geschickter Fechter nothwendig eines ihm gewachsenen Gegners, um die Größe seiner Kunst vollständig entwickeln und darstellen zu können.) 2.) In den gegenüber gestellten Elementen eine Tendenz zur Ausübung der inwohnenden Kräfte, ein inneres Vermögen sich abzustoßen, anzuziehen, durch vielseitige Berührung und Wechselwirkung sich gegenseitig zu erhöhter Lebens- und Kraftäußerung zu reizen und zu zwingen, und endlich 3.) daß sich zu dieser Bewegung, zu diesem Hin- und Widerstreben eine gewisse Ordnung (Rhythmus) geselle, ein durch alle Mannigfaltigkeit und scheinbare Regellosigkeit der einzelnen Lebensakte hindurchgreifendes gesetzliches Fortschreiten und Hinneigen zu irgend einem bestimmten Ziele oder Zwecke, um dessentwillen das Leben (der ganze Lebensprozeß) erst Einheit und Bedeutsamkeit gewinnt. Soll überdem aber die organische Entwickelung auch das Produkt der freien Selbstständigkeit vernünftiger Wesen seyn, so muß noch Bewußtseyn und wachsende Deutlichkeit zu der Erkenntniß dieser Bedingungen hinzukommen, die nur auf dem Wege der Erfahrung und durch das Leben selbst zu vollständiger Klarheit gebracht werden können. —

Die nothwendigen Bedingungen zur Möglichkeit der organischen Entwicklung des bürgerlichen Wesens waren demnach: 1.) Daseyn von Staaten in mehrfacher Anzahl. 2.) In jedem derselben das Streben, die allen Staaten gemeinschaftliche Idee des Rechts auf nazionale Weise, in eigenthümlicher Sprache, in eigenthümlichen Formen, Gesetzen und Sitten auszusprechen, dieses sein individuelles Gepräge gegen allen Angriff und alle Korrupzion zu vertheidigen, d. h. nicht bloß den Flächenraum seines Besitzthumes, sondern das gesammte darauf errichtete nazionale Institut in seiner Inte-

grität unberührt und unverdorben zu erhalten, und überdem noch diesen eigenthümlichen Abdruck der Rechtsidee allen andern Staaten in allen unzähligen freien Berührungspunkten des Lebens kenntlich, fühlbar und wichtig zu machen, kurz sich selbst im vollen Sinne des Wortes nach allen Dimensionen und Seiten seines erhabenen Wesens hin zu vergrößern und auszubreiten. Ein allen gemeinsamer, durch inneres Verlangen und äußere Aufforderung erzeugter Reiz, mit einander in die vielseitigste Berührung und den lebendigsten Wechselverkehr zu treten, in jedem Verkehr aber der Keim zu neuer Entzweiung, so wie in jeder Entzweiung die Möglichkeit und Veranlassung zu neuer Versöhnung. Und 3.) endlich, ein allen gemeinsamer und unüberwindlicher Glaube an eine höhere Bestimmung, und an eine ihren gesammten Streit und ihre gesammte Eintracht vermittelnde und belebende Idee; ein Gefühl jenes Rhythmus nämlich, der mitten durch die bunte Abwechselung der Lebensmelodie regelmäßig wiederkehren, oder ein Wahrnehmen jenes Grundtons, der durch jegliche Modulazion der Akkorde, durch alle Konsonanzen, Dissonanzen und Unisonos, vernehmlich vorherrschen und hindurchtönen soll.

Lange mußte es freilich dauern, ehe den Staaten der Sinn aufgeschlossen ward, diesen Rhythmus zu ahnen, dieen Grundton herauszuhören, d. h. ehe sie zum Bewußtseyn gelangten, wie sich aus ihrem gegenseitigen ungemessenen Regen und Dehnen, aus ihrem ursprünglich einseitigen Streben nach eigener Freiheit und Wohlfahrt, auf Unkosten ihrer Nachbarn, aus dieser Nachbarn beschwerlicher Reakzion wiederum unwillkürlich, in wachsender Vollkommenheit, ein alle Parteien beglückendes höheres Gut erzeuge: das Recht nämlich; und ehe sie einsahen, daß die Kultur, die Sicherheit, Dauer und wechselseitige Gewähr dieses Rechts oder Rechtszustandes eigentlich der Angel sey, um den sich alle einzelnen feindseligen und freundlichen Akte ihres Wech-

selwirkens drehen müßten. Von diesem Augenblick an aber beginnt, statt der bisherigen Regellosigkeit, die **Kunst** des geselligen Umgangs der Staaten. Der erste Schritt ist die Beherzigung der aufgefundenen Wahrheit; der zweite besteht in dem Versuch, sie ins Leben einzuführen. Begreiflich und verzeihlich, und dem Wesen aller lebendigen Entwickelung gemäß, mußte dieser Versuch etwas unbeholfen ausfallen, und das Gepräge der Unvollkommenheit an der Stirne tragen. Statt das Recht als eine im Wachsthume begriffene, in ihrer Vollendung noch erst zu erzeugende Idee zu erkennen, ward es zu einem abgeschlossenen Begriffe versteinert; nichts war sodann natürlicher, als eine Verwechselung des Rechtszustandes mit dem Friedenszustande, und der Wahn, als ob die Kriege Suspensionen des Rechts, d. h. unrechtliche Zustände wären. Die modernen philosophischen Ideen von politischem Gleichgewichte, von ewigen Frieden, von Staatenkongressen und Völkertribunalen, mit ihren mancherlei Modifikazionen, kamen zur Tagesordnung, und vergebens spottete die Erfahrung dieser unhaltbaren Theorien, indem sie allen politischen Künsteleien zum Trotz von Zeit zu Zeit das kultivirte Europa heimsuchte mit Revoluzionen und Kriegen. Durch Traktate und heilig beschworene Verträge dachte man, des Menschen rebellische Natur in diamantene Fesseln zu schlagen, und alles Kriegesfeuer zu beschwichtigen. Man vergaß, daß diese mit menschlichem Irrthume und der Kurzsichtigkeit der Vergangenheit, oder gar einer einzigen gleichzeitigen Generazion, ersonnenen und abgefaßten Übereinkünfte dem gewaltigen Strome der Zeit nicht würden gewachsen seyn; — „daß der kolossale Rechtsstreit der Nazionalfreiheit gegen die Nazionalfreiheit zu groß ist, als daß der einzelne Mensch weiter darin Richter seyn könnte; daß dieser erhabene Prozeß der Völker von keinem wirklichen Schiedsrichter mehr geschlichtet werden könne; so wenig als der Buchstabe umfassend genug ist, so ungeheurem Körper, als Gesetzgebung, zur

Grundlage zu dienen. Denn wo ist das Gesetz, wie weise es immer sey, das aus ganz reiner Quelle geflossen wäre, das, aus augenblicklichem Bedürfniß und augenblicklicher Verstandeskonzepzion hervorgegangen, für das Agiren und Reagiren der Staaten als eine ewige Vorschrift dienen möchte? Wo ist der einzelne Mensch, wie groß er auch sey, der es vermöchte, das eigenthümliche Leben dieser gewaltigen Individuen allgegenwärtig zu durchdringen, der sich der Lokalfarbe des Himmels, der Sprache, der Nazionalität, unter deren Einflüssen er geboren ist, genug entäußern könnte, um nur ein unparteiischer Schiedsrichter, vollends aber ein wahrer Richter unter einigen Völkern zu seyn? — Durch die augenblickliche Wiederherstellung des gemeinen Gleichgewichts wird nichts gewonnen, als die Sorge für größere Erschütterungen desselben, mit denen die Zukunft bedroht, und ein gegenseitiges, immer tiefer wurzelndes Mißtrauen der Nazionen unter einander." — Muß den Völkern die gegenseitige Erweiterung ihrer Freiheit gestattet werden, deren sich keine Nazion im schimpflichsten Traktate unbedingt entäußern wird, — so sind künftige Kollisionen unvermeidlich. Jede Stipulazion trägt den Keim künftiger Entzweiung in sich, weil durch sie auf die Basis eines momentanen Zwistes oder Bedürfnisses etwas fest gestellt wird, an dem theils die bisherigen Verhältnisse ihre Kraft versuchen, theils sich unerwartet neue Verhältnisse erzeugen, welche entweder diese Instituzion überwachsen und sprengen, oder an irgend einem andern Orte einen gefährlichen Durchbruch verursachen. Es gibt Mißverständnisse unter einzelnen Menschen, und um so mehr unter Nazionen, die im Wege der Negoziazion durchaus unauflöslich sind, um desto unauflöslicher, je reiner in jeder Partei der Wille ist, die Idee des Rechtes zu verklären; denn hier ficht jeder für die Rettung der Nazionalehre, für die Unverletzlichkeit seines edelsten Gutes, seines Heiligthums. Beide Parteien wollen dasselbe; aber der entzweiete Stand-

punkt hindert jede Verständigung. Und ist der Wille bei einem oder dem andern weniger rein, so schützt vollends die bloße Überzeugung des kalten Verstandes von der nothwendigen Gegenseitigkeit der Staaten, so wenig als der kalte Buchstabe des Traktats, der aus jener Überzeugung entstanden war, gegen den Reiz der Eroberung und Machterweiterung. Dann gibt es kein Auskunftsmittel, als den Krieg; in ihm kommt und wächst aufs neue das Gesetz. Je kräftiger der Streit, um desto reiner und mächtiger und verständlicher wird durch ihn die Rechtsidee ausgeboren; je empfindlicher die Kraft von der Kraft getroffen wird, um desto schneller fällt jede unreine Begier, um desto geneigter fühlen sich beide Parteien zum Frieden. Aber außerdem noch wird im Kriege der Nazionalkraft gegen die Nazionalkraft (nicht des Nazionalübermuthes gegen die Nationalmacht) das Wesentlichste und Schönste der Nazionalexistenz gewonnen, die Idee nämlich der Nazion selbst, das Gefühl des eignen Nazionalwerthes, die wahre Erkenntniß vom Werthe jeglichen Besitzthums, der ächte große Stolz des Krieges, der bei dem eigenen hochherzigen Streben nach Freiheit und Unabhängigkeit zugleich die Demuth und Hingebung gegen die Freiheit der Übrigen in sich schließt, und mithin die Basis alles chevaleresken Umgangs, die gegenseitige Achtung aller unter einander, jeder um seiner eigenen Ehre Willen. In langem Frieden muß die Erkenntniß, daß der Staat ein auf Leben und Tod verbundenes Ganze sey, daß ein Vaterland nur erst im Kampfe um Gut und Blut eigentlich erworben werde, allmälig verschwinden, oder doch erschwert werden, weil es an der Veranlassung fehlt, es thätig und anschaulich zu beweisen; es muß sich, weil das Auge der Bürger fast ausschließlich auf das Innere gewendet ist, das Zarteste und Innigste des gesellschaftlichen Verbandes auflösen, und dieser kann nachher nur in einem längern Kriege, durch die Nothwendigkeit, dem Feinde ein gesellschaftliches Ganzes gegenüber zu stellen, wieder ge-

schürzt werden. Was wäre am Ende ein Friede werth, der dadurch erzeugt würde, daß die Staaten sich nicht bekriegen **könnten**? Aller Ehrsinn würde verloren gehen; was wir im Wesen auf diese Art gesunkener Völkerschaften verachten, gemeine, niedere, gewinnsüchtige, hinterlistige Kabale würde an die Tagesordnung kommen. „Soll unter den Völkern bloß der Krieg und innerhalb der Staaten bloß die Unruhe vermieden werden; besteht **darin** das Wesen unserer politischen Einrichtungen: — wohlan, so setze man den Mächtigsten auf den Thron der Welt, so erlaube man ihm eine Weltpolizei zu organisiren und zu konzentriren! — Was hätte die Menschheit dadurch erreicht? Eine **Weile** ewigen Frieden! Auch der Geringste, nehmen wir an, soll weder an seinem Eigenthume, noch an seiner Person gekränkt werden; die **Macht** könne alles durchsetzen, was ihr von dem **Rechte** begehrt: aller Zwiespalt der Kräfte beruhigt sich; es wird nun stille, und jeder ist sicher vor den Angriffen des Nachbars. Eure abwehrende negative Gerechtigkeit ist nun realisirt worden durch die Macht; aber der schöpferische Geist der ehemaligen Staaten, die Unbeschränktheit alles Strebens, alles Erwerbs ist dahin. Jeder hat, begreift, übersieht bei Heller und Pfennig das Seinige. — Nun fällt es Allen wie Schuppen von den Augen: die todten Gränzen erscheinen alsbald den Einzelnen, wie eben so viele Gefängnisse; die Sicherheit selbst wird zu einer immerwährenden Qual. Es zeigt sich, daß nicht der Besitz, sondern der Wachsthum des Besitzes, die Aussicht zu unendlicher Erweiterung des Besitzes, **eigentlich glücklich** machen. Der Streit der Kräfte, der wahre Krieg, die Freiheit, das Gut aller Güter fehlt; ohne dasselbe ist die Gerechtigkeit nichts weiter als konsequente Macht, das Recht nichts weiter, als Recht des Stärkern in ein System gebracht. Erst durch den Krieg wird der Friede, durch die Freiheit das Gesetz zur lebendigen Idee. Der mit Mühe zu Boden geworfene Streit muß also wieder erweckt

werden. Dann erst erscheint die Gerechtigkeit als das Erzeugniß der Macht mit der Gegenmacht, nicht bloß abwehrend, schützend oder negativ; — sondern sie befruchtet, sie segnet, sie begeistert.“ —

Manche bittere blutige Erfahrung ist vorangegangen, bevor diese erhabene Wahrheit nur in wenigen Köpfen zur lebendigen Ansicht gedieh; — manche andere wird noch erlebt werden, ehe die Völker und ihre Beherrscher sich innigst überzeugen, daß der Krieg aus dem Gesichtspunkte der Staaten kein Übel, sondern eine Wohlthat, keine politische Krankheit, sondern ein politisches Heilmittel ist. — Aus dem Standpunkte der einzelnen Privatpersonen werden freilich die Kriege nie aufhören, sogenannte nothwendige Übel *) zu seyn: — Unbequemlichkeiten, welche das Nebeneinanderseyn der Völker mit sich führt; wie in der bestgeordneten bürgerlichen Gesellschaft Prozesse und Streit Unbequemlichkeiten sind, welche sich von dem Nebeneinanderseyn der einzelnen Menschen nicht trennen lassen. Aus dem Gesichtspunkte der Staaten aber erscheinen Kriege als die Bewegung insonderheit, unter denen das poetische Leben sich selbst erkennen und fühlen lernt, unter denen der Staat sich seiner abgesonderten Natur bewußt wird, das Ganze seiner Kräfte vornehmlich erprüft, weil er sich einem andern solchen Ganzen gegenüber sieht. Unter allen Bindungsmitteln der Staatsvereinigung ist der wahre Krieg das wirksamste und dauerhafteste, weil gemeinschaftliche Noth und Thränen besser und fester binden, als das Glück,

---

*) Was man nothwendige Übel zu nennen pflegt, sind eigentlich keine Übel, sondern die in der Einrichtung der Welt gegründeten nothwendigen Bedingungen unsers Däseyns, die freilich unsern Wünschen und unserm Verlangen nach Behaglichkeit nicht in aller Rücksicht angemessen sind. Auf solche Weise aber möchte man am Ende das Leben selbst auch ein nothwendiges Übel schelten, weil es die Quelle vieler Schmerzen, vieler Sorge und Bemühung ist.

weil alles Einzelne, was sich im Frieden verbergen und verheimlichen kann, nun nothwendig öffentlich hervortreten, und dem Ganzen hergegeben werden muß. — Das ist keine Frage, daß jeder Krieg selbst vom Staate große Opfer verlangt. Aber ohne diese beständige Bereitschaft, das einzelne Glied dem Ganzen zu opfern, ist überhaupt der Staat nicht zu denken. Das ganze Leben des freien Menschen ist ein beständiges Hingeben des Geringeren, um das Größere zu erlangen. In allen kleinern Ereignissen des Lebens ist die unaufhörliche Aufgabe: hingeben, aufs Spiel setzen, Samen ausstreuen, sichtbare Güter darbringen, um etwas zur Zeit noch Unsichtbares, bis jetzt noch Geistiges zu gewinnen, ja sich selbst hingeben, um etwas durchaus Geistiges zu erreichen, — sey es nun die eigne, persönliche, aber doch unbekannte Existenz nach dem Tode, oder sey es der Ruhm, das Glück des Vaterlandes, für das gestorben wird. Behauptete man also, das einzelne Menschenleben dürfe nicht hingegeben werden, so läugnet man damit nur, daß es überhaupt Etwas gebe, welches rechtlich dem einzelnen Menschenleben an Werth überlegen sey, und schlägt allen Heroen und Großen der Erde ins Angesicht, von denen die Weltgeschichte redet, und die nur dadurch groß sind, daß sie eignes und fremdes Menschenleben höheren Gütern oder Ideen aufzuopfern im Stande waren. Im Streite der Staaten geht es um das Höchste, warum gestritten werden kann; also muß auch das höchste Gedenkbare eingesetzt werden in den Streit. — Zudem verlangt das unerbittliche Schicksal in der Regel desto größere Kriegsopfer, je größer die Scheu gewesen vor dem Kriege; und höchste Abneigung und eigensinnige Verschmähung der Hilfe des Kriegs in dem Augenblicke, wo es Zeit dazu war, rächt sich über kurz oder lang mit gänzlichem Untergange. —

Gibt es demnach kein sicheres Mittel, den Krieg und die von ihm unzertrennliche Gefahr auf die Dauer von sich abzuwenden, so bleibt den Staaten kein anderer vernünftiger

Ausweg, als der Nothwendigkeit mit Bewußtseyn zu weichen, den Krieg ein- für allemal mit aufzunehmen in ihren Kalkül, sich ihm mit Freiheit zu unterwerfen, damit er selbst wieder diene und unterworfen werden könne ihrer politischen Gewalt. Darauf kommt es an, daß die Staaten sich nicht bloß mit Friedensgeiste, sondern durch und durch mit kriegerischem Geiste zu durchdringen suchen. Alle Institutionen müssen dergestalt konstruirt werden, daß sie gleichmäßig taugsam sind zum Kriege wie zum Frieden; daß der Ausbruch eines nothwendigen Krieges nicht mit tödtlicher Kraft die ganze bisherige Ordnung über den Haufen werfe; sondern daß der Krieg selbst als Lebensprinzip in den Staatsorganismus mit eingreife, daß er Mittel werden könne, die Nazionalfreiheit kräftiger aufblühen zu machen, den Nazionalgeist zu beleben, das Nazionalband enger zu schürzen, die Nazionalwohlfahrt überall im Großen zu befördern. Jeder Tropfen Blut, der den Staat durchfließt, soll mit dem Eisen des Krieges versetzt seyn, und der ganze Staat so gestellt werden, daß er im Kriege, wie im Frieden, ein Ganzes bleiben kann. Dieß aber ist nur möglich dadurch, daß die Kriegs- und die Friedenskünste aufs innigste mit einander verbunden werden; daß nicht jede ihren abgesonderten Weg gehe; daß die alte absolute Schranke zwischen Civil und Militär ohne Vorbehalt eingerissen, das Heer nazionalisirt, die Nazion militärisirt werde.

Solchergestalt also die ganze bisherige Friedenspolitik mit einem durchaus kriegerischen Elemente zu versetzen, ist das Eine, was Noth thut. — Einer andern, nicht minder nöthigen Reform aber bedarf der Krieg. — So wie im Friedenszustande alle Federkraft des Staates dergestalt entwickelt werden soll, um den Krieg in jedem Augenblicke, wo es die Realisirung der Rechtsidee und die Aufrechthaltung der Freiheit gilt, mit Nachdruck führen zu können, so muß umgekehrt auch dem Kriege ein eigenthümlicher Charakter aufge-

drückt werden, der ihn, seiner Kraft unbeschadet, der ursprünglich rohen Wildheit entkleidet, und ihn fähig und würdig macht, das ehrfurchtsgebietende Palladium der Heiligthümer des Staats und der Menschheit zu werden. —

So lange den einzelnen Gewalthandlungen, aus denen sich das schauerliche Drama des Krieges zusammenbaut, keine höhere Bedeutsamkeit beiwohnt, kein sittliches Element, keine göttliche Idee das Ganze heiligt und beherrscht; so lange der Krieg nichts ist, als wildes, blutdürstiges Wüthen, als barbarisches Werkzeug der Rache, des Hasses oder Eigennutzes, als ein großer Deckmantel jeglichen, ohne Zucht und Scheu verübten Frevels; so ist er freilich, abtrünnig seiner erhabenen Bestimmung, ein bloßes verächtliches Mordspiel, ein höchst gesetzloser Zustand, eine unwürdige Verirrung menschlicher Thatkraft. Überhaupt aber ist aller Streit um das Recht, oder um das Menschenglück und um den Nutzen sinnlos, wenn das Wesen aller dieser Ideen nicht in heiligen Zusammenhang gebracht wird. Das gesammte Nazionalleben unter Siegen und Glück aller Art ist schal und nichtswürdig, das Regieren der Völker und ihrer Leidenschaften ein ganz hoffnungsloses Geschäft, die Sorge für die Völker, die Erziehung und Aufklärung derselben, ein Schöpfen der Danaiden im bodenlosen Gefäße, — ohne die Religion. Nirgends wird es deutlicher, als bei der ernsten Betrachtung des Krieges, daß es nothwendig ein religiöses Verhältniß zwischen den Staaten geben müsse, wie es ein religiöses Verhältniß unter den Menschen gibt. Jedes politische Gleichgewicht, das auf andern als religiösen Grundvesten erbaut werden soll, ist null. Kein Völkerbund ist möglich, ohne das ernste Streben der Staaten nach diesem Ziele. Die Nazionalmacht jedes bestimmten Staates bedarf daher zweierlei Schranken: zuerst die, welche aus der Nebenmacht und Gegenfreiheit entstehen, und ferner die, welche er sich selbst gibt, indem er auf die Zukunft, auf die Zeit, auf das Wesen aller menschlichen

Dinge, folglich auf ihren Stifter, auf Gott, Rücksicht nimmt.

Wie demnach das Wort bellum, nach dem Zeugniß der Sprachforscher, ursprünglich duellum hieß, so soll jeder wahre Krieg betrachtet werden als ein Völkerzweikampf, als ein großes Ehren- und Gottesgericht, als eine erhabene offene Fehde im ritterlichen Sinne, wo im Angesichte des allwissenden Lenkers der Welt, dem jede insgeheim vollbrachte That, jede tiefverhehlte Gesinnung unverborgen ist, und vor dem unparteiischen Richterstuhle aller nachfolgenden Jahrhunderte, eine in gütlicher Übereinkunft nicht auszugleichende Angelegenheit durch das von beiden Theilen frei gewählte Loos des Waffenglücks entschieden werden soll. Es genügt daher zu einem wahren Kriege noch nicht die durch den vorliegenden Zweck gegebene rechtliche Befugniß, noch auch die ihm vorangegangene, nach herkömmlichem Brauch geschehene Aufkündigung des Friedenszustandes; sondern alle einzelnen Akte desselben sollen im Gefühl der großen Angelegenheit, die verfochten wird, um der eigenen persönlichen, Familien- und Nazionalehre willen, in ächtem chevaleresken Sinne vollzogen werden, der lieber unterliegen, als durch entehrende Mittel einen unwürdigen Sieg erfechten mag, welcher ihn vor Gott, vor der Nachwelt, vor dem unbefleckten Ruhme der Vorfahren und vor seinem eigenen Gewissen brandmarken müßte.

Alle gesitteten Nazionen haben Treu und Glauben gegen den Feind, Verschmähung meuchlings mordender Waffen und Vorkehrungen, Enthaltung aller nutzlosen oder unnöthigen Raub-, Mord- und Verheerungssucht, menschliche Behandlung der Schwachen, Unmündigen, Gefangenen und Überwundenen, Schonung des Privateigenthums und Ehrfurcht für die nazionalen Religions- und Kunstheiligthümer, als Pflicht anerkannt, und als solche ausgeübt. Mit Recht pflegt man den größern oder geringern Grad der Gewissenhaftigkeit, mit dem diese Ehrenpflicht im Kriege beob-

achtet ward, als Maßstab für die Kultur und den sittlichen Werth der Nazionen anzunehmen, und das um so mehr, da nicht sowohl ein ausdrückliches Gesetz, als ganz eigentlich eine im Herkommen, in stillschweigender Übereinkunft und dem eigenen Ehr- und Religionsgefühle begründete Sitte der Richtschnur für diese Ausübung werden kann. Wie solche zarte Achtung der Menschenwürde mit jeglichem Heroismus und allem Ernste des Krieges vereinbar sey, davon liefern die so verschrienen Zeiten des Faustrechts und die Kriege des Mittelalters, sowohl der Christen gegen die Christen, als gegen die Mauren und Sarazenen, eine Fülle anschaulicher Beweise. Ja selbst im rohesten Vertilgungskriege der Barbaren erzeugt sich im Verfolg des Kampfes, sey es anfangs auch bloß als Maxime der Klugheit, eine gewisse gemeinsame Norm, eine Beschränkung der Repressalien, mit einem Worte, eine unverbrüchliche Kriegssitte, von welcher abzuweichen eine jede Partei für schimpflich und entehrend hält. —

Irgend etwas Gemeinschaftliches zwisches den kriegführenden Staaten ist nothwendige Bedingung alles wahren Krieges. Sollen wir über einzelne Dinge mit einander streiten und Frieden schließen können, so müssen wir, außer dem gemeinsamen Objekte des Streites, durchaus noch über etwas anderes einig seyn, nämlich über eine gemeinschaftliche Basis des Rechts und des Glaubens. Denn die Verbindung im Rechte, nach der die Menschheit ohne Ende strebt, müssen alle einzelnen Völker wollen, in so fern sie nur ihre eigene Existenz wollen, und zu einiger Einsicht über die Möglichkeit der Dauer dieser Existenz gelangt sind. Und eben diese Verbindung im Rechte ist es ja, in der und für die alle wahren Kriege geführt werden. Einen höhern, heiligern Karakter aber kann diese Verbindung im Rechte nur dadurch annehmen, daß sie unter der unmittelbaren Garantie der Religion gestiftet und gefördert wird; — und dieß ist das Andere, wie gesagt, was uns Noth thut. —

Nachdem wir nun den Krieg in seinen Beziehungen zum Staate kennen gelernt, nachdem wir uns überzeugt haben, daß derselbe eine eben so natürliche und nothwendige Form des Staatslebens sey, als der Friede; daß ferner diese beiden Formen in die innigste Verknüpfung gesetzt werden müssen, und endlich, daß es keinen Kriegszweck geben könne, der nicht irgend einem Staatsendzweck untergeordnet wäre; so wird es weiter nicht schwer seyn, das Verhältniß auszumitteln, in welchem die Kriegskunst zur Staatskunst gedacht werden muß.

Jeder Staat muß in doppelter Beziehung erwogen werden: im Verhältnisse zu seinen Nachbarn oder Nebenstaaten, und im Verhältnisse zu sich selbst. Das Letztere ist wiederum doppelt, in wie fern man die Nazion, oder die in den Staatsverein zusammengetretene Masse lebendiger Individuen, von dem Inbegriff der Dinge unterscheidet, welche der Nazion angehören, und die das Besitzthum, das Kapital, das Vermögen (oder wie man es sonst nennen will) des Staates ausmachen. Daher kann man die Staatskunst in drei wesentliche Hauptzweige abtheilen, in Umgangskunst mit andern Staaten, in Verwaltungskunst, und in Erziehungskunst.

Die Kriegskunst ist unstreitig ein Bestandtheil der Staatskunst im weitern Sinne; aber in wie fern der ganze Staat vollständig in gleichem Maße mit Friedens- und mit kriegerischem Geiste getränkt seyn soll, gibt es aus dem hohen Gesichtspunkte wahrer Staatskunst auch keine streng geschiedene Kriegs- und Friedenskunst; sondern beide laufen, aufs innigste verschränkt, und unaufhörlich eine in das Gebiet der andern übergreifend, durch alle drei Zweige der Staatskunst neben einander her.

Die Umgangskunst der Staaten während des Friedenszustandes pflegt man insonderheit unter dem Namen diplomatischer Kunst zu begreifen; zur Zeit des Krieges aber

we sie **Kriegführungskunst** genannt werden müssen. Beide sind ihrer Natur nach aufs innigste mit einander verschmolzen, und jede gewaltsame Trennung muß nothwendig mit höchst nachtheiligen Rückwirkungen auf die Wohlfahrt des Staates verbunden seyn. Überall in der Geschichte sehen wir nur da große politische Resultate, wo die Diplomatie (oder die Politik, wie sie auch wohl genannt zu werden pflegt) Hand in Hand mit der Kriegskunst geht; wo beide Angelegenheiten ihren unmittelbaren Vereinigungspunkt in einer Hand finden.

Oft war es der Fall, daß entweder dem Feldherrn die nöthigen politischen Aufschlüsse mangelten, oder daß der Chef der Diplomatik nicht hinlänglich in die Grundsätze der Kriegskunst eingeweiht wurde. Der Mechanismus der gewöhnlichen Staatsverwaltung bringt es beinahe überall so mit sich, daß beide Staatsfächer, zumal im Frieden, so viel als möglich aus einander gehalten werden. Wenn sodann der Krieg ausbricht, so fehlt es in jeder Hinsicht am nöthigen Einklange; man kann sich weder über den Zweck gehörig verständigen, noch über die Mittel vereinigen, und es entsteht ein feindseliges Reagiren der Diplomatik und der Kriegskunst, das wenigstens dem augenblicklichen Interesse des Staates sehr hinderlich werden kann.

Die Diplomatie hat einen zweifachen Endzweck. Einmal soll sie dienen zur Belebung und Aufrechthaltung des Handels und jeglichen Friedensverkehrs überhaupt, zur fortschreitenden Befestigung des gegenseitig freundlichen Einverständnisses, zur Wegräumung und zuvorkommenden Beseitigung aller Mißverständnisse, die eine Spannung herbeiführen, oder auf irgend eine Weise Hemmniß des friedlichen Umgangs der Staaten werden möchten. Zum andern aber soll sie sich das eigene Nazionalinteresse und Nazionalrecht anempfohlen seyn lassen, ein wachsames Auge haben auf jede ungebührliche Erweiterung der Gegenfreiheit des Nachbars, überhaupt

eine genaue Kontrolle führen über das ganze politische Leben aller Nebenstaaten; bei Zeiten warnen, wenn Gefahr droht; das Friedensverhältniß aufkündigen, wenn die Ehre und Freiheit des Vaterlandes nicht länger dabei bestehen mag, und die bloße Idee des Rechts oder die Kraft der Übereinkunft nicht stark genug ist, die entstandenen Kollisionen beizulegen. Soll nun die Diplomatik beurtheilen können, ob und in welchem Maße die Anstalten und Rüstungen des Nebenstaates in militärischer Hinsicht bedenklich sind oder nicht, ob die gesammte politische Konstellazion den Ausbruch des Krieges begünstigt, ob sie einen Aufschub rathsam macht, oder schnellen Entschluß erheischt; soll sie im Stande seyn, genügende Aufschlüsse über die militärische Lage, Posizion und Tendenz der benachbarten Staaten zu geben, um darauf einen strategischen Kalkül gründen zu können; so sieht man leicht ein, daß zu ihrer vollständigen Berufserfüllung mannigfache Einsicht in das Kriegswesen erfordert wird, und der Inbegriff alles zu diesem Endzweck nöthigen militärischen Wissens gehört demnach zum Gebiet der **diplomatischen Kriegskunst**.

Betrachten wir umgekehrt auf gleiche Weise die Kriegführung in ihrer weitesten Ausdehnung, so ergibt sich zunächst, daß ein wesentlicher Theil der Einleitung des Krieges, als: die Aufkündigung des Friedens, die Bewerbung um den Beistand anderer Staaten, die Anordnung des Kriegsplans auf solche Weise, daß dabei das Interesse der Verbündeten angeregt, das Interesse der neutralen Staaten entweder intakt erhalten, oder auf eine günstige Weise affizirt wird, und kurz tausend andere Dinge, die eine höchst sorgfältige Berücksichtigung erfordern, — daß diese mehr oder minder diplomatischer Natur sind. Aber nicht genug, daß der uranfängliche Operazionsentwurf eine durchaus diplomatische Grundlage hat; auch während des ganzen Laufs des Krieges ist eine ununterbrochen aufmerksame Berücksichtigung

der politischen Verhältnisse und Ereignisse unerläßlich, um darnach überall und in jedem entscheidenden Augenblicke den anfänglichen Kriegsplan dergestalt zu modifiziren, daß kein auf die Wohlfahrt des Staates irgend wie influirender Umstand außer Acht gelassen, und nach Maßgabe seiner respektiven Wirksamkeit unbeseitigt bleibe. Es ist ein allgemeiner und doch sehr schädlicher Irrthum, daß man sich einbildet, die Kriegführung im Großen sey eine rein militärische Operazion. Viele schätzenswerthe militärische Schriftsteller eifern gegen die Einmischung der Diplomatie während des Laufes der Feldzüge; sie sey es, sagen sie, die alle große Resultate hemme, die oft ein Heer in die Fesseln der Unthätigkeit schlage, wenn sich die Gelegenheit zum glänzendsten Erfolge zeige, oft Schlachten und offensive Bewegungen vorschreibe, wenn es die Kriegsdialektik verlange zu temporisiren, und mit Vorsicht günstigere Kombinazionen einzuleiten. Allerdings haben diese Männer recht, wenn sie bloß den Krieg ins Auge fassen, nicht aber den Staat, dessen Zwecken er dienen und unterworfen seyn soll. Oft macht freilich der des Krieges unkundige Eigensinn der Diplomaten die weisesten und dem Wohle des Staates angemessensten Plane des Feldherrn scheitern; oft aber läuft auch der Staat Gefahr, durch die unzeitige Ruhm- und Fechtlust seiner Generale ganz oder theilweise zu Grunde zu gehen. Daher sollen alle Operazionen zugleich strategisch und politisch basirt, und das Hauptquartier nicht bloß der Mittelpunkt des Heeres, sondern auch das Zentrum aller politischen Verhandlungen seyn. —

Jeder Krieg muß doch einmal ein Ende nehmen; mit je geringerem Kraftaufwande derselbe Zweck erreicht werden kann, um desto besser pflegt es in der Regel zu seyn. Alle Kriegsbeendigung aber ist — nicht ein rein diplomatisches, — sondern ein militärisch-diplomatisches Geschäft. Nach Maßgabe der erfochtenen Vortheile oder der bedrängten Lage, und mit Rücksicht auf das wahre Interesse des Staats muß nicht

allein der rechte Augenblick für die Einleitung des Friedens gewählt, sondern darnach auch für das neue Friedensverständniß die Gränze dergestalt regulirt, der Inhalt der übrigen Artikel dermaßen modifizirt werden, daß man um scheinbarer Vortheile willen nicht wesentlich wichtige Punkte aufopfere, und der Staat durch eine voreilig zugestandene Bedingung nicht im Frieden noch gefährlicher bedroht werde, als zuvor durch den Krieg. — Man wird sagen, in allen diesen Fällen müßten sich Heerführer und Diplomaten gegenseitig berathen, keiner aber in die Sphäre des andern eingreifen wollen. Dieß ist ganz recht; der Erstere soll die Armee dirigiren, und der Letztere das Kabinet. Allein soll Einheit in das Ganze kommen, so müssen sich beide wechselseitig verstehen, jeder die Vorschläge, den Rath und die Einwendungen des andern gehörig zu würdigen und mit den vorhandenen Umständen zu kombiniren wissen. Daraus folgt in letzter Instanz, daß in einem großen Staate die Pflanzschule der Diplomaten, und die des Generalstabs bis auf einen gewissen Grad gemeinsam ausgebildet, und jedes Korps aus beiden Elementen zusammengesetzt werden müsse; — eine Idee, die hier nicht zum ersten Male ausgesprochen wird, und die in manchen großen Staaten schon realisirt ist.

Wir verlassen jetzt die auswärtigen Verhältnisse, und wenden uns zur Staatskunst der innern Angelegenheiten. Ist es die Tendenz jenes erstern, so eben betrachteten Hauptzweiges der Staatskunst, die Idee eines völkerrechtlichen Verhältnisses zu gründen, so sind die der Staatskunst des Innern obliegenden Zwecke: Realisazion der Idee des Staatskörpers und Realisazion der Idee einer Nazion. Es liegt ihr demnach ob: 1.) eine solche Benutzung, Sicherstellung, Beherrschung und Heiligung des Nazionalkapitals oder Besitzthums, daß es nicht nur dem gesammten Freiheits- und Genußstreben der Privaten eine höchstmögliche Genugthuung gebe, sondern daß es zugleich ein großes, in allen seinen Elementen innigst

verknüpftes, selbstständiges, nazionales Ganze ausmache, und 2.) eine solche Organisazion, Erziehung und Regierung der in ihr frei zusammengetretenen Menschenmasse, daß auch sie wirklich ein in Sitten, Sprache, Gesinnung und Gesetz analoges Ganzes werde, gleich fähig das Nazionalkapital zu genießen, zu schätzen, zu schützen und zu mehren, als taugsam bei steter zunehmender Reprodukzion ihrer selbst, und troß des zeitlichen Wechsels der einzelnen Generazionen, in immer größerer Vollendung die Idee des Rechts nach allen Richtungen desselben lebendig auszubilden. Beide Zwecke sind so vollständig und unzertrennlich in einander verwachsen, daß die ihnen entsprechenden beiden Zweige der Staatskunst, die wir Verwaltungs- und Erziehungskunst genannt, an unzähligen Stellen so ineinanderschmelzen, daß es schwer, wo nicht unmöglich wird, eine jede abgesondert für sich bis in das feinste Geäder zu verfolgen, und man daher bei dieser Eintheilung jede Forderung an eine sichtbar strenge Spaltung beider Fächer gänzlich aufgeben muß.

Das Geschäft der **Verwaltungskunst** zerfällt, nach dem von uns gewählten Eintheilungsgrunde, in die Verwaltung des Nazionalkapitals während des Friedens, und in die Verwaltung während des Krieges.

A. Im Frieden ist sie 1.) Sorge für die Rechts- und Reichthumspflege während dieses Friedenszustandes, und sie geräth von dieser Seite in wechselseitige Berührung mit der Diplomatik durch den Handel; 2.) aber Sorge für die vollständige Bereitschaft zum Kriege, wodurch sie in Verknüpfung mit der Kriegskunst tritt. — Zur Bereitschaft auf den Krieg gehört die Anschaffung, Ausrüstung und Unterhaltung eines Heeres, die Befestigung des Landes, Aufhäufung von Vorräthen aller Art, Bereitseyn eines gewissen Geldkapitals, kurz, eine solche Anordnung, daß für alle Bedürfnisse des Krieges ohne Ausnahme im voraus gesorgt sey; daß durch allmälig aufgelegte geringere Friedensopfer die Unbequem-

lichkeit des schleunigen großen Kriegsopfers möglichst gemildert werde; daß der Organismus des Friedens in seiner Grundverfassung dergestalt konstruirt sey, daß er ohne widernatürliche Konvulsionen und unbedingte Todesgefahr den Kriegszustand in sich aufnehmen und zum Heile des Ganzen verarbeiten könne.

Man sieht schon aus dieser flüchtigen Andeutung, wie es sich aus der detaillirten Entwicklung dieser Gegenstände noch deutlicher ergeben muß, wie vielfältig der Krieg und die Finanzen mit einander in Gemeinschaft treten, wie der Finanzier wissen und beurtheilen müsse, den einstweiligen und den künftigen Realbedarf des Kriegswesens an Effekten, Menschen und Anordnungen, und wie wiederum der Kriegsminister, dem die Organisazion des Heeres, der Landesvertheidigung, der Magazine, u. s. w. übertragen ist, vertraut seyn muß mit der ganzen Finanzverfassung, mit dem Maße des Nazionalreichthums und jährlichen Nazionalerzeugnisses, um darnach die Größe seiner Kriegsanstalten und den Organismus derselben auf eine der Individualität des Staates durchaus angemessene Weise zu konstruiren, damit zwischen Kriegs- und Friedensaufwand ein der Staatswohlfahrt ersprießliches Verhältniß erzeugt werde. Werfen wir einen Blick in die Geschichte der innern Angelegenheiten eines jeden Staates, und wir werden, wie zuvor bei den auswärtigen Angelegenheiten den Diplomaten und Feldherrn, so hier den Kriegs- und den Finanzminister in ewiger Fehde begriffen sehen.

Der Kriegsminister denkt an Vermehrung der Streitkraft, und erheischt ein Opfer nach dem andern vom Staate; der Finanzminister kalkulirt, wie er die Ausgaben möglichst beschränken, und Überschuß beim Kassenabschluß finden möge; der eine legt Festungen an, wo der andere gern eine Mühle gebaut hätte, oder trocknet Sümpfe aus, an die der andere seine Flanken anzustützen gedachte; — kurz einer operirt dem andern, und so am Ende jeder dem Staate zum Scha-

den. — Warum? — Weil die ökonomische und die kriegerische Verfassung eines Staats entweder aus einem Gusse bestehen muß, oder sich aus dem einseitigen Streben eines jeden, ohne Rücksicht auf das andere, für sich agirenden Departements nothwendig beschwerliche Differenzen erzeugen müssen. —

B. Im Kriege selbst vollends zeigt sich erst recht handgreiflich, welch ein bedeutendes Kapitel die Staatsökonomie im Fache der Kriegskunst einnimmt. Das Heer bildet hier meist ein in sich abgeschlossenes Ganzes, einen vollständigen kleinen Staat für sich; daher muß es als ein solcher organisirt seyn, und fast ist kein einzelner Zweig der Staatsverwaltung, für den es nicht auf ein oder die andere Weise ein korrespondirendes Fach im großen Organismus der Heeresverpflegung gäbe. Die ganze Kraft des Staates konzentrirt sich einstweilen vorzüglich in dem einen zur übermäßigen Wichtigkeit angeschwollenen Gliede; alle müssen für den Augenblick ihm dienen und helfen, in wie fern es selbst dem Ganzen soll dienen und helfen können. Sowohl das eigene Nazionalkapital, als das durch den Krieg dem Feinde entrissene Besitzthum, muß auf eine eigenthümliche Weise zu Gunsten des Heeres verwaltet werden. Die ökonomischen Rücksichten sind diejenigen, welche auf den Gang, auf die Möglichkeir, auf das Gelingen oder Fehlschlagen der Operazionen fast den wichtigsten Einfluß haben, und wenn der Verpflegsdirektor kein Kriegsverständiger ist, der Feldherr nicht selbst die ökonomische Bedeutsamkeit des Kriegstheaters für sich und für den Feind zu beurtheilen versteht, so kann kein einzelnes Stratagem, keine heldenmüthig durchgefochtene Schlacht, für das Endresultat des Feldzuges entscheiden. Es ist bekannt genug, wie einige neuere Schriftsteller behauptet haben, daß sich die ganze moderne Kriegskunst auf eine Bedrohung und Aufreibung der gegenseitigen Subsistenzmittel zurückführen lasse, und wenn sie schon in dieser Behauptung etwas

zu weit gegangen seyn mögen, so läßt sich wenigstens daraus der Grad der Wichtigkeit abnehmen, die diesen Dingen, in Bezug auf die heutige Art Krieg zu führen, eingeräumt werden muß. Aber nicht genug, daß eine Armee nicht ohne Lebensmittel bestehen kann; es läßt sich auch kein Krieg führen ohne Geld, ohne diesen nervus rerum gerendarum; und also auch noch von einer andern Seite läßt sich begreifen, warum alle großen Kriegsoperazionen einer vollständigen ökonomischen Basis bedürfen, und die Kriegskunst im weitern Sinne das Studium der Staatsverwaltungskunst in gewissem Maße unentbehrlich macht. —

Zuletzt ist uns noch übrig, die Beziehungen der Kriegskunst zur Erziehungskunst aufzusuchen. Wir haben schon an einem andern Orte darauf hingedeutet, daß alles, was uns die Geschichte der Spartaner, Römer, Perser, Germanen, u. s. w. von dem Streben der Völker nach nazionaler Erziehung berichte, in der Hauptsache auf eine militärische Ausbildung des männlichen Geschlechts, und insonderheit der männlichen Jugend hinauslaufe. Was an der Nazionalerziehung, so wie sie die Geschichte berichtet, nicht unmittelbar einen kriegerischen Zweck hatte, das hatte eine religiöse Tendenz, und wenn man sich recht deutliche Rechenschaft davon geben will, worauf das Augenmerk aller Nazionalerziehung gerichtet seyn kann und seyn muß, so findet man bald, daß sie auch nur von zwei Polen ausgehen könne, von der Religion und vom Militär. —

Der große Zweck aller Nazionalerziehung ist: den Einzelnen zu einem würdigen und tüchtigen Gliede des Ganzen zu bilden, und Alle in die Nothwendigkeit zu versetzen, daß sie nur Gemeinschaftliches thun und beschließen können und wollen. Die steigende, in der Wechselwirkung sehr belebende Kraft der menschlichen Verbindung zu erzeugen, zu pflegen, und in Thätigkeit zu setzen, ist also das Wesentliche, und darin bewährt sich die Kunst, in wie fern der Staat jegli-

ches dazu hinwirkende Motiv festzuhalten, sich zu unterwerfen, und für seine Zwecke zu verwenden weiß. Abrichtung der Individuen und der daraus gebildeten Waffen für den Nazionaldienst, analoge Entwickelung ihrer physischen und geistigen Anlagen, ihrer praktischen und theoretischen Fertigkeiten, ist für sie eine wichtige, aber nur eine untergeordnete Tendenz. Wichtiger und am wichtigsten von Allen ist die Konzentrazion aller einzelnen Neigungen, Bestrebungen und Gesinnungen für ein gemeinsames über Alles hoch und werth geachtetes Ganzes; eben die Erweckung nazionaler Kraft und Gesinnung. Es muß für alle eine Ehrensache, und zwar die höchste Ehrensache werden und seyn, ein bestimmtes Vaterland zu haben. Die Überzeugung, daß die Vertheidigung der Nazionalexistenz der höchste Prüfstein der persönlichen Ehre sey, muß zur vorherrschenden öffentlichen Meinung werden. Das, was größer als Alles über den Regierungen und über den Einzelnen unsichtbar kräftig waltet; das, woher alles Bestehen und alle Eintracht eines für die Ewigkeit verbündeten Volkes rührt; das, was öffentliches und Privatleben, wie Haupt und Glieder, die ohne den Tod des Ganzen nicht getrennt werden können, magisch verbindet; das, was die Zahlen der mechanischen Staatskunst in tüchtigen, freien und großmüthigen Verkehr der lebendigen Staatskunst verwandelt; das, was über alle chemische Kräfte eines gährenden Zeitalters sicher triumphirt, ist das G e f ü h l d e r v a t e r l ä n d i s c h e n V e r b i n d u n g selbst, dem jedes Herz gewachsen ist, und der stolze Entschluß, mitten in der ansteckenden Umgebung zerfließender, vertrocknender, und der todten Macht aller Elemente hingegebener Staaten, ein ganzes und lebendiges Volk bleiben zu wollen. Ohne dieses durchgreifende, alle einzelnen Gemüther beseelende Gefühl, ohne die vollendete Zusammenschmelzung des öffentlichen und Privatlebens, öffentlichen und Privatglücks, die wir so oft in

mangelhafter Gestalt an den Staaten des Alterthums bewundern, gibt es eigentlich Niemanden, der wahrhaft dient, und somit auch Niemand, der wahrhaft herrscht. Was kann einer erhabenen königlichen Seele damit gedient seyn, daß der Bürger die herkömmlichen Prästazionen leistet, daß er mit Unwillen seinen Tribut zahlt, mit Widerstreben sich zur Vertheidigung des Vaterlandes hergibt? Wenn sein Szepter nicht auf eine zauberhafte Weise die innere Neigung der Bürger berühren, wenn er nicht die innerliche verwilderte Begierde der Herzen besänftigen und sie einer allgemeinen vaterländischen Ordnung sowohl für ihr irdisches als für ihr ewiges Theil unterwerfen kann, — so wird er vielleicht hier und dort binden, zwingen, treiben, kurz mancherlei mechanische Wirkungen hervorbringen, aber eigentlich herrschen wird er nicht. —

Man muß sich übrigens die Erziehung in so erhabenem Sinne nicht wie ein Geschäft vorstellen, das in wenigen Jahren vollendet, durch einzelne zerstreute Anordnungen bewerkstelligt werden könne. Jeder einzelne Mensch wird selbst für seine Privatzwecke sein ganzes Leben hindurch immer fort erzogen bis an seinen Tod. Was er in der sogenannten Schule selbst gewinnt, ist gerade das Wenigste und Unbedeutendste; vielmehr als die Lehre wirken Beispiel, Umgang und methodische Gewöhnung von Jugend auf. Der Mensch geht allenthalben in zwei Schulen zugleich: erstlich in die seines Schulmeisters, und zweitens auch in die Schule des Lebens, des geselligen Verkehrs, welche hundertmal verdirbt und verbessert, was der Erzieher veredelt oder verdorben hat, der selbst wiederum durch seine Zöglinge erst recht eigentlich für das Erziehungsgeschäft erzogen werden muß. Um so begreiflicher wird es, daß der Staat, dem eine Generazion nach der andern unter den Händen zuwächst und abstirbt, unausgesetzt in jedem Augenblicke, und durch jede sich darbietende Gewalt und Gelegenheit, an der Erziehung seiner Nazion fortarbeiten,

seine Hauptsorge aber weniger auf die unmittelbare Zustuzung einzelner Individuen richten muß, als auf die mittelbare Erziehung eben aller Individuen durch ihre gegenseitige Reibung und durch Ordnung und den Geist des ganzen Vereins.

Die öffentliche oder Nazionalerziehung zerfällt daher in zwei Geschäfte oder Disziplinen: in die Zucht der gegenwärtig mündigen Generazion, und in die Erziehung der heranwachsenden unmündigen. Beide Geschäfte reißen begreiflich nie ab, so lange das Leben des Staates selbst fortwährt; und beide können nur gedeihen unter dem unmittelbaren Vorsitz der Kirche und des Militärs, die sich gegenseitig ergänzen, die Hände bieten, und in zweifacher Richtung den ganzen nazionalen Körper umfassen und befruchten müssen. Ohne Religion gibt es ohnehin für die Menschen keine wahrhaft bindende Gemeinschaft; auf sie muß also alle nazionale Gesinnung basirt seyn. Sie pflanzt durch Wort, Lehre und Ermahnung den ersten Keim in das Innerste des Gemüths; sie reinigt und entwickelt das Willensvermögen. Wenn dieses aber sich in Thaten ausspricht, so muß es auch von außen auf gewisse gesetzliche Schranken stoßen, die mehr oder minder Zwangsanstalten sind, und in letzter Instanz zu ihrer Stütze das Militär oder die bewaffnete Macht des Staates bedürfen. Alle öffentlichen Zucht- oder polizeilichen Einrichtungen haben daher einen mehr oder minder militärischen Karakter. In Frankreich ist durch die Gendarmerie eine ganz eigentlich militärische Polizei organisirt worden, die man in mehreren Staaten mit Vortheil nachgeahmt hat, und alle Partisanen des ewigen Friedens gehen bekanntlich mit dem Projekte um, alle stehenden Heere allmälig in eine bloße Sbirren- und Nachtwächter-Gesellschaft aussterben und zusammendorren zu lassen. — In der Polizei also ist allerdings ein Punkt für die Berührung der Kriegskunst und Nazionalpädagogik gegeben. Sie

findet aber noch auf andere Weise in viel erhabenerem Maße Statt.

Wir sind überall in den vorangeschickten Betrachtungen bemüht gewesen, den Krieg als die große Schule darzustellen, in der die Völker praktisch zu geselligem Umgange und zu rechtlichem Verein erzogen werden. In der That, wo kann es größere Veranlassung zur Ausübung aller menschlichen und bürgerlichen Tugenden geben, und zur Erwerbung der sittlichen Tapferkeit, die wir Tugend nennen, als eben da, wo die größte Verführung zur Sünde ist, wo sich tausend geheime Wege und verborgene Gelegenheiten darbieten, allerlei Gelüste ungeahndet zu befriedigen, und wiederum auf der andern Seite tausend Veranlassungen, in gelassener Ertragung jeglicher Beschwerde, heroischer Verachtung jeglicher Gefahr und blinder Unterwerfung unter das Gebot der Pflicht, die Kraft des Gemüthes im glänzendesten Lichte zu zeigen? Wer diese doppelte Feuerprobe glücklich überstand, der hat die Weihe fürs ganze Leben empfangen, und eine Nazion, die im Kriege ihre Ehre und sittliche Würde makellos und unbefleckt erhält, legt ein unverwerfliches Zeugniß ihres innern Adels und ehrwürdigen Nazionalkarakters ab. — Auf gleiche Weise haben wir zur Genüge angedeutet, wie sich in der äußern Bedrängniß des Krieges erst der wahre unauflösliche Nazionalverband erzeuge; wie alles Gift der Friedensträgheit in seinem Glühfeuer verflüchtigt werde; wie er den Wilden zähme, den Weichlichen stähle, und durch die Entbehrung genießen lehre; kurz, wie eine Nazion zum Frieden durch den Krieg erzogen werden müsse.

Daß der Krieg aber auf den Karakter der Nazion wirklich diesen Einfluß äußere, und nicht umgekehrt sittliche Verwilderung und Entwöhnung aller Friedenstugend bewirke, ist die Sache der Nazionalerziehungskunst. Während des Krieges selbst erzieht freilich am meisten das Schicksal;

aber eben die Keime, die es dann ausgestreut hat, sollen im Frieden zur Ausbildung gebracht, die wilden Ranken, die sich erzeugt hatten, sollen weggeschnitten, die Belehrung, die man gewonnen hat, soll benutzt, mit einem Worte: wie im Kriege für den Frieden, so muß im Frieden die Nation für den Krieg erzogen werden. Dieß ist aber nur möglich, in wie fern, wie wir es schon einmal ausgesprochen haben, das Heer nazionalisirt, und die Nazion militärisirt wird, d. h. es muß nicht nur an die Stelle der auswärtigen, den Staat bloß äußerlich, wie ein aus fremden Stoffen geschmiedeter Panzer, umfangenden Armee, wie sie in den letzten Jahrhunderten gebräuchlich war, ein inneres und aus Söhnen des Landes zusammengesetztes Heer treten; sondern es soll förmlich Heer und Nazion Eines werden; alle Kreatur und aller Besitz im Staate soll bewaffnet, oder vielmehr selbst Waffe seyn; alle Instituzionen des Staates, alle Wissenschaft und alle Gesinnung sollen kriegerisch und friedlich zugleich seyn. Denn so gebührt es sich, wenn der Staat in ewigem Bewußtseyn und Genuß seiner selbst, aber auch in ewiger Selbstgarantie, in beständiger Selbstvertheidigung begriffen seyn soll; und dahin streben, heißt eine Nation militärisch erziehen. Kein Vorrecht der Geburt, keine geistige Anlage oder Talent irgend einer Art muß als hinreichender Grund zur Exemzion angesehen werden. Im Gegentheil muß jede Anlage, jedes Talent, als des Mannes unwürdig und als unächt betrachtet werden, wenn es der Anlage zum Kriegsdienste widerspricht, und ihn hindert, sich das Recht zu erwerben, ein Bürger des Staates in voller Bedeutung des Wortes zu seyn. Man wende nicht ein, daß diese Maßregel zum Nachtheile des Staates selbst ausschlagen werde. Ein Dutzend halb entschiedener Talente mehr als zuvor wird verloren gehen, ehe die neue Einrichtung mit dem ganzen Staatsorganismus verwachsen ist. Immerhin! welch ein unbedeutendes Opfer

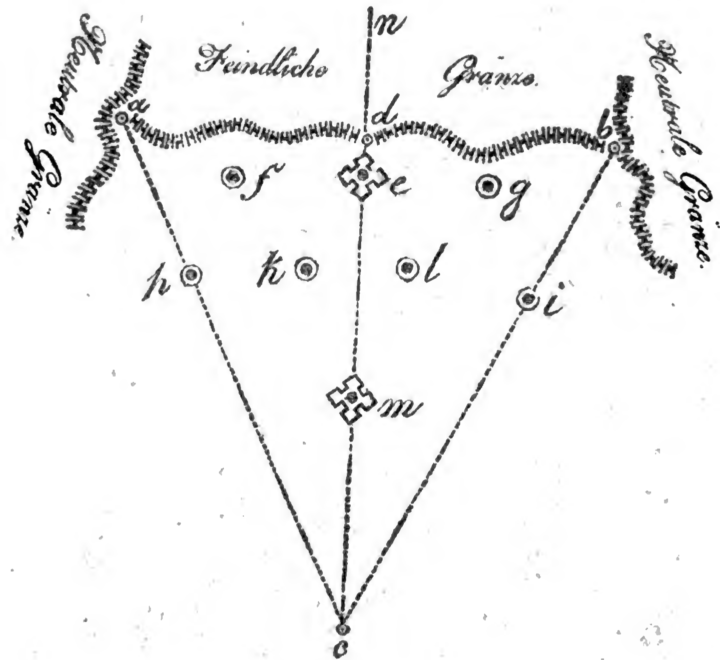
für den unübersehbaren Gewinn, der dadurch dem Ganzen auf tausend andern Wegen zuwächst. Ist das Vaterland in Gefahr, so muß dieß und dessen Erhaltung und Vertheidigung mehr werth seyn, als die Summe alles Talentes zusammen genommen, das eine Generazion hervorzubringen vermag. Ist es aber nicht in Gefahr, oder ist die Gefahr nur vorübergehend, so wird ohnehin nur ein geringer Theil der ganzen Volkszahl in Anspruch genommen, und wer wollte, wenn ihn da die Reihe trifft, sich für zu gut halten, dem Ganzen, dem er Alles verdankt, eine Spanne Zeit zu opfern! Unter vielem Unglück, ist es gewiß ein großes Glück, daß in unsern Tagen der Gedanke von der unbedingten Verpflichtung eines Jeden zum Kriegsdienste den verweichlichten, im Egoismus und Privatgenusse versunkenen Völkern trotz ihres Widerstrebens praktisch gelehrt wird. Daß die Armee gleichmäßig durch die Jugend aller Stände ergänzt und angefrischt werde, muß auf ihren innern und äußern Werth einen höchst glücklichen Einfluß äußern. Daß aber umgekehrt auch alle Stände bei ihrem Durchgange durch das Heer von dem kriegerischen Geiste des Muthes und der Ordnung, der im Heere herrscht, etwas in die Nazion wieder mit zurückbringen, das ist noch mehr werth. Nur in wie fern alle Individuen ohne Ausnahme auf eine gewisse Zeit in den kriegerischen Strudel hineingerissen werden; nur in wie fern das Militär, anstatt eine abgesonderte, gering geachtete oder doch bedauerte Kaste zu seyn, in eine Lebensperiode umgewandelt wird, die jeder überstanden haben muß, der auf das Recht und den Rang eines Staatsbürgers Anspruch haben will, darf man hoffen, die verderbliche Scheidewand zwischen Zivil- und Militär, — zwischen denen, die sich wegen ihrer Bürgerpflicht mit dem Staate bloß durch Geld, oder aber mit ihrer Person abfinden, — gänzlich aufhören zu machen, und das Privatleben mit dem öffentlichen Leben in Einklang zu bringen. So lange das Ganze jedem Einzelnen

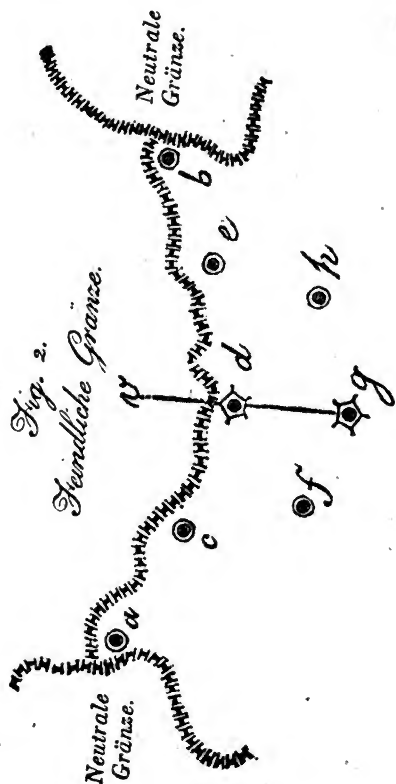
nicht unendlich mehr gilt, als er sich selbst, so lange ist das Ganze gar nicht vorhanden. Da aber das Privat- oder Familienleben heut zu Tage, theils durch böse Gewohnheit, theils durch das Verschulden des Staats, theils durch tausend verführerische Reize, die es mit sich führt, die Gemüther dem öffentlichen oder Staatsleben fast ganz entzogen und entfremdet hat, so muß der Antheil der Nazion an dem Nazionalen und Öffentlichen mittelst der Nazionalerziehung förmlich organisirt, von den Regierungen auf öffentliche Zwecke hingelenkt, und in das Nazionalleben wieder eingeführt werden. Man vergißt die große Wahrheit, welche schon Macchiavelli verkündigt, daß Menschen und Völker nicht allein durch die Wohlthaten gewonnen und gebunden werden, die man ihnen erweist, sondern auch durch die, welche man sich von ihnen erweisen läßt. Was uns gründliche Mühe, Arbeit und Noth gekostet, dem müssen wir uns wenigstens einmal in unserm Leben mit unserer ganzen Persönlichkeit hingegeben haben. Unsere ganze moderne Erziehung ist durch und durch Privaterziehung. Was Wunder, daß wir nichts Anderes seyn und werden mögen, als wozu wir einzig nur erzogen sind! Das entschiedene Eremitenleben unserer gesammten Jugend im Vaterhause, mit dem wir in die Welt eintreten, und in dem wir unsere froheste und früheste Zeit hinbringen, deren Erinnerung, wie ein goldener Traum, durchs ganze nachfolgende Leben nachzieht, muß wohl Entwöhnung vom Vaterlande zur Folge haben; da uns keine andere frohe Zeit eben so aus der Familie in das öffentliche Leben hinüberführt. Die zweite Periode der jugendlichen Entwickelung bringen wir in der Schule zu, wo uns nichts Höheres und Reizenderes gezeigt wird als die Wissenschaft. Und uns sollte am Ende diese Wissenschaft und die Studierstube nicht auch lieber werden als der Staat, der uns nie ausdrücklich in Anspruch genommen, der uns nur gelegentlich, wenn wir Steuern entrich-

ten sollen, oder ihn um kärglichen Broterwerb anflehen, auf unfreundliche Weise berührt? — Sollen wir Alle auf gleiche Weise dem Staate ergeben seyn, so muß es für uns alle einen sichtbaren Berührungspunkt mit dem Staate geben, von dem unsere Aufmerksamkeit schon in frühester Jugend angezogen wird, auf den unsere ganze Erziehuung bezogen werden muß, und wovon wir aufs ganze weitere Leben die unauslöschliche Erinnerung hinübertragen. Dieser Berührungspunkt nun muß, nach unserer Einsicht, dadurch gegeben werden, daß jeder Jüngling durch das Militär aus dem Familienleben der Kindheit in das öffentliche Leben des Mannes förmlich eingeführt, und jeder andere Übergang zum Bürgerrechte und zur gesetzlichen Ehe unbedingt abgeschnitten wird. Wer nicht Lust hat, sich die Vorrechte des Mannes mit Hinopferung seines Blutes zu erwerben, der muß auch nicht Anspruch darauf machen dürfen. — Den besten Modus für diese Einführung, die Bestimmung der schicklichsten Länge der Dienstzeit, und was weiter dahin gehört, mag jeder Staat nach seiner Lokalität und Individualität selbst eigen bestimmen. Allgemeine Bedingung ist bloß, daß niemand auf anderem Wege die bürgerliche Weihe erhalte, und daß diese Dienstzeit nicht als leere Formalität, sondern als der wichtige Moment betrachtet werde, wo die gesammte männliche Jugend aufs Nazionalleben vorbereitet und für dasselbe gewonnen wird. Körper, Geist und Karakter müssen in dieser Schule gleichmäßig bearbeitet, und dem Dienste des Vaterlandes zugewendet werden. Alle Einwendung, daß die schönsten Jahre dem Studium entrissen würden, fällt dadurch weg. Man setze den Eintritt ins Militär nicht zu früh; man bestimme die Ausdauer darin nicht zu lange; man gestatte in einzelnen dazu geeigneten Fällen, daß dem Jünglinge noch einige Jahre Aufschub gegönnt werden; so wird der Übelstand gehoben seyn. Und sollten wirklich bei der heutigen Einrichtung einige Kenntnisse mehr eingesammelt werden,

so ist der Verlust unbedeutend. Was der Staat auf dieser Seite einbüßt, das gewinnt er auf der andern Seite doppelt; denn der nazionale Karakter ist doch auch etwas werth.

Welche Mittel die Kriegskunst in Bewegung setzen müsse, diesen Karakter zu erzeugen, kann hier nicht weiter entwickelt werden. Aber drei einfache Dinge sind es, auf die ihr Hauptaugenmerk gerichtet seyn muß: Muth, Gehorsam und Ehrgefühl. — Muth, damit wir uns recht verstehen, ist die klare und allgegenwärtige Disposizion der Seele zur Freiheit in allen Gestalten; ein siegreiches Gefühl, welches über den Menschen kommt, wenn er durch eine schöne Gewohnheit dahin gebracht wird, die Schranken zu lieben, sie mit Freiheit anzuerkennen, weil er sich der Kraft bewußt ist, sie umzustürzen. Gehorsam ist die unbedingte Unterwerfung unter das Gesetz, die unverklausulirte Hingebung seiner Persönlichkeit an und für eine höhere heiliggeachtete Idee; und Ehre endlich, d. h. die uneigennützige gesellschaftliche Ehre, — ist die stündliche Bereitschaft zu allen Mühen und Opfern, ja zum Tode, wenn es darauf ankommt, das Heilige, Unsichtbare, Hilfsbedürftige zu schützen und zu vertheidigen, und alles das, dessen Werth ich für mein ganzes Leben empfunden habe, mir auch mit allen Waffen des Geistes und des Armes mein Leben hindurch gegen Jedermann zu vertheidigen. — Sind diese drei Dinge lebendig gewonnen, so ist das Schwierigste überwunden, und alles Andere ergibt sich von selbst. —


Fig. 1.
Feindliche Gränze.
Neutrale Gränze
Neutrale Gränze.
n
d
a
b
f
e
g
p
k
l
i
m
c


Fig. 2.
Feindliche Gränze.
Neutrale Gränze.
Neutrale Gränze.
a
b
c
d
e
f
g
h





